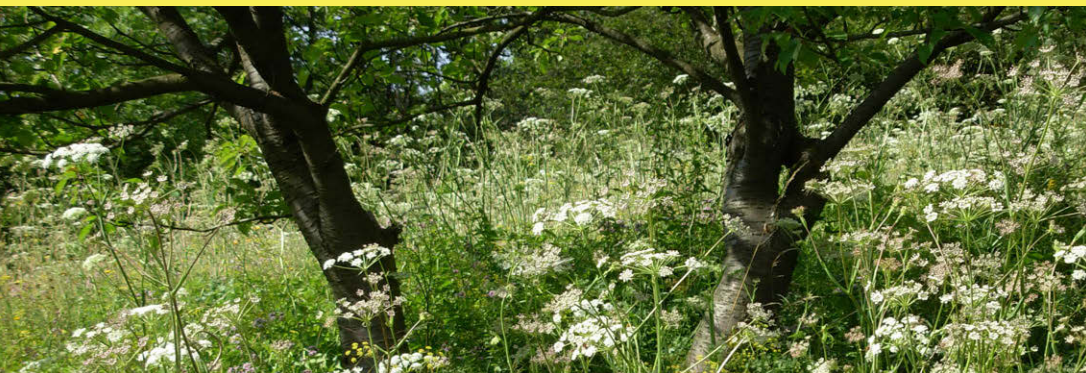


Bernhard Setzwein

HRABAL und der Mann am Fenster

Herausgegeben, kommentiert, erläutert und mit
Materialien versehen von Hans-Peter und Kirsta Viola Ecker



University
of Bamberg
Press

3 Bamberger Texte für Bühne und Film

Bamberger Texte für Bühne und Film

Hrsg. von Hans-Peter Ecker

Band 3



Bernhard Setzwein

***HRABAL UND DER MANN
AM FENSTER***

Herausgegeben, kommentiert, erläutert und mit Materialien
versehen von Hans-Peter und Kirsta Viola Ecker



Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Informationen sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de/> abrufbar.

Dieses Werk ist als freie Onlineversion über den Hochschulschriften-Server (OPUS; <http://www.opus-bayern.de/uni-bamberg/>) der Universitätsbibliothek Bamberg erreichbar. Kopien und Ausdrücke dürfen nur zum privaten und sonstigen eigenen Gebrauch angefertigt werden.

Alle Rechte für Aufführung und Verfilmung bei Gallissas Theaterverlag und Media-agentur GmbH, Potsdamer Straße 87, 10785 Berlin.
Herstellung und Druck: Digital Print Group, Nürnberg.
Umschlaggestaltung: University of Bamberg Press, Anna Hitthaler.
Abbildung auf dem Einband: Kirsta Viola Ecker, 2009.

© University of Bamberg Press Bamberg 2015
<http://www.uni-bamberg.de/ubp/>

ISSN: 2199-3696
ISBN: 978-3-86309-365-5 (Druckausgabe)
eISBN: 978-3-86309-366-2 (Online-Ausgabe)
URN: urn:nbn:de:bvb:473-opus4-451156

INHALTSVERZEICHNIS

1. Vorwort	7
2. Bühnentext	9
3. Kommentar	87
4. Nachwort	127
5. Literaturverzeichnis zu Kommentar und Nachwort	137
6. Materialien	145
6.1 Bernhard Setzwein: »Herr Schriftsteller, vergessen Sie die Mütze nicht!« Mitteleuropa und der gar nicht kalte Osten (Bamberger Poetikvorlesung, 2004)	145
6.1.1 Was ist ein Ort?	145
6.1.2 Wer sind die Menschen?	167
6.1.3 In was für einer Zeit?	185
6.1.4 Ist literarischer Mundraub erlaubt?	205
6.1.5 Materialien und Verweistexte zu Stück und Poetikvorlesung	225
6.2 Interviews und Rezensionen zu Stück und Premiere	231
6.2.1 Peter Geiger: Kenner menschlicher Grundbefindlichkeiten (Ein Interview mit dem Autor)	231
6.2.2 Autor Bernhard Setzwein und Regisseurin Mia Constantine im Gespräch mit Dramaturgin Meike Sasse	234
6.2.3 Christian Muggenthaler: Biographie über Bande	240
6.2.4 Claudia Bockholt: Wie man ein Regime in Trümmer lacht	242
6.2.5 Willi Schmidt: Hrabal und der Mann am Fenster	244

1. Vorwort

Mit einer kommentierten, erläuterten und mit Materialien versehenen Edition von Bernhard Setzweins Theaterstück *HRABAL und der Mann am Fenster* (UA 2015, Theater Regensburg) setzen wir die im vergangenen Jahr gegründete Buchreihe „Bamberger Texte für Bühne und Film“ (BTBF) fort, die sowohl das Interesse der hiesigen Germanistik an dramatischer Literatur und an der Zusammenarbeit mit Theatern bzw. Theatergruppen demonstriert als auch ihre grundsätzliche Disposition unterstreicht, dramatische Literatur medienübergreifend wahrzunehmen. Die Reihe soll es ermöglichen, thematisch wie ästhetisch relevante Texte einer interessierten Öffentlichkeit von Literatur- und Kulturwissenschaftlern, Film- und Theaterleuten sowie einem möglichst breiten Publikum preiswert zugänglich zu machen und zugleich ein Stück weit zu erschließen. Wenn dadurch die Aufführungs- bzw. Verfilmungschancen der betreffenden Texte verbessert werden könnten, entspräche das durchaus unserer Intention.

Den dritten Band der Reihe füllt nachfolgend ein hochkomplexer Text, der viel mehr darstellt als eine bloße Hommage auf Bohumil Hrabal, einen der großen Autoren der tschechischen Literatur des 20. Jahrhunderts. Die tragikomische Handlung des Stücks reflektiert das Schicksal eines Menschen, dessen Leben vom Lauf der Weltgeschichte zunächst völlig entwertet, dann aber durch eine ironische Wendung unter umgekehrten Vorzeichen wieder mit Sinn ausgestattet wird: Aus einem ehemaligen Spitzel, der mit akribischer Pedanterie über viele Jahre hinweg einen verdächtigen ‚Dissidenten‘ ausgespäht hat, wird nach der politischen Wende der ideale Museumsführer für eine Hrabal-Gedenkstätte im Zeichen touristischer Vermarktung, da er als ‚Fossil‘ aus vergangenen Zeiten eigentlich der einzig übrig gebliebene ist, der vom Leben und Werk des einstmaligen verfeimten Künstlers Zuverlässiges und Interessantes zu berichten weiß.

Eine weitere wichtige Dimension des Stückes besteht in seinem poetologischen Diskurs über ästhetische Prinzipien und Techniken der Moderne, die für Bohumil Hrabal, viele andere (ost-)europäische Künstler und Schriftsteller und auch für Bernhard Setzwein von zentraler Bedeutung sind. Nicht zuletzt aus diesem Grund drucken wir im Materialenteil die bislang noch nicht publizierte Bamberger Poetikvorlesung des Verfassers ab.

2. Bühnentext

Bernhard Setzwein

HRABAL

und der Mann am Fenster

Und ich werde auch weiterhin
in einem gläsernen Haus wohnen,
wo alles aus Glas ist, wo ich jeden sehen werde,
der über die gläsernen Stufen
zu mir kommt, dort, wo ich auf einem
gläsernen Bett schlafen werde und mich mit
einem gläsernen Laken zudecken werde,
auf dem früher oder später die mit einem Diamanten
eingeritzte Schrift erscheint: Wer bin ich?

André Breton

Personen:

DUTKY, der Spitzel

LENKA, die junge Frau

HRABAL, der Dichter

Ort:

Datschensiedlung in Kersko

Zeit:

Sommer 1997, zur Obstweinzeit

EINS

Ein Gartenhäusl oder Werkzeugschuppen, die Wände aus rohen Holzbrettern. Durch ein Sprossenfenster sieht man hinaus auf einen Obstgarten mit alten Bäumen, weiter hinten Hrabals Datscha. Licht und Luft voller Holzstaub oder auch wie in einem Bienenstock, klebrig und honigfarben. Gerümpel. Gartengerät, aber auch eine alte mechanische Schreibmaschine. Ein einfacher Holzstuhl, auf der Sitzfläche stapelt sich Gerümpel. Eine Werkbank. Hackstock mit Beil. Holzregale, darin mehrere Obstwein-Ballons. Ab und zu Blubbergeräusche. Es gärt. Auf der Seite ein uralter, völlig zerschlissener Ohrensessel, wie vom oder für den Sperrmüll. Davor eine Kiste, die als Tisch dient. Darauf ein Feldstecher, Notizheft, Bleistift. Auftritt Dutky. Er drückt sich an der Holzbretterwand entlang bis zum Fenster. Geht auf die Knie. Kriecht schwerfällig auf allen Vieren unter dem Fenster hindurch. Hält inne. Zieht sich mit beiden Händen am Fensterbrett nach oben, um einen kurzen Kontrollblick nach draußen zu werfen.

DUTKY:

Alles registrieren
Nichts übersehen
Selber aber dabei nie entdeckt werden:
Das ist die Kunst

Taucht wieder ab, robbt weiter, richtet sich auf der anderen Seite des Fensters, wo Kiste und Sessel stehen, mühevoll auf. Vor ihm zwei Astlöcher. Er schaut, erst durch das eine, dann durch das andere. Nimmt dann den Feldstecher. Die Astlöcher haben genau den richtigen Abstand: Er kann mit dem Feldstecher durch sie hindurch nach draußen sehen. Schaut lange und angestrengt.

DUTKY:

Nur weil sich nichts rührt
heißt das noch lange nicht
daß sich nichts tut
(Nimmt den Feldstecher herunter)
Im Gegenteil:
Gerade wenn nichts zu sehen ist

alles ruhig
keinerlei Auffälligkeiten
dann bedeutet das meistens
jetzt ist aber gewaltig was im Busch
(Schaut wieder durch den Feldstecher)
Gerade bei diesem Hrabal
Wie oft hat mir der Lánský eingeschärft
Der Mann ist Schriftsteller kapiert!
Da wenn es nach nichts aussieht
Dutky
Alarmstufe drei
dann kracht es bald
Aber ordentlich
Im Gebälk
Da wackeln die Fundamente
die Fundamente des Staates
mein Lieber
So ein Schriftsteller
der wenn wochenlang nichts
von sich hören und sehen läßt
dann kannst du Gift nehmen
daß bald eine Bombe hochgeht
(Nimmt den Feldstecher herunter, überlegt und grinst)
Giftnehmen hat er gesagt der Lánský
da kennt er sich nämlich aus
mit dem Giftnehmen
Gift aus dem Schrank nehmen
und es heimlich der Zielperson unterjubeln
Den Solschenizyn
hat Lánský erzählt
den haben sie damals
mitten in Moskau auf einer belebten Straße
nur ganz kurz im Vorbeigehen
mitten im größten Gedränge
mit der Spitze eines Regenschirms gepiekt
War natürlich mit Gift präpariert
(Lacht verächtlich)

Tja die Sowjets
von denen kann man eben noch was lernen
Das sagt auch der Lánský
(Nimmt den Feldstecher, schaut eine Weile)
Billige Masche
so zu tun als ob nichts ist
Rein überhaupt gar nichts
(Nimmt den Feldstecher herunter)
Daß mal nichts ist
überhaupt gar nichts
das gibt's nicht
Da kannst du auch Gift drauf nehmen
Schaut etwas nach nichts aus
ist es bloß besonders gut getarnt
(Nimmt den Feldstecher, schaut)
Keine besonderen Vorkommnisse
daß ich nicht lach'
Der Profi weiß doch
das ist ja schon das besondere Vorkommnis
daß alles so normal und unverdächtig aussieht
Das ist eine ganz besonders
hinterhältige Tarnung
(Schaut)
Billige alte Masche
es so ausschauen zu lassen
als sei nichts
(Schreit plötzlich die Astlöcher an)
He Hrabal
Meinst du ich seh' nicht
daß du nur so tust
als sei nichts zu sehen
Du willst mich an der Nase herumführen
Aber nicht an der Dutkynase mein Lieber
an der hat noch keiner herumgeführt
Die hat den richtigen Riecher
verlaß dich
(Nimmt ärgerlich das Schreibheft, reißt die Seiten hin und her)

Da
nichts nichts nichts
seit Wochen
(Blättert hektisch)
Hier
seit Februar untergetaucht
Und ward nicht mehr gesehen
Früher ist er ja wenigstens noch
wegen der Katzen gekommen
den Biestern den unausstehlichen
(Schaut wieder durch den Feldstecher)
Zwei Dutzend mindestens
mittlerweile
(Nimmt den Feldstecher herunter)
Am liebsten würde ich die Knarre nehmen
und pfffff ... wegblasen
die ganze Brut
Ich mein'
braucht es noch einen weiteren Beweis
für die Verschlagenheit dieses Menschen
bei der Katzenliebe
Zu meiner Anna sag ich immer
früher im Mittelalter wäre so einer
verbrannt worden
Rauf auf den Scheiterhaufen
seine zwei Dutzend Katzen gleich dazu
und dann: ordentlich Brandbeschleuniger
(Nimmt den Feldstecher, schaut)
Wären wir hier nicht
in der Datschensiedlung
ich hätt' sie längst alle
abgeknallt
(Schreit die Astlöcher an)
Schleicht euch ihr Biester
Merkt ihr denn nicht
der kommt nicht mehr
euer großer Wohltäter

Nix mehr vonwegen
die besten Leckerbissen für euch
Der hat ja
wenn's sein mußte
das schönste Grillhendl
an die verfuttert
Er nur die Haut
den Rest für die Biester
und noch schön klein hergeschnitten
mit dem Messer
(Nimmt sein Schreibheft, notiert)
Neun Uhr zweiunddreißig
Katzen zirka fünfundzwanzig Stück
streunen nach wie vor um die Datscha herum
Sicheres Indiz
daß er noch einmal auftaucht

*Zufrieden liest er das Geschriebene noch einmal durch, unterstreicht etwas,
klappt das Heft zu.*

DUTKY:

Er soll ja auch noch eine Wohnung in Prag haben
Für Prag ist der Kollege zuständig
sagt Lánský
(Stutzt)
Von Lánský
auch schon ewig nichts mehr gehört
wo er früher doch
ständig zur Stelle war
Berichte verlangte
(Überlegt)
Neue Strategie vielleicht
Daß man auch in der Kreisstadt
auf eine neue Taktik setzt
Mehr im Verborgenen arbeitet
(Überlegt)
Logisch:
Geheimpolizei muß geheim sein

Die perfekte Tarnung ist wahrscheinlich
wenn man gar nichts mehr von ihr hört
(Überlegt)
Eine gewisse Unsicherheit halt
ob sie überhaupt noch da ist
die Geheimpolizei
Kann besonders gut getarnt sein
oder auch schon gar nicht mehr da

Er winkt ab: Schluß mit solchen Grübeleien. Bringt die Dinge auf der Holzkiste – Feldstecher, Schreibheft, Bleistift – in eine genaue Ordnung. Stutzt mittendrin.

DUTKY:

Aber so lange?
Daß Lánský schon so lange
nichts mehr von sich hören läßt?
(Überlegt)
Ach was
Nur weil sich der Lánský nicht mehr rührt
heißt das noch lange nicht
daß er nicht mehr da ist

Schaut wieder mit dem Feldstecher durch die Astlöcher, setzt immer wieder ab, notiert hektisch etwas in sein Schreibheft. Hält plötzlich inne, als fiele ihm etwas Wichtiges ein.

DUTKY:

Anna muß die Berichte
in die Kreisstadt bringen
(Ruft)
Anna!

Will zur Tür, bemerkt gerade noch, daß er dabei „durchs“ Fenster laufen würde, wirft sich schnell auf den Boden, robbt unter dem Fenster durch, reißt die Tür auf, ruft hinaus.

DUTKY:

Anna!

(Lauscht)
Hört nicht
(Besorgt, fast panisch)
Ich kann doch hier nicht weg
Was war es
was Lánský als letztes gesagt hat?
Egal was passiert
Dutky
unter gar keinen Umständen
diesen Hrabal aus den Augen lassen
Das war seine letzte Instruktion
Unter keinen Umständen
den Posten räumen
den Beobachtungsposten
(Lugt aus dem Fenster)
Einmal war er ja da
der Lánský
Hat alles selber inspiziert
Idealer Beobachtungsposten
hat er gesagt
Großartig Dutky
Schaut aus wie ein alter
bald zusammenfallender Gartenschuppen
nichts als Gerümpel
und dabei ist es in Wahrheit
der ideale konspirative Beobachtungsposten

Stellt sich neben den Fensterrahmen, aber noch in Deckung.

DUTKY:

So hat er sich hergestellt, der Lánský
und so einen Kontrollblick hinausgeworfen
ganz kurz nur
Profi halt
ein kurzer Blick
und alles erfaßt
Großartig Dutky
hat er gesagt

Wie Sie von hier aus
alles unter Kontrolle haben
Man möcht's nicht meinen
wenn man sich den Saustall hier anschaut

*Geht jetzt gedankenverloren „durchs“ Fenster. Immer wieder hin und her.
Vergißt, daß er von draußen gesehen werden könnte.*

DUTKY:

Siehst du
hab ich damals zu meiner Anna gesagt
endlich erkennt einmal jemand
was mein Schuppen wirklich ist
die perfekte Tarnung
Weil sie ja immer:
Räum doch endlich mal auf
Ha aufräumen
Die perfekte Tarnung zerstören
Direkt Wahnsinn die Frauen manchmal
Unglaublicher Wahnsinn
Nicht auszutreibender Putzfimmel
Zerstörungsfimmel regelrecht
Aber der Lánský
der hat natürlich gleich erkannt
um was es sich hier handelt
Idealer Beobachtungsposten
perfekte Tarnung
hat er gesagt
Hier wenn Sie Stellung beziehen
Dutky
dann werden Sie unser wichtigster Mann
Von hier aus sieht man alles
Jede Kleinigkeit
Wer wann wie oft zu Besuch
Kontakt mit Personen aus Kersko
Kontakt mit Personen nicht aus Kersko
Überhaupt Kontakte
aber auch mit wem und warum

auffälligerweise überhaupt kein Kontakt
Wo und warum Licht
Beleuchtete Fenster dunkle Fenster
und vor allem schummrige Fenster
Offene Türen geschlossene Türen
und spaltbreit geöffnete Türen
Heruntergelassene Rollos hinaufgezogene Rollos
Post ja und wenn warum
wann aus dem Briefkasten geholt
und mit welcher Miene
noch auf dem Weg zum Haus aufgerissen
ja oder nein
sofort gelesen später gelesen gar nicht gelesen
mit welcher Miene mit welchem Ergebnis
Alles aber auch alles Dutky aufnotieren
Das war es
was Lánský damals gesagt hat
Und dann diese Verpflichtungserklärung
Gar nicht erst lange durchlesen
gleich unterschreiben
hat er gesagt
Bei solch einer Traumlage
idealer Beobachtungsposten
da würde ich gar nicht mehr lange überlegen
da heißt es
einfach nur zuschlagen
wenn schon die Kreisstadt
die Hand hinhält
zur Zusammenarbeit
Also Dutky abgemacht
Und:
Ich erwarte jetzt
vierteljährlich Ihre Berichte Dutky
Und ich zu ihm
Selbstverständlich Herr Oberst
(Kichert)
Dabei war er ja nur Major

Und er gleich wieder streng
Keinen Funken von einem Humor
– bei der Firma haben sie ja keinen Humor –
ob ich überhaupt jemals schon etwas
gelesen hätte von diesem Hrabal
In dem Sinne gelesen jetzt direkt nicht
Aber lustig soll es sein
Übers Biertrinken
und früher wie's war
unter den Leuten
in der Brauerei
und überhaupt
daß noch viel mehr erzählt worden sei
früher beim Bier
in den Gassenschenken
So hat man mir's halt erzählt
Und der Lánský sofort:
Wer hat so was erzählt
sofort aufnotieren
gleich reinschreiben in den Bericht
ganz wichtig
weil das ist völlig verfälschend
geradezu staatsfeindlich verdreht
Weil dieser Hrabal
ob ich denn das nicht weiß
das sei der Gefährlichste von allen überhaupt
Da könne man einen Havel nehmen
einen Kundera
einen Vaculik
egal wen
die sind zwar alle auch nicht ohne
aber eins steht einmal fest:
Am gefährlichsten von allen
ist dieser Hrabal
schon allein deshalb
weil er immer so harmlos tut
Bierkneipengeschichten

daß ich nicht lach'
Das hat er gesagt der Lánský
(Überlegt)
Ich frag dann
weil ich mich da nicht so auskenne
Warum?
Warum ist der so gefährlich?
Mensch schreit mich da der Lánský an
ob ich nicht wisse
was der sonst noch schreibt
Nein
Was zum Beispiel?
Daß wenn Revolution
brüllt der Lánský
wenn überhaupt Revolution
dann nur gegen sich selber
So was schreibt dieser Hrabal

Stürzt zu der Holzkiste, auf der sein Schreibheft liegt, nimmt es, schreibt umständlich und langsam, dabei murmelnd:

DUTKY:

Ich wollte immer nur mich verändern
denjenigen den ich in greifbarer Nähe hatte
mich selbst
(Schaut auf, als ob Lánský vor ihm stünde)
Und was heißt das?

Dutky klappt das Schreibheft zu.

DUTKY:

Wissen wir auch nicht genau
hat der Lánský gesagt
Aber gefährlich ist es
Und darum müssen solche Sachen
vor allem solche Sachen
gerade solche Sachen
in die Berichte

Anfänglich hab ich sie ja noch selber
zur Zentrale in der Kreisstadt gebracht
die Berichte
Später dann Anna
Wo steckt sie denn nur
(Geht zur Tür, ruft)
Anna
A n n a !
(Lauscht)
Du mit deiner Zentrale in der Kreisstadt
hat sie gesagt
die sind doch längst über alle Berge
Die haben alles stehen und liegen gelassen
und ihren Hintern in Sicherheit gebracht
So redet die eigene Frau
Aber der hab ich Bescheid gegeben
Hat sie gleich eingelenkt
(Überlegt)
Und plötzlich wollte sie die Berichte
dorthin bringen
Das kann sie doch viel besser
und ich soll ruhig auf dem Beobachtungsposten bleiben
das ist doch viel wichtiger
daß ich den Beobachtungsposten halte
Seltsam
Früher immer:
Du und dein ewiges Versteckspiel im Gartenschuppen
Dann auf einmal:
Bleib du nur hier
und laß mich die Berichte in die Kreisstadt bringen
Nun gut
Warum auch nicht?
Meinetwegen
Dann halt Zusammenhalt
Kommt zwar etwas plötzlich
aber immerhin
Auf einmal Entdeckung der konspirativen Ader

Aber so sind sie halt
die Frauen
Man muß ihnen ihren Willen lassen

Er geht zu der Schreibmaschine, die im Regal steht. Streichelt zärtlich über die Hebelchen.

DUTKY:

Abgeschrieben hat die Berichte
ja immer sie
Zugegeben:
Die flinkeren feineren Finger haben die Frauen
Schonender auch für die Schreibmaschine
Eine Perkeo Atom
Sensible Maschine
Mit der muß man sorgsam umgehen
Zartfühlend direkt
Das können die Frauen besser
Geb' ich ja zu

Er nimmt die Maschine hoch, schaut sie von unten, hinten, seitlich an.

DUTKY:

Sie ist ja
zusammenklappbar
In null Komma nichts
verschwunden
wenn's sein muß

Stellt die Maschine zurück, streichelt noch einmal über die Hebelchen.

DUTKY:

Am liebsten war es ihr
wenn die Anna auf ihr tippte
Das spürte man direkt
Wie sie dann lustig klapperte
Und das Glöckchen so hell am Zeilenende
Bei mir klang sie immer schlecht gelaunt
meine Perkeo Atom

(Überlegt versonnen)
Ideale Schreibkraft
meine Anna
Und dann auch noch die Botengänge
in die Kreisstadt
das Überbringen der Berichte
Immerhin geheime Verschlusssachen
(Überlegt)
Im Grunde ist es
seit Lánský nichts mehr hören läßt
daß die Frau in die Stadt fährt
Ob sie mit ihm spricht?
Ob sie überhaupt vorgelassen wird
zu ihm?
(Eilt zur Tür, ruft)
A n n a !
(Lauscht)
Warum hört sie nie
wenn man ihr ruft
(Mit einem Mal bestürzt)
Und sie kommt auch nicht
Kommt einfach nicht mehr
Wie lange jetzt schon nicht mehr?
(Überlegt; ruft dann fast flehentlich)
Anna!

Er geht zur Schuppentür. Schaut nach draußen. Black out.

ZWEI

Dutky steht mit dem Feldstecher an der Bretterwand. Auftritt junge Frau. Sie trägt eine Tasche über der Schulter, bleibt in der Tür stehen. Dutky läßt, als sei er ertappt worden, schnell den Feldstecher verschwinden.

DUTKY:
(Betrachtet sie eine Zeitlang)
Sind Sie sicher
daß Sie hier richtig sind?

LENKA:
Wenn Sie der Mann sind
der alles über Hrabal weiß:
ja

DUTKY:
Wer hat Ihnen das gesagt?

LENKA:
Was?

DUTKY:
Na daß ich etwas über den Hrabal weiß

LENKA:
Na Sie sind vielleicht gut
in Kersko sagt Ihnen das jeder
Wissen Sie das gar nicht?

DUTKY:
(Erstaunt und verärgert)
Hier in Kersko?
Das kann nicht sein
Das war all die Jahre über ...
Davon hat keiner etwas gewußt
(Mustert die Frau erneut)
Woher kommen Sie überhaupt?

LENKA:
Aus der Kreisstadt

DUTKY:
(Plötzlich freundlicher)
Warum sagen Sie das denn nicht gleich?

LENKA:
Ich dachte ...

DUTKY:

Ich warte doch schon eine Ewigkeit
auf die Kreisstadt
auf neue Nachrichten
aus der Kreisstadt

LENKA:

Ach ja

Dutky bietet der Frau einen Platz an. Allerdings muß er dazu erst Gerümpel von der Sitzfläche des Stuhles räumen. Ihn mit seinem Taschentuch abstauben.

DUTKY:

Wie geht es Lánský?

LENKA:

(Lächelt verlegen)
Ich weiß nicht

DUTKY:

Ah ja
verstehe
Lánský hat nichts mehr zu sagen
Klar
hätt' ich mir ja denken können
Lánský ist quasi ... abgelöst

LENKA:

(Zuckt die Schultern, lächelt wieder verlegen)
Wahrscheinlich
Aber sagen Sie
bin ich jetzt richtig bei Ihnen
oder nicht?

DUTKY:

Vollkommen richtig
Gläschen Obstwein gefällig?
(Er zeigt auf die verschiedenen Glasballons)
Der hier gärt noch

der ist schon fertig
Heidelbeere gärt noch
Ribisl ist schon fertig

LENKA:

Dann vielleicht ein Gläschen Ribislwein

Dutky zapft aus dem Glasballon zwei Gläser ab. Sie stoßen an.

DUTKY:

Die Sache mit Hrabal geht also weiter?

LENKA:

Ich würde sagen
sie hat noch gar nicht angefangen

DUTKY:

(Stutzt, begreift dann)
Ah so meinen Sie
Richtig
jetzt beginnt es erst richtig
Lánský ist vielleicht
etwas lasch geworden mit den Jahren
hatten Sie nicht auch den Eindruck?

LENKA:

Entschuldigung
aber ich kenne keinen Lánský

DUTKY:

Ach was
so lange schon abgesetzt
daß Sie ihn gar nicht mehr kennen können
den Lánský
Sieh an sieh an
Sie sind noch ganz neu bei der Firma?

Sie lacht verlegen, zuckt die Achseln. Sie versteht nicht, was Dutky meint.

DUTKY:

Er hatte nicht mehr diesen Biß zuletzt

der Lánský
das war klar zu erkennen
Direkt eine Beißhemmung
gegen diesen Hrabal
warum auch immer
Keinen Mumm
für den letzten
den Todesstoß gegen den
(*Verschwörerisch zur Frau*)
Dabei ...
ein kleiner unauffälliger Stoß
mit einer Regenschirmspitze zum Beispiel
wie im Vorbeigehen
das hätte schon genügt
für diesen Hrabal

Dutky zieht mit dem Finger sein unteres Augenlid herunter. Die Frau zeigt mit fragender Mimik, daß sie nichts versteht. Dutky ungerührt.

DUTKY:

Wenn es nach mir gegangen wäre
hätt' ich ihn ja schon in den siebziger Jahren
nach Joachimsthal in die Uranbergwerke gesteckt
Aber Lánský hat mich ja immer gebremst
Machen Sie Ihre Arbeit
hat er gesagt
und lassen Sie alles andere unsere Sorge sein
Was Ihr da eigentlich genau tut
in der Kreisstadt
ehrlich gesagt
mir war's ein ewiges Rätsel
Ich hör ja auch nichts mehr
aus der Kreisstadt
schon ewig nicht mehr
Weiß ehrlich gesagt gar nicht
ob überhaupt noch Interesse besteht
an meinen Berichten über Hrabal

LENKA:
Aber selbstverständlich
Ich hab schon mal reingelesen
Sehr interessant

DUTKY:
Finden Sie?
Nun ja
man hat getan was man konnte
redliches Bemühen
wie man so sagt
Jedenfalls lückenlose Observation
Tag und Nacht
Wir beide wissen schließlich
wer Hrabal ist ...

LENKA:
War!

DUTKY:
Wie?

LENKA:
Ach nichts
Stimmt es eigentlich
was die Leute in Kersko sagen
daß man hier von Ihrem Schuppen aus
direkt hinüber zu Hrabals Datscha sieht?

DUTKY:
Selbstverständlich

Dutky nimmt den Feldstecher, hält ihn der jungen Dame hin.

DUTKY:
Wollen Sie mal?

Sie nimmt den Feldstecher, stellt sich ungeniert ans Fenster, will hinüberschauen. Dutky reißt sie derb am Arm in die Deckung.

DUTKY:

Vorsicht
Mehr Vorsicht
Haben Sie das nicht in der Schulung gelernt?

LENKA:

Wie bitte?

DUTKY:

Alles registrieren
Nichts übersehen
Selber aber nie entdeckt werden
Der Hrabal ist doch nicht blöd
Der observiert gnadenlos zurück

Dutky nimmt ihr den Feldstecher ab. Geht zu seinem Beobachtungspunkt, schaut durch die Astlöcher.

DUTKY:

Allerdings
in den letzten Wochen ...
(Schaut angestrengt, nimmt den Feldstecher herunter, dreht sich zur Frau hin)
Nichts mehr zu sehen von ihm
Ich hab das festgehalten in meinen Berichten
mit Datum und Uhrzeit
Wann genau und wie oft nicht mehr zu sehen
Einfach verschwunden
Wie vom Erdboden verschluckt

LENKA:

Soll das heißen ...

DUTKY:

Ja
das soll heißen
ich hab ihn aus dem Auge verloren
(Geht aufgereggt auf und ab; auch „durchs“ Fenster)
Aber nur vorübergehend
Ich bin mir hundertprozentig sicher

irgendwo hält er sich versteckt
Und ich stöbere ihn auch wieder auf
(*Bleibt vor der Frau stehen*)
Das versprech' ich Ihnen

LENKA:

Sie wissen also wirklich nicht ...

DUTKY:

... wo er ist
Ja
Kurzzeitig
zugegeben
vom Radarschirm verloren
Aber ich bring das wieder in Ordnung
Genossin Hauptmann

LENKA:

Nein!
(*Springt auf, geht umher*)
Jetzt hören Sie doch mal
Hrabal ist tot
Gestorben im Februar
Aus dem Fenster gefallen
beim Taubenfüttern
aus dem fünften Stock

Dutky erstarrt. Jetzt muß er sich setzen.

DUTKY:

Das ist nicht möglich

LENKA:

Sehen Sie
das sage ich auch
Und nicht nur ich
Einer wie Hrabal
fällt nicht einfach aus dem Fenster
wenn schon dann geflogen
aus dem Fenster geflogen

Nur leider war die Landung
ziemlich hart
genau genommen tödlich
(Nach einer Pause)
Wenn Sie mich fragen
es war Selbstmord
so wie er es ja schon immer angekündigt hatte
Wenn das Leben einmal unerträglich wird
dann macht er Schluß
Und es war die letzten Jahre unerträglich
ohne seine Eliška
dafür mit diesen dauernden Schmerzen

Dutky sieht die Frau lange entsetzt an. Schließlich:

DUTKY:

Wo?

LENKA:

Was wo?

DUTKY:

Wo hat er das angekündigt
daß er sich umbringen wird?

LENKA:

Na in seinen Büchern

DUTKY:

(Zu sich)
Lánský hatte recht
Ich hätt' vielleicht doch mal
eins seiner Bücher lesen sollen

LENKA:

Da steht alles drin
Wer seine Vorbilder waren
Hemingway und Majakowskij
Sokrates und Werther
Und wissen Sie

wohin er bei seiner Berlin-Reise als erstes gegangen ist?
An den Wannsee
zu der Stelle
an der sich Kleist erschossen hat

DUTKY

(Erstaunt und empört)
Hrabal war in Berlin?

LENKA:

Klar
Warum nicht?
In Paris und Frankfurt ja auch
Oder Padua
Zur Verleihung des Ehrendoktors

DUTKY:

Das glaub ich nicht
Der steht doch unter Beobachtung

LENKA:

(Lacht)
Kann man so sagen
In Wien zum Beispiel
war das ein Aufruhr
Eine seiner letzten Reisen
Da ging es ihm schon ziemlich schlecht
Doch einmal rund um den Stephansdom
geschoben zu werden
im Rollstuhl
das ließ er sich nicht nehmen
Er grüßte und segnete die Leute
aus dem Rollstuhl heraus
als ob er der Papst wär
Er sah ihm ja so unglaublich ähnlich
Ist Ihnen das nie aufgefallen ...

DUTKY:

(Ärgerlich)
Nein!

LENKA:

... daß er aussah wie der Wojtyla
(Lacht)
Die Leute am Stephansdom
standen in Trauben um ihn herum
zeigten auf ihn und kreischten
Da ist der Papst
Ich hab den Papst gesehen
Dabei hatte er
wie immer
sein Ringelhemd an
und war barfuß
Endlich mal ein barfüßiger Papst
(Lacht und amüsiert sich für sich)

DUTKY:

(Unwirsch)
Was erzählen Sie mir da?
Das ist doch alles Unsinn
Hrabal in Wien
das ist unmöglich

LENKA:

Na Sie sind vielleicht lustig
Selbstverständlich war er in Wien
(Stutzt)
Was haben Sie eigentlich
die ganzen letzten Jahre über gemacht?

DUTKY:

(Entrüstet)
Na meine Berichte geschrieben
Was denken Sie denn?
Da hat man wenig Zeit ansonsten

Die Frau kramt in ihrer Tasche. Holt einen Stapel alter Aktendeckel heraus.

LENKA:

Meinen Sie die hier?

DUTKY:

(Erleichtert und froh)

Sind sie also doch bei Ihnen gelandet
in der Kreisstadt?

Ich wußte doch
auf meine Anna ist Verlaß
Sie hat all die Jahre
die Berichte
zu Ihnen in die Kreisstadt gebracht
nicht wahr?

LENKA:

Die sind von der Swoboda

DUTKY:

Wie bitte?

LENKA:

Diese Berichte hat Frau Swoboda
Ihre Nachbarin
all die Jahre sorgsam
in ihrem Küchenbüfett aufgehoben
Sie können von Glück reden
Dutky

DUTKY:

(Aufgebracht)

Steck den Kopf nicht immer
mit dieser Swoboda zusammen
hab ich der Anna gesagt
Diese Swoboda ist nicht kosher

LENKA:

Bei Ihnen müssen die Berichte
aus dem Haus
hat Ihre Frau gemeint
sagt die Swoboda
Und daß sie in ihrer Not auch nicht gewußt hat
wohin damit
Und so hat sie

die Swoboda aufgehoben
vorübergehend

DUTKY:

(Schreit)
In die Kreisstadt
In die Kreisstadt hätten sie gehört

LENKA:

Ich finde das äußerst hilfsbereit
von der Frau Swoboda
daß sie all die Jahre
die Berichte in Obhut genommen hat
Jetzt allerdings
sagt sie
könne sie all das Papier
auch nicht mehr länger aufheben
zumal ja Ihre Frau ...
(Verlegen)
Man hat mir schon erzählt
hier in Kersko ...
(Geht auf Dutky zu, streckt ihm die Hand hin)
Mein aufrichtiges Beileid
Herr Dutky

Dutky schlägt die hingestreckte Hand aus. Reißt vielmehr der Frau die Aktendeckel aus dem Arm. Preßt sie vor die eigene Brust.

DUTKY:

Geben Sie her
(Blättert einen der Aktendeckel auf, streicht über das Papier)
Wie schön sie sie getippt hat
meine Anna
die Berichte
Sie hatte ja so feine Finger
bei ihr war das Schreibmaschineschreiben
mehr ein Schreibmaschinestreicheln
(Pause; reißt sich zusammen)
Außerdem kommt sie wieder

sie ist nämlich nur fort
Besorgungen machen.

LENKA:

Sicher
(Geht umher; schaut sich um; nimmt dieses und jenes zur Hand)
Ich finde übrigens auch
daß sie das hervorragend gemacht hat
Ihre Anna
das Abtippen
und vor allem das In-Verwahrung-Geben
bei der Frau Swoboda
Was für ein Glück
daß diese Berichte nicht verloren gegangen sind

DUTKY:

Nicht wahr
das sagen Sie auch

LENKA:

Sie werden uns noch eine große Hilfe sein
diese Berichte

DUTKY:

Genau
damit machen wir ihn jetzt endgültig fertig
diesen Hrabal
(Sucht hektisch nach einer bestimmten Stelle in den Berichten)
Wissen Sie was der
zum Beispiel geschrieben hat?
(Er hat die Stelle gefunden, liest vor)
Wenn überhaupt Revolution
dann nur gegen sich selber

LENKA:

Sehr schön
Das hängen wir
als Spruchband über den Gartenweg
daß es alle lesen müssen
die die Dichterdatscha besuchen kommen

ein Hrabalbanner
das im Wind flattert

DUTKY:

(Stöbert noch immer in den Papieren; nebenbei:)
Wer soll da kommen?
(Findet eine andere Stelle)
Oder hier:
Ich wollte immer nur mich verändern
denjenigen den ich in greifbarer Nähe hatte
mich selbst
Lánský sagt
mit solchen Sätzen sprengt der Hrabal
uns alle in die Luft

LENKA:

Die Hrabalfreunde natürlich
Aus der ganzen Welt
werden sie nach Kersko kommen
ach was sag ich: pilgern
sie werden nach Kersko pilgern.

DUTKY:

Der hat Freunde?
Daß ich nicht lach'
Verschwörer
Mitverschwörer
das vielleicht
aber doch keine Freunde

Die Frau wendet sich Dutky zu. Charmant und umgarnend. Ohne daß er es recht bemerkt, nimmt sie ihm die Aktendeckel ab.

LENKA:

Sehen Sie
wir aus der Kreisstadt
haben da etwas vor

DUTKY:

Sie kommen also doch von der Firma?

LENKA:

(Stutzt; lacht dann)

Aber nein

ich bin doch vom Tourismusbüro

Sie führt Dutky, ohne daß er es recht merkt, direkt vor das Fenster. Sie deutet hinaus in Richtung von Hrabals Datscha.

LENKA:

Wir richten ein Hrabal-Museum ein

DUTKY:

(Ungläubig)

Da drüben?

Direkt vor meiner Nase?

LENKA:

Ja

Das Meiste kann bleiben

wie es der Meister liegen und stehen hat lassen

Man soll ja doch auch sehen

wie er so gelebt hat

Ein intimer Einblick

verstehen Sie Dutky

Dutky nimmt den Feldstecher, schaut durchs Fenster nach drüben.

DUTKY:

(Mehr zu sich)

Besonders vorsichtig war er ja nie

im Gegenteil

Hat so getan

als ob er in einem Haus aus Glas leben tät

Nie ein Rollo heruntergezogen

Immer alles offen

(Resolut zur Frau)

Ich jedenfalls habe alles gesehen

alles gesehen und alles aufnotiert

Mir ist nichts entgangen

nicht die kleinste Kleinigkeit

LENKA:

Deshalb bin ich ja zu Ihnen gekommen
Sie müssen mir von Hrabal erzählen
wie er so war
wie er gelebt hat

DUTKY:

(Lacht verächtlich)
Direkt primitiv
Stellen Sie sich vor:
Er hat all die Jahre
keine Leitung ins Haus legen lassen
kein fließend Wasser
Das Geschirr am Grant
draußen im Garten gewaschen
Die Leute haben gesagt
er liebt das einfache Leben
Na mir wär's zu primitiv gewesen

Die Frau setzt sich zurück auf den Stuhl. Voller Erwartung und Freude.

LENKA:

Wirklich?
Das ist ja wie im Märchen
Oder wie bei meinen Großeltern
im Böhmerwald
Erzählen Sie
Herr Dutky
erzählen Sie

Black out.

DREI

Dutky im alten, völlig zerschlissenen Ohrensessel. Er ist leicht beschwipst vom Obstwein. Die Frau tänzelt um ihn herum mit einer Videokamera vor dem Auge. Evtl. Projektion des gefilmten Gesichts von Dutky groß auf der Holzschuppenwand.

DUTKY:

(Lacht)

Wissen Sie
wie ihn alle im Ort nennen?

LENKA:

Nein
sagen Sie's.

DUTKY:

Den Negerkönig von Kersko

LENKA:

(Lacht)

Warum das denn?

DUTKY:

Na weil er immer barfuß unterwegs ist
das ganze Jahr über
beinahe
Früher
ganz früher
hat er seinen Freunden im Wirtshaus erzählt
als er noch Fahrdienstleiter bei der Bahn war
ist er einmal sogar
in der Paradeuniform der Eisenbahner
an den Füßen aber nackt
barfuß über den Hauptplatz von Königgrätz marschiert
wie ein Negerkönig
der auf dem Dorfplatz
seinen Stamm begrüßt

LENKA:

Ach
ich hätte ihn so gern selber noch erlebt
Er muß so süß gewesen sein

DUTKY:

Negerkönig übrigens auch deshalb
weil der ganz verrückt ist nach der Sonne
Dem kann's überhaupt nie heiß genug sein
Unter der afrikanischen Sonne tät' sich der
pudelwohl fühlen
Der läßt sich von der Hitze brutzeln
bis er braun ist wie ein Zigeuner
Zigeuner oder Zirkusarbeiter
die liegen auch die meiste Zeit in der Sonne
mit einem Grashalm zwischen den Lippen
Heiliger Strohsack
wie der das Faulsein liebt
Ich seh das doch alles
hier von meinem Posten hinter den Astlöchern aus
weil er sich auch aufführt
als wenn er in einem Haus aus Glas leben würde
Völlig ungeniert
Liegt da auf seiner Veranda
fauler wie das fauligste Faultier
und streckt alle Viere von sich
Wissen Sie wie dem sein Wahlspruch lautet?
Lieber ein wackliger Biertisch in der Sonne
als ein sicherer Arbeitsplatz im Dunklen

LENKA:

(Lacht; dann)
Hatte er eigentlich Kinder?

DUTKY:

Der doch nicht
Hätte er mal lieber welche gehabt
dann wäre uns allen
allerhand erspart geblieben

Weil wissen Sie, was er einmal gesagt hat
zu seinen Kumpels in der Waldwirtschaft?

LENKA:

Nein

DUTKY:

Warten Sie
ich hab's erfragt
(Nimmt sein Notizheft, blättert, liest schließlich vor)
Wenn man keine Kinder hat
was soll man da machen?
Man kann sich nur aufhängen
oder schreiben
(Klappt Notizheft zu)
Und er hat sich
leider
fürs Schreiben entschieden

LENKA:

(Läßt die Kamera sinken)
Was Sie alles wissen
Sie wären im Grunde
der ideale Führer

DUTKY:

Was wär ich?

LENKA:

Na der ideale Museumsführer
für drüben
im Haus aus Glas
Das gefällt mir übrigens
(Filmt weiter)

DUTKY:

(Zu sich)
Sonst noch was
Hausmeister werd' ich machen für den
Hernach darf ich mich noch

um den seine Katzenbrut kümmern

LENKA:

Ich meine diese Bezeichnung
Haus aus Glas
die gefällt mir
für unser Kerskoer Hrabal-Museum
So wie Karel Čapeks Sommerhaus in Stará Hut'
An der Schlucht heißt
würde ich für Hrabals Datscha
Haus aus Glas vorschlagen

DUTKY:

Mir doch egal

LENKA:

Ach Herr Dutky
Jetzt seien Sie doch nicht immer so mürrisch
Sie sind der einzige
der noch etwas von ihm erzählen kann

DUTKY:

Und überhaupt
jetzt hören Sie doch endlich einmal auf
mir dauernd mit diesem Ding
vor der Nase herumzufuchteln
Sie machen mich ganz nervös

LENKA:

Das legt sich
glauben Sie mir
Daran gewöhnt man sich schnell
wenn man eine Berühmtheit wird
Und außerdem brauchen wir das alles

DUTKY:

Wozu denn
wenn es ja doch keinen mehr
in der Kreisstadt gibt
den das interessiert?

LENKA:
Kreisstadt
was reden Sie denn dauernd von der Kreisstadt
Sie werden sehen
daß man sich bald schon
landesweit
ach was europaweit
was sag ich denn: weltweit
für das interessieren wird
was Sie zu erzählen haben

DUTKY:
Meinen Sie?

LENKA:
Aber ja doch

DUTKY:
(Nimmt seine Aktendeckel in die Hand)
Ich wenn mal auspack'
restlos

LENKA:
Das weiß ich doch
Ich komm Sie jetzt jeden Tag besuchen
Besuchen und filmen

DUTKY:
Mit so einem jungen Leben
wie Sie eines sind
Fräulein ...

LENKA:
Lenka
sagen Sie einfach Lenka

DUTKY:
Fräulein Lenka
da werd' ich vielleicht
etwas aufräumen müssen hier
in meiner alten Hütte

LENKA:

Machen Sie sich keine Umstände
Hauptsache Sie erzählen

DUTKY:

Also gut

Black out.

VIER

Im folgenden nur die Videoprojektion des Kopfes von Dutky, als Nahaufnahme. Während des Erzählens ständig Schlucke aus dem Obstweinglas. Ansonsten die Bühne leer und unbeleuchtet. Das, was Dutky zu erzählen hat, in kurzen Sequenzen, die unterbrochen und gegliedert werden von zwischengeschalteten Fotos, die Hrabal zeigen. Evtl. mit Musik unterlegt, die in den Erzählpausen Dutkys für sich freisteht.

DUTKY:

Geld war ihm so was von gleichgültig
Hat er für eines seiner Bücher
damals als sie noch erscheinen durften
einen Vorschuß bekommen
dann ging er mit einem Einkaufsnetz in den Verlag
sich das Geld abholen
In möglichst kleinen Scheinen
So war's ihm am liebsten
Es sollte aussehen
als schlenkere er ein Häupl Wirsching in seinem Einkaufsnetz
Nie ging er damit nach Hause
sondern immer in die Bierkneipe
um eine Lokalrunde nach den anderen auszugeben
Er hing das Einkaufsnetz an den Garderobenhaken
und die Scheine hingen durch die Maschen
wie welk gewordene Salatblätter
Das Geld war ihm so was von wurscht

Und genau darum flogen ihm die Scheine auch nur so zu
nehm' ich an
Das Geld ist nachschauen gekommen
ob es ihm wirklich so wurscht ist
wie er immer behauptet
Weil bei den meisten ist es anders
Kennt man doch
Schaut da das Geld erst mal vorbei
können sie nicht mehr genug davon kriegen
Und der Hrabal sollte also auch
in Versuchung geführt werden
denk ich mir
Nach und nach
sind alle Moneten bei ihm gelandet
Geld von überall aus der Welt
Lánský sagt der Zaster kommt zu ihm
aus Toronto und Paris
Frankfurt und Madrid
Aber nicht mal 'ne Wasserleitung hat er sich
in seiner Datscha legen lassen
das versteh' einer

Fotos von Hrabal. Musik. Dann wieder:

DUTKY:

Der ist verrückt
wenn Sie mich fragen
Zumindest zeitweise
anwandlungsweise
Wenn er wieder in den Wald
in den Kiefernwald
hier rund um Kersko
rennt und die Bäume umarmt
Solche Anwandlungen hat der
Und dann reibt er sich mit Bier ein
in der Waldwirtschaft
wo er den ganzen Tag beim Nichtstun verhockt
Und alle halbe Stunde

verrückt er seinen Stuhl
um ja schön immer in der prallen Sonne zu sitzen
Immer dem Lauf des Gestirns hinterher
ruft er
und reibt sich
zur Abkühlung
das Gesicht den Nacken die Brust
mit einem frisch gezapften kühlen Bier ein
weil die Juden täten sich doch auch
ihre Schläfenlocken
mit Zuckerwasser einreiben
sagt er
Der ist verrückt
wenn Sie mich fragen.

Fotos von Hrabal. Musik. Dann wieder:

DUTKY:

Ein Schriftsteller muß ein winziger Staat
innerhalb des ihn umgebenden Staates sein
eine Ein-Mann-Gesellschaft
innerhalb der Gesellschaft der vielen
Das hat ihn vielleicht umgehauen
den Lánský
als er das hörte
der wär beinahe vom Hackstock gefallen
Saß nämlich immer
hier auf dem Hackstock
und ich hab ihm
genau wie jetzt Ihnen
meinen Rapport gemacht
Ein Staat im Staat
hat er wiederholt
der Lánský
solche Sachen sagt der Hrabal
Er konnte es gar nicht glauben
Ich hab nur gesagt:
Aber wenn's doch

in meinem Notizheft steht

Fotos von Hrabal. Musik. Dann wieder:

DUTKY:

(Eingenickt; zuviel vom Obstwein; schreckt plötzlich auf und macht absatzlos weiter; ziemlich betrunken)

... und das hat seine Eliška meiner Anna
über den Gartenzaun ... hat die das

(Ihm fällt das Kinn auf die Brust; reißt sich wieder zusammen)

Weil das hab ich nämlich später herausgefunden

daß sich die zwei Frauen ...

diese beiden Ehe -...

Eheindividuen

daß sich die einfach alles

ohne die geringste Rücksicht

brühwarm sozusagen

über den Gartenzaun ...

haben sich die alles erzählt

Weil es nämlich genaugenommen

im Leben von niemandem von uns

auch nur die aller kleinste Kleinigkeit gibt

die man geheimhalten müßte ...

Alles kann gestanden und gebeicht werden

weil wir ja eh alle

dieselben Geheimnisse haben

Das hat dieser Hrabal

(Zeigt in die falsche Richtung)

da drüben

(Zeigt in die richtige Richtung)

da drüben

in seinem Glashaus

als obersten Weisheitssatz verkündet

Jawohl

Und deshalb wahrscheinlich auch

hat seine Eliška meiner Anna

über den Gartenzaun ...

hat die erzählt

daß einmal
eines Tages
daß da eines von seinen Büchern
na von dem Hrabal seinen Büchern
ganz frisch gedruckt
noch mit diesem herrlichen Duft nach Druckerfarbe
sofort wieder eingestampft werden mußte
Befehl von ganz oben
Und der Hrabal stand selber
höchstpersönlich in Person
stand der mit dabei
als dieser Wastlagen ...
Lastwagen
als der die gesamte Auflage des Buches
in die Altsamierpastelle ... Altpatentierkamelle
Altpapiersammelstelle
als der die da angeliefert hat
Weil da hat ja
zufälligerweise
wie's der Zufall ... äh ... wie der sich's eingebildet hat
hat da rein zufällig
in dieser Stammelzelle ... Sammelstelle
ausgerechnet seine Ehefrau Eliška gearbeitet
Und die hat dann ihren Mann angerufen
mit dem Telefon angerufen
er soll sofort kommen
also quasi ... gleich
und im Nu war er auch da
und stand da im strömenden Regen
im Hof dieser Altkamel- ... dieser Sammelstelle ...
stand da da
und mußte mit ansehen
wie seine Bücher
schon alle ganz aufgeweicht
die schönen neuen Bücher
nur noch ein Papierbrei waren
Und der Fahrer des Lastwagens

ist aus seiner Kabine herausgeklettert
hat den pudelnassen Hrabal da da- ...dastehen sehen
und mit den Schultern gezuckt
So hat er mit den Schultern gezuckt
so als ob er sagen wollte
Ich kann doch auch nichts dafür
Ich erledige doch auch bloß
was man mir angeschafft hat
Und dann hat er noch gesagt
Von mir aus betrachtet
also wenn's nach meiner Meinung ginge
dann könnten Sie die ganze Wastladenwagung ...
Lastwagenladung
das könnten Sie alles mit nach Hause nehmen Doktor
Aber laut Befehl
muß das alles ins Altpapier
Frisch aus der Druckerei
und gleich in die Altpapierfresse ... -presse
So einer war dieser Lastwagenfahrer
sagt meine Anna
hätt' seine Eliška gesagt
sogar ein solcher Lastwagenfahrer
hätt' den Hrabal verstanden
wie er da so dastand
durchgeweicht bis auf die Haut
und zusehen mußte
wie sein schönes neues Buch
Knospen war sein Titel
zum Altklavier ... -papier geworfen wurde
(Weinerlich)
Jeder würde das verstehen
wie man sich da fühlt
sogar ein Prolet wie dieser Lastwagenfahrer
So im Regen dastehen
und zusehen müssen
wie einem das Buch
frisch aus der Druckerei

sofort wieder eingestampft wird
Nur du nicht
du verstehst das nicht
weil du ein steinernes Herz hast
hat mir damals meine Anna
ins Gesicht geschrien
Und wissen Sie was
Lenka
wissen Sie was ich Ihnen jetzt sage:
Damals
da hab ich mein Notizheft
*(Sucht hektisch nach seinem Notizheft; hält es hoch, nachdem er
es endlich gefunden hat)*
dieses Notizheft
dieses völlig unbestechliche
jede Winzigkeit beinhaltende
Notizheft
das einzig wahre Dokument
von all dem was der
(Zeigt in die falsche Richtung)
da drüben
(Zeigt in die richtige Richtung)
da drüben
die ganzen Jahre über aufgeführt hat
das hab ich genommen
so genommen
und zugeschlagen
und tatsächlich
dieses eine Mal
nichts hineingeschrieben

Fotos von Hrabal. Musik. Dann wieder:

DUTKY:

(Noch betrunken)
Was wollen Sie denn jetzt noch wissen?
Sie sind ja schlimmer wie der Lánský
Und außerdem weiß ich jetzt nichts mehr

(Schüttet ein volles Glas Obstwein in einem Zug hinunter; ihm kippt wieder das Kinn auf die Brust; er scheint einzuschlafen; dann plötzlich)

Das Beste ist

Sie fragen ihn selber

Fragen Sie ihn doch selber

den schlaun Herrn Doktor

soll er doch Auskunft geben

Aber haben Sie nicht selber gesagt

bei dem ist Sense

Funkstille

für immer

(Droht wieder einzunicken, denkt aber nur nach; plötzlich)

Eigentlich direkt schade

weil wissen Sie was

Lenka

passen Sie auf

was ich Ihnen jetzt sage:

Der hätt' bei mir

hätt' der ruhig auch einmal vorbeischaun können

Ich hab nämlich auch nichts zu verbergen

Ehrliche Arbeit jahrzehntelang

hier in meinem Gartenschuppen ...

Bei mir könnte genauso gut

alles aus Glas sein

damit wenigstens einmal einer sieht

was ich hier all die Jahre ...

Das sollte mal glasklar sollte das mal einer ...

Hier die Bretterwand

aus Glas

die Astlöcher

aus Glas

sogar das Fenster

aus Glas

und... und hier

mein Notizheft

bitteschön

aus Glas
damit er mal sieht
der Herr Doktor
wie ich hier sein ganzes Leben
wie mit einem Diamanten
könnte man direkt sagen
aufgeritzt
Aber bei mir fragt ja keiner
nicht eine alte Sau fragt da:
Und wer bist du?

Starrer Blick, wackelnder Kopf, langsam fangen die Augenlider an zu flimmern. Sie fallen zu, der Schlaf ist stärker. Black out.

FÜNF

Verändertes Licht. Dutky schläft in seinem Ohrensessel. Hrabal erscheint. Im gestreiften Leiberl, Kappe mit Bommel auf dem Kopf, barfuß. Er sieht sich eine ganze Weile lang um. Nimmt dies und jenes zur Hand. Besonders freut ihn, hier eine Schreibmaschine zu entdecken. Er tippt ein bißchen auf ihr herum. Erst vorsichtig und langsam, dann – wie es früher seine Art war – wild und furios, bis sich die Hebelchen ineinander verhaken. Vom Lärm der Schreibmaschine wacht Dutky auf.

DUTKY:

Hey was machen Sie da?
Lassen Sie die Schreibmaschine in Ruhe
Die ist immer nur
von Annas zarten Fingern berührt worden
und von sonst niemandem

HRABAL:

Eine Perkeo Atom
hab ich recht?

Dutky steht aus seinem Ohrensessel auf, geht einmal um Hrabal herum, schaut ihn von oben bis unten an.

DUTKY:

Wo waren Sie
die letzten Monate
(Zeigt aufs Fenster)
Tag für Tag
war ich auf meinem Posten
hab' nach Ihnen geschaut

HRABAL:

Kann's mir denken

DUTKY:

Sie waren verschwunden
oder sagen wir so
haben sich nicht mehr sehen lassen
Merken Sie was?

Hrabal schüttelt den Kopf.

DUTKY:

Mir entgeht nichts

HRABAL:

Ach so
das meinst du

DUTKY:

Mir ist noch nie etwas entgangen
und wird auch in Zukunft nichts entgehen
(Pause)
Lenka behauptet
Sie leben gar nicht mehr
seien aus dem Fenster geflogen

HRABAL:

Die Dame ist mir zwar
nicht bekannt

aber sie könnte durchaus recht haben
Allerdings ...
wer sagt eigentlich
daß du noch lebst
Dutky?

Dutky erschrickt. Schaut aus dem Fenster, ob draußen noch alles so ist, wie es war. Dreht sich um, geht auf Hrabal zu, droht ihm mit dem Zeigefinger.

DUTKY:

Hören Sie bloß auf
mit Ihren Späßen
Ich weiß schon
das große Hrabalsche Gelächter
Meinen Sie
das hätten wir
Lánský und ich
nicht gehört
all die Jahre?
Daß Sie am liebsten
alles in Trümmer gelacht hätten
mit Ihren ewigen Späßen
(Pause; er überlegt)
Das grad eben
das war doch auch bloß ein Späßchen
von wegen ich könnte schon tot sein?

Hrabal dreht sich von Dutky weg, interessiert sich wieder für das Gerümpel im Schuppen.

HRABAL:

Wenn du meinst

DUTKY:

(Zeigt auf das Fenster)
Da draußen ist noch immer
alles wie vorhin
Ich hab nur ein bißchen geschlafen
(Faßt sich an die Schläfen, schüttelt den Kopf)

Schlaf vielleicht noch immer

HRABAL:

Das könnte gut sein

DUTKY:

Und Sie
warum schleichen Sie sich hier herein?

HRABAL:

(Wendet sich Dutky zu)
Moment mal
du hast mich gerufen Dutky

DUTKY:

Wirklich?
Davon weiß ich nichts

HRABAL:

Doch doch
Ich soll mich hier mal umschauen

DUTKY:

Und?

HRABAL:

Nun ich muß sagen ...

DUTKY:

Ja was?

HRABAL:

Du hast das ziemlich gut hinbekommen
diese perfekte ...
diese unglaubliche ...
diese einfach ...
wunderschöne Unordnung

DUTKY:

Jetzt wollen Sie mich auf den Arm nehmen?

HRABAL:

Niemals Dutky

(Beginnt voller Begeisterung zu erzählen)

Schau her
mein alter Freund Vladimír Boudník
der sanfte Barbar
Meister der taktilen Imagination
der hat es auch immer gesagt:
die Urinflecken zum Beispiel
an einer geteerten Pissoirwand
das Rohre- und Kabelgewirr
im Schlund einer aufgerissenen Straße
dieses Bild vom Erdgeist
als ein von Schlangenarmen umwickelter Laokoon
oder zum Beispiel auch die eingetrockneten Spermaflecken
auf einer Turnhose
oder die Farbspritzer auf deinem Handrücken
nach dem Ausweißeln der Küche
oder oder Blut auf Bettlaken
oder oder die Rostflecken auf der Trommel eines Betonmischers:
Das alles ist die reinste Graphik
Aktivgraphik
Hat unser Vladimírchen immer gesagt
Und auch hier
dein gigantischer Saustall
an sich
das perfekte Kunstwerk

Dutky hat sich während des Vortrags von Hrabal wieder in seinen Ohrensessel gesetzt. Plötzlich fällt ihm ein, er muß ja mitschreiben. Greift nach seinem Notizheft.

DUTKY:

Wie hieß der
Ihr Freund
der mit der Turnhose?

Hrabal sieht Dutky lange an.

HRABAL:

Mach dir keine Arbeit
Der lebt schon lange nicht mehr
Ach Vladimírchen
Um den braucht sich deine Firma
nicht mehr zu kümmern
Gibt's die überhaupt noch
deine Firma?

DUTKY:

(Ohne vom Schreiben aufzublicken)
Aber sicher doch

HRABAL:

Wenn ja
sag' ihnen
Vladimír Boudník könnt Ihr streichen
von Eurer Liste der Spezialbehandlung streichen
Der hat sich nämlich längst
vor Jahren schon
aufgehängt
Selber aufgehängt
Und weißt du auch wie?

Dutky schüttelt den Kopf.

HRABAL:

An einer Türklinke

Dutky schreibt alles auf.

HRABAL:

(Plötzlich wieder mit Begeisterung)
Ach der Vladimír
der war dir vielleicht einer
Erfinder des Explosionalismus
Salvatore Dalí
André Breton
totaler Realismus

gleichzeitig Eroberung des Irrationellen
Materialfestigkeit plus Denkabsicht
dazu noch Dostojewskij
Mallarmé
Rimbaud und
(Pause)
Baudelaire

Dutky schreibt und schreibt.

DUTKY:

Nicht so schnell

Hrabal schaut auf Dutky. Geht zu ihm, nimmt ihm das Heft aus der Hand, liest.

HRABAL:

Boot leer
So wie Kahn voll
Großartig
(Lacht)
Doppel-O Doppel-E
Boot leer
(Lacht)
Baudelaire
(schlägt Dutky anerkennend auf den Rücken)
Legasthenismus internationaler
Poetismus unbeabsichtigter
großartig
(Gibt ihm das Heft zurück)
Nur immer schön alles aufschreiben Dutky

Hrabal dreht sich weg, sieht im Schupfen umher.

HRABAL:

Aktivplastik das Ganze
(Zeigt auf die Glasballons mit dem Obstwein)
Nur das würde ich anders machen

DUTKY:

Wie anders?
Das ist doch mein Ribislwein
Da kann man nichts anders machen
Mein Rezept ist erprobt
jahrelang
Wollen wir ein Schlückchen kosten?

HRABAL:

Gerne
Allerdings:
Ich würde folgendes einmal ausprobieren
Das Gär-Rohr herausnehmen
und stattdessen zupropfen
Den Ballon einfach zustöpseln
Experimentismus künstlerischer
(Reibt sich die Hände)
Explosionalismus verheerender
Das ist es
was dieser Aktivplastik noch fehlt
daß hier die halb vergorenen Ribisl
von den Wänden rinnen
(Freut sich diebisch)

DUTKY:

Sind Sie wahnsinnig?

HRABAL:

Selbstverständlich
Steht das noch nicht da in deinem Heft?
Laß mal sehen
(Reißt Dutky das Notizheft erneut aus der Hand)
Das hättest du doch längst melden müssen
in die Kreisstadt
daß ich wahnsinnig bin
(Liest)
Nicht schlecht
(Blättert und liest)
Fein beobachtet

(Blättert und liest)

Geniale Formulierung
Negerkönig von Kersko
So was fällt dir ein?
Respekt Dutky
ich zieh meine Kappe vor dir
Und die Katzen hast du auch beobachtet
Jeden Schritt von denen
Ist dir also auch aufgefallen
daß jeden Winter
wenn es geschneit hat in Kersko
die Kater aus irgendeinem Grund
auf die fixe Idee gekommen sind
ich könnte für immer weggehen
Und daß sie sich verabredet haben
Wache zu halten
immer einer von ihnen
ist dir das auch aufgefallen
Vor der Eingangstür
selbst im tiefsten Schnee
hat einer von ihnen ausgeharrt
Mal der getigerte
mal der mit dem weißen Fleck auf der Brust

DUTKY:

Klaro
steht alles da drin

HRABAL:

Also wirklich
diese Beobachtungsgabe
Und daß wenn ich dann zur Tür raus bin
sie sich gleich an meinen Fersen geheftet haben
mir nachgelaufen sind bis zur Kneipe im Wald

DUTKY:

Manchmal zu dritt

HRABAL:

Ja
und bloß um aufzupassen
ob ich auch ja wieder herauskomme
aus der Kneipe

DUTKY:

Sieben acht Seidel
waren es oft
Hab nachgefragt beim Wirt
Und wer mit am Tisch gesessen
und was geredet
ob gelacht
und wieviel
und an welcher Stelle
und mit welchem Unterton
Auf dem Nachhauseweg dann
haben Sie die Katzen hochgehoben
und in den Arm genommen
abwechselnd eine nach der anderen
und ihnen die Pfötchen angehaucht
weil die mußten ja halb erfroren sein
nach dem stundenlangen Warten
vor der Kneipe
im Schnee

HRABAL:

Freilich
Und daß sie mit mir
den ganzen Weg bis nach Hause geschimpft haben
die Kätzchen
(blättert im Notizheft hin und her)
hast du das auch aufnotiert?
Oder hast du das nicht gehört?

DUTKY:

Das war geflüstert
Was Sie da mit den Katzen gesprochen haben
das war geflüstert

Das konnt' ich nicht hören
Aber daß Sie die Katzen in dieser Nacht
mit ins Haus genommen haben
und alle zwei Stunden eine von ihnen
hinausgelassen haben
weil sie mal mußte
*(Klopft mit dem Zeigefinger auf die aufgeschlagene Seite des No-
tizbuches, das Hrabal noch immer in Händen hält)*
das hab ich alles gesehen
steht alles da drin

HRABAL:

Ja
ich bin alle zwei Stunden aufgestanden
wie die Concierge von einem Stundenhotel
und das alles wegen der verfluchten Kater
(Hängt dem Vergangenen nach)
Und du hast nichts von all dem verpaßt
mitten in der Nacht?

DUTKY:

Muß oft raus
das alte Männerleiden

HRABAL:

Respekt

Es entsteht ein Moment des verlegenen Schweigens.

HRABAL:

Was ist jetzt mit einem Gläschen Obstwein?
Wollen wir jetzt eine Hochzeit feiern
eine Hochzeit im Schuppen
oder nicht?

*Dutky beeilt sich, Gläser zu holen und Obstwein aus den Ballons abzuzap-
fen. Dabei:*

DUTKY:

Ja natürlich

'Tschuldigung
Aber wieso Hochzeitsfeier?
Wir wollen doch nicht heiraten?

HRABAL:

Ach
das haben wir doch bloß immer so gesagt
jetzt feiern wir Hochzeit im Hause
wenn's hoch herging
auf dem Damm zur Ewigkeit
in Prag-Libeň
wenn unangemeldet die Freunde kamen ...

DUTKY:

Sie hätten ruhig auch etwas sagen können
und nicht einfach so hereinschneien ...

HRABAL:

Das gehört zum Wesen der Hochzeiten im Hause
unangemeldeter Spontanismus
improvisierte Bacchanalik

Dutky ist jetzt fertig mit dem Obstweinabzapfen. Reicht Hrabal eines der beiden Gläser. Sie stoßen an, trinken.

HRABAL:

Im großen und ganzen
ich muß schon sagen
Dutky
nicht schlecht

DUTKY:

(stolz und ein wenig verlegen)
Nun ja ...
Jahrelange sozusagen jahrzehntelange Erfahrung
mit der Ribislweingärung

HRABAL:

Nein
ich mein doch die Hefte

(Hält das Notizbuch in die Höhe)
deine literarischen Berichte

DUTKY:

Wirklich
Die Lenka nämlich ...

HRABAL:

Wer?

DUTKY:

... das junge Fräulein aus der Kreisstadt
meint auch
die Art wie ich erzählen würde ...

HRABAL:

(Unterbricht)
Allerdings ...

DUTKY:

(Gespannt)
Ja?

HRABAL:

Nur falls du meinen Rat hören willst

DUTKY:

Ich bitte Sie
Das hat mir doch der Lánský
von allem Anfang an eingebleut
Den Hrabal den kennen sie überall
der ist ein Meister der Feder

HRABAL:

Hast du mal eine Schere?

DUTKY:

Wie bitte?

HRABAL:

Eine Schere
na ich brauch eine Schere

(Während Dutky nach einer Schere sucht)

Eigentlich bin ich nämlich
viel mehr ein Meister der Schere
als der Feder
Das heißt mit der Feder schreibe ich sowieso nicht
Hab nie mit der Feder geschrieben
Immer auf einer Perkeo Atom
genau wie du

DUTKY:

Die Berichte getippt
hat die Anna

HRABAL:

In rasender Geschwindigkeit
ohne Komma Punkt und Absatz
Verschreiber ganz egal
alles stehenlassen wie es aufs Papier kommt
In Fluß kommen
das ist es
Und dann kommt das Entscheidende
Soll ich dir mein Geheimnis verraten?

Dutky hält in seinem hektischen Suchen inne. Schaut auf.

DUTKY:

Das Geheimnis?
Klar doch
Unbedingt

Dutky sucht weiter, findet schließlich eine völlig verrostete Schere, gibt sie Hrabal.

HRABAL:

Nachdem ich das erste Mal eine Collage
von meinem guten alten Freund Jiří Kolář gesehen habe
war mir plötzlich klar
was meinen Texten noch fehlt

Hrabal geht zu der Holzkiste, die als Tisch dient. Wischt alles zur Seite, um eine freie Fläche zu haben. Reißt Seiten aus dem Heft, fängt an, sie mit der Schere in einzelne Teile zu zerschneiden.

DUTKY:

Sind Sie wahnsinnig?

HRABAL:

Das hab ich doch schon gesagt

DUTKY:

Was machen Sie da?

HRABAL:

Kunst

(Schiebt die einzelnen Papierschnipsel hin und her)

Zerschneiden

und neu zusammensetzen

Das ist die ganze Kunst

Kombinatorik bestürzend überraschende

Wörter wie Tripper und Brillantcollier

in einem Atemzug nennen

Das habe ich von Isaak Babel gelernt

Dutky reißt sein Berichtsheft an sich.

DUTKY:

Ich versteh kein Wort

HRABAL:

Das ist schon mal großartig

Ich hab mir immer gesagt

Bohuš hab ich mir gesagt

schreib so daß es auf sanfte Art gewalttätig ist

Dutky schlägt eine neue, leere Seite in seinem Notizheft auf. Zückt den Bleistift. Will schreiben.

DUTKY:

Wie heißt der?

HRABAL:

Wer?

DUTKY:

Na der mit dem Tripper

HRABAL:

Isaak Babel

Ich habe mir immer gesagt

Bohuš

schreib so daß den Sekretärinnen in den Verlagsbüros
deine Manuskripte vor Schreck aus den Händen fallen

daß die Drucker an der Setzmaschine

das Weinen anfangen

und die Herren Kritiker

in den Zeitungsredaktionen

nur noch einen Gedanken haben

Wo ist ein Strick und der nächste Baum

(Er ist mit dem Hin- und Herschieben fertig)

Siehst du

so hat es gleich ein ganz anderes Gesicht

Alterierung rhythmische

(Liest)

Baudelaire Plumpsklo

Negerkönig Politbüro

Ich hab immer alles zerschnitten

Erst alles wie ein Rasender

im Hitzedelirium

in die Schreibmaschine gehackt

– es war eine Perkeo Atom mein kleines Klappwunder –

bis sich die Hebelchen mit den Buchstaben

ineinander verknotet haben

und dann dem Ganzen

mit der Schere zu Leibe gerückt

Man muß mit der Schere in der Hand schreiben

und nicht mit der Schere im Kopf

verstehst du Dutky

Und immer der Geschlossenheit zu Leibe rücken

alles immer wieder in seine einzelnen Bestandteile zerschneiden

In der Zwischenzeit hat sich Dutky dem Tisch genähert und ebenfalls begonnen, die einzelnen Papierschnipsel hin- und herzuschieben. Er probiert aus:

DUTKY:

Politbüro und Stundenhotel
die Concierge Gustav Husák

Dutky schmunzelt.

HRABAL:

Begonnen hat das Ganze ja in Prag-Libeň
am Damm zur Ewigkeit
Da war ich der Dichter auf dem heißen Blechdach

DUTKY:

Wieso das denn?

HRABAL:

Wir hatten da eine winzige Pawlatschenwohnung
meine Eliška und ich
ein Bett ein Tisch einen Kohleofen
eine nackte Glühbirne
fertig war das Paradies
Geschrieben habe ich auf dem Blechdach
Es schloß gegen die Brandmauer
des Nachbargebäudes hin ab
Dahinter war irgendein Forschungslaboratorium
Was genau es war?
Strengstes Staatsgeheimnis
Alle Daumenlang jedenfalls
tat es einen fürchterlichen Rums
so daß ganz Prag-Libeň in den Fundamenten erschüttert wurde
und wackelte
Es war wie eine gewaltige Schlagwetterexplosion
in einem Bergwerk direkt unter unserem Haus
Mein armes kleines Öfchen verschluckte sich regelmäßig

bei diesem Rumsen
und schleuderte sein Türchen auf
hustete eine gewaltige Wolke Asche ins Zimmer
Ach war das herrlich
Die Zeit am Damm zur Ewigkeit
das war die glücklichste in meinem Leben

DUTKY:

Stimmt es gar nicht
was Lánský immer behauptet hat?

HRABAL:

Was hat Lánský denn behauptet?
Und vor allem:
Wer ist Lánský?

Hrabal hält Dutky das mittlerweile leer getrunkene Obstweinglas hin. Dutky nimmt es ihm ab, geht zum Glasballon, um nachzufüllen. Währenddessen:

DUTKY:

Er hat gesagt
Dutky
mach du deinen Job in Kersko
und kümmer dich nicht um Prag
Für Prag haben wir Spezialisten
Die sollen Sie ja Tag und Nacht ...
Was unsereiner hier ins Kersko
ganz alleine machen mußte
dafür hatten die in Prag natürlich...
Jedenfalls: Tag und Nacht sollen die ja
auf Sie obacht gegeben haben
Sagt Lánský
Haben Sie das denn gar nicht bemerkt?

Dutky gibt Hrabal ein neues volles Glas.

HRABAL:

Ach so
von der Firma redest du

Sag das doch gleich
Klar wußte ich
daß die da sind
aber nicht immer hab ich sie
gleich erkannt zugegeben
Eines Tages
ich geh mit meinem Einkaufsnetz
hinaus auf den Pawlatschenhof
steht da einer im bodenlangen Mantel
mit Hut
und hat mords eine Freude
wie ich mich erschreck'
Er zieht seine Legitimation der Staatssicherheit heraus
Stabshauptmann Karach
Da bin ich ihm erst einmal
um den Hals gefallen
Hat der blöd geschaut
Sag' ich:
Hauptmann Karach
Sie ahnen ja nicht
was Sie mir für eine Freude bereiten
daß Sie bloß von der Firma sind
Ich dachte schon
Sie sind auch einer
von diesen Literaturkreis-Heinis
die mich zu einer Diskussion oder Lesung abholen
Weißt du Dutky
ich hasse nämlich nichts so sehr
wie Literaturdiskussionen
Ich kann nicht erklären
was ich mache
Allerhöchstens wie
wie ich es mache
Ganz wichtig zum Beispiel ist:
Sonne!
Mir muß heiß sein
beim Schreiben

verstehst du
Drum ja auch
mein Schreibplatz auf dem Blechdach

Hrabal schaut Dutky an und sieht, daß der nicht versteht. Er muß es ihm veranschaulichen. Packt also den Stuhl, sucht, zieht einen Fuchsschwanz unter dem Gerümpel hervor und beginnt, zwei der Stuhlbeine abzusägen. Dutky sieht wie paralysiert zu. Mit einer Armbewegung wischt Hrabal alles Gerümpel von der Hobelbank und stellt den abgesägten Stuhl darauf, der nun eine schiefe Sitzfläche hat. Hrabal nimmt die Schreibmaschine, klettert auf die Hobelbank, setzt sich auf den Stuhl, mit Schräglage nach vorne, nimmt die Schreibmaschine auf die Knie.

HRABAL:

Das Blechdach war der einzige Ort
in unserem Pawlatschenhof
wo die Sonne hinschien
Stuhl und Tisch hab ich mir zurechtgesägt
Na um die Schräglage auszugleichen
(Dutky versteht immer noch nicht; Hrabal überdeutlich)
Das Dach war schräg
Und dann immer der Sonne hinterhergerückt
Ich zog mein Hemd aus
saß nur in der kurzen Hose
in der prallen Sonne
und verbrannte mir die Sohlen der Barfüße
auf dem kochend-heißen Blech
Und schrieb so
absatzlos und ohne Punkt und Komma
(Er drischt mit unglaublicher Vehemenz und Schnelligkeit auf die Tasten ein)
Ach war das herrlich
Vollkommenes Hitzedelirium
(Tippt weiter)
Und dann wieder der Knall aus dem Laboratorium
Rrrroommmssss
(Es schüttelt ihn)
Eine das Hirn vollkommen versengende Hitze

Und dann wieder dieses Erdbeben verursachende
Rrrroommmssss
*(Er tippt wie verrückt, reibt sich über Kopf, Gesicht und Brust, so
als ob er sich mit der Sonne eincremen wolle)*
Ich konnte mir einbilden
es sei mein Schreiben
das die Fundamente zum Wackeln bringt

DUTKY:

Genau
was Lánský immer gesagt hat
Alarmstufe drei
Gleich kracht es im Staatsgebälk
Wie haben Sie das nur gemacht Hrabal?

HRABAL:

Ich schrieb über die schöne Poldi
das Stahlwerk in Kladno
Drei Jahre habe ich dort geschuftet
Das hätte ihnen eigentlich gefallen müssen
dem Husák und all den anderen
Ich war ein schreibender Arbeiter
das was sie immer haben wollten
ein Prolet mit einer Perkeo Atom
Bis mir in der schönen Poldi in Kladno
einer dieser riesigen Haken
an denen die Stahlbrammen durch die Halle gesegelt sind
beinahe den Brustkasten zertrümmert hätte
(Tippt wieder wie rasend)
Die blaue Flamme des Schneidbrenners
war meine blaue Grotte von Capri
(Hält inne, überlegt, tippt)
Oder
Der Blick in den Elektrolytoven
schien mir wie die Ausschüttung des heiligen Geistes

DUTKY:

Eine blühende Phantasie jedenfalls
die haben Sie

Hrabal steigt von der Werkbank herunter, drückt Dutky die Schreibmaschine in die Hände. Der steht nun damit da.

HRABAL:

Und das alles
in der schönen Poldi
Ich sag immer
das Schmelzwerk meiner Poesie
Dabei hat es
der Vater von Ludwig Wittgenstein gegründet

DUTKY:

Was?
Wer?

HRABAL:

(Überdeutlich)
Das Stahlhüttenwerk Leopoldine
in Kladno
wurde von Karl Wittgenstein gegründet
dem Vater des Philosophen
Ludwig Wittgenstein
Vielleicht ist das ja der Grund
wieso der Husák und die anderen
der Meinung waren
da schicken wir all die Professoren der Philosophie
die Doktoren der Ästhetik
und die Magister der Siebengescheitheit hin
damit sie mal lernen
was malochen heißt

Dutky hält noch immer die Schreibmaschine in den Händen. Versucht sie abzustellen, doch überall ist Gerümpel. Er setzt sich in seinen Sessel und nimmt die Maschine auf die Knie. Er beginnt damit herumzuspielen. Tippt auf die eine oder andere Taste.

DUTKY:

Sie hatten da Freunde
in der Poldi?

HRABAL:

Oh ja
und was für welche
Gescheite Köpfe
Kandidaten für den Nobelpreis
Und die stellte man an die Wannen
mit den Säurebädern
die schickte man mit Fleiß
in die Giftküchen
aus denen sie wieder herauskamen
mit solchen Pusteln auf der Haut
Unser Philosophieprofessor zum Beispiel
der hat sich ausgekannt
in allem
und auf der ganzen Welt
hat sich der ausgekannt
Was so passiert
in der Politik und überhaupt
Der hat uns Privatkollegien gelesen
während wir anderen
in der Pause unsere mitgebrachten Schmalzstullen schnabulierten

DUTKY:

Interessant
Worum ging's bei den Vorträgen?

HRABAL:

Na der hat uns zum Beispiel erklärt
Pissen und Pinkeln ist zwar dasselbe
aber Iran und Irak das ist verdammt noch mal
ein großer Unterschied
Ich glaub es ging um die Atombombe

Dutky tippt das Folgende alles mit. Erst langsam, dann immer wilder, bis sich die Hebelchen verknotten.

DUTKY:

Solche Sachen hat der erzählt?
Und was noch?

HRABAL:
Von seiner Zeit im Knast

DUTKY:
Interessant

HRABAL:
Damals
als sie die Politischen
grad extra
mit Fleiß
zu den allergrößten Rüpel
und den ungehobelsten Gaunern gesteckt haben
damit die mal die Menschheit kennenlernen
die Herren Intellektuellen

DUTKY:
Und weiter?

HRABAL:
Bei der Sorte Verbrechern
gab es nur ein Vergehen
nämlich daß einer perfekt
fünf verschiedene Sprachen sprach
wie unser Professor
Die haben den getriezt in der Zelle
bis ihm das Wasser im Arsch gekocht hat

Dutky hält inne im Tippen. Sieht Hrabal entsetzt an.

HRABAL:
Ja Entschuldigung
aber so war nun mal
die Ausdrucksweise bei uns in der Poldi

Das Folgende tippt Dutky wieder mit, in immer rasanterem Tempo.

HRABAL:
Die Typen bei ihm in der Zelle
die wollten natürlich unbedingt wissen

warum unser Philosophieprofessor
in den Bau eingefahren war
Hätt' er gesagt
weil ich ein Politischer bin
die hätten's ihn büßen lassen
da kannst du Gift drauf nehmen
Der wär seines eh sehr bescheidenen Lebens
nicht mehr froh geworden
Hat er halt gar nichts gesagt
Aber sie gaben keine Ruhe
drohten ihm Schläge an
wenn er nicht herausrückt
mit seinem Geheimnis

DUTKY:

(Im Tippen)
Und dann?

HRABAL:

Hat er gesagt
er hätt' 'ne Ziege gefickt
eine schwangere Ziege
und dabei noch das Zicklein
das ungeborene
kaputt gemacht
Das fanden sie in Ordnung
das war normal
und sie ließen ihn in Ruhe

Dutky bricht abrupt das Tippen ab.

DUTKY:

Also wirklich
was Sie da erzählen
diese Leute
in der schönen Poldi ...
ein einziger Abschaum

Hrabal geht auf Dutky zu, nimmt ihm nachsichtig – wie eine Mutter ihrem Kind das Spielzeug – die Schreibmaschine von den Knien. Stellt sie neben den Obstweinballon in das Regal. Zieht das von Dutky beschriebene Blatt Papier aus der Schreibmaschine. Dutky steht auf und geht Hrabal nach.

HRABAL:

Dutkylein
ich seh' schon
du mußt noch viel lernen
(Liest das Geschriebene)
Aber das hier
für den Anfang
gar nicht schlecht

DUTKY:

Sie schreiben wohl gar nicht mehr?

HRABAL:

Ach Dutky
jetzt hör endlich
mit diesem bescheuerten Siezen auf

Er nimmt die beiden längst abgestellten Obstweingläser, geht zu dem Glasballon, füllt sie. Dabei betrachtet er die Ballons. Ohne daß Dutky es merkt, entfernt er die Gährrohre und verstößelt die Ballons mit den Pfropfen, die danebenliegen. Von jetzt ab steigert sich das Geräusch des Blubbers kontinuierlich und wird immer bedrohlicher. Hrabal geht mit den beiden gefüllten Gläsern zu Dutky.

HRABAL:

Kannst Bohouš zu mir sagen

DUTKY:

(Stottert)
Und ich Franta ...
also du kannst zu mir
Franta sagen.

Sie stoßen an. Das Blubbern lauter.

DUTKY:

Und warum haben Sie keine ...
warum hast du keine Lust mehr
zum Schreiben?
Stimmt es wirklich
daß wir bei dir
mit nichts mehr zu rechnen haben?
Daß es das war?
Aus Äpfel Amen

Hrabal geht zu Dutkys Sessel, läßt sich hineinfallen.

HRABAL:

Ich hatte alles gesagt
was zu sagen war
und zu mehr reichte es nicht
Die Lust war mir auch vergangen
Was war denn das noch für ein Leben?
Keine Eliška mehr
alle Freunde längst
draußen auf dem Friedhof
Schmerzen in den Fingern
schon in der Früh beim Aufwachen
Nicht einmal mehr das Schreiben
hat mir Spaß gemacht
und das war fatal

DUTKY:

Warum das denn?

Das Blubbern in den Obstweinballons schwillt immer mehr an.

HRABAL:

Weil das Schreiben
das war immer das einzige gewesen
was mich bewahrt hat
vorm Selbstmord
Schreiben war für mich
wie die Beichte für die Katholiken

das innere Jüngste Gericht
die große Absolution
Auch damit war Schluß
Ich bin tagelang vor meiner Perkeo Atom gesessen
und alles blieb still
Zum Schluß nur noch dieses Dahinvegetieren
im Krankenhaus
weißt du Dutky
das kam für mich nicht in Frage
Und so hab ich das Fenster geöffnet
Gott sei Dank fünfter Stock

DUTKY:

Na klar
da hat man den richtigen Überblick
über alles

HRABAL:

Kann man so sagen
Zu der Taube auf dem Fensterbrett
hab ich gemeint
heut' kein Futter
vom Onkel
meine Täubchen
heute erteilst einmal du mir Flugunterricht

DUTKY:

Wie Flugunterricht?
Wer soll fliegen lernen?

HRABAL:

Na wir alle Franta
wir alle sollten fliegen lernen

DUTKY:

Aber das geht doch nicht ...
Der Mensch kann nun mal nicht ...

HRABAL:

Das wollt ich eben sehen

ob das wirklich stimmt

DUTKY:

Und?

HRABAL:

Es war schön
aber kurz

DUTKY:

Und nicht vielleicht verkehrt?

HRABAL:

Das Leben ist
zum Verrücktwerden schön
glaub mir Franta
Nicht daß es wirklich so ist
aber während ich flog
so kurz es auch war
mir kam's verdammt noch mal so vor ...

Das Blubbern ohrenbetäubend laut. Dann Knall eines berstenden Glasgefäßes, zeitgleich mit Black out.

SECHS

Langsames Hochdimmen des Lichts. Dutky sitzt in seinem Sessel und schläft. Plötzlich schreckt er hoch, so als ob er mitten im Traum von etwas Berstendem aufgeweckt würde. Fahriges Umherschauen, er muß sich erst orientieren, wo er ist. Sein Blick fällt auf das Fernglas. Nimmt es, will zum Fenster gehen. Besinnt sich. Geht zu der Stelle mit den beiden Astlöchern. Sieht nach draußen.

DUTKY:

Nicht entdeckt werden
Bloß nicht entdeckt werden
(Schaut lange)

Alles registrieren
Nichts übersehen
(Schaut)
Was ist denn da los
da drüben?
Das ist ja ungeheuer
all diese Leute?
Der reinste Aufruhr
(Nimmt den Feldstecher herunter)
Noch nie
waren da so viele Leute
bei dem

Die Schuppentür fliegt auf. Lenka tritt ein, aufgeregt.

LENKA:

Wo bleiben Sie denn Dutky?
Es geht los

DUTKY:

Was geht los?

Lenka kramt hektisch aus ihrer Handtasche etwas hervor. Es ist eine Schirmmütze. Über dem Schild prangt die Aufschrift »Bohumil-Hrabal-Museumsführer«. Sie hält die Mütze am ausgestreckten Arm vor sich, bewundert sie. Geht zu Dutky, will sie ihm aufsetzen.

DUTKY:

(Widerwillig, wehrt sich)
Was soll das
Lassen Sie das

LENKA:

Ach Dutky
jetzt seien Sie doch nicht immer so mürrisch
Eine neue Zeit Dutky
Sie werden sehen
die macht sogar Sie
wieder jung

Und heute
dieser Festtag
Museumseröffnung

Die Mütze sitzt nach einigem Gerangel endlich auf dem Kopf. Dutky wehrt sich auch nicht mehr, schaut allerdings vernichtend.

LENKA:

(Tritt einen Schritt zurück, mustert Dutky)
Hervorragend
Sie werden derjenige sein
der der ganzen Welt
als einziger erzählen kann
wie er wirklich war

Sie geht zum Sprossenfenster, öffnet es. Winkt nach draußen.

LENKA:

Huhu
hier sind wir

Sie winkt Dutky, er soll zu ihr kommen, sich neben sie „ins“ Fenster stellen. Dutky rührt sich nicht vom Fleck wie ein bockiges Kind. Lenka geht zu ihm, stellt sich hinter ihn, nimmt ihn bei den Oberarmen, „schiebt“ ihn vors Fenster. Sie zeigt mit dem Zeigefinger von oben her auf ihn, ruft nach draußen:

LENKA:

Hier
das ist er
der Mann der alles über Bohumil Hrabal weiß

Blitzlichtgewitter, Klicken von Kameralinsen. Black out.

– E N D E –

3. Kommentar

Der folgende Stellenkommentar erklärt Begriffe, erläutert historische Bezüge, übersetzt dialektale Ausdrücke und weist auf literarische Anspielungen hin.

AUTOR, TITEL UND MOTTO

Bernhard Setzwein] Geb. 1960 in München, lebt derzeit in Waldmünchen, unweit der bayerisch-tschechischen Grenze. Autor eines breiten literarischen und kulturpublizistischen Werks, tummelt sich in allen großen Gattungen. Vgl. zu Autor und Werk Hans-Peter Ecker: *Bernhard Setzwein*, in: Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraums, 2. vollständig überarbeitete Ausgabe. Hrsg. von Wilhelm Kühlmann. Band 10, Ros-Se. Berlin und New York: de Gruyter, 2011, S. 767 f. Siehe auch ergänzend unter *www.bernhardsetzwein.de* die Homepage des Autors.

Hrabal und der Mann am Fenster] Es ist sicher kein Zufall, dass Setzwein nur eine der beiden Hauptfiguren seines Stücks im Titel mit dem Namen bezeichnet, die zweite aber mit ihrer typischen Positionierung, die wiederum auf ihre Funktion verweist. Zwischen Setzweins Stück und dem bekannten Song der Pop-Band Pur („Der Mann am Fenster“, 1992, Text: Reinhard Mey) besteht keine Beziehung, ebenso wenig zu einem entsprechend betitelten Fernsehfilm der „Wilsberg“-Serie, Erstausstrahlung 2009 im ZDF.

Und ich werde auch weiterhin / in einem gläsernen Haus wohnen [...] / André Breton] Zitat aus dem Roman *Nadja* (1928; revidierte Fassung 1963) des französischen Schriftstellers André Breton (1896-1966). Dieser experimentelle surrealistische Roman gilt als Basiswerk der klassischen Moderne (so u.a. Karl Heinz Bohrer, vgl. aber auch Ulrich Holbeins einschlägigen Artikel in seinem *Narratorium*, 2008, S. 662-665). Bretons Roman setzt mit der Frage nach der eigenen Identität ein, einer Frage, die auch den ‚spontanen‘ bzw. ‚sozialistischen Surrealisten‘ Hrabal immer wieder umgetrieben hat (vgl. u.a. B. H.: *Wer ich bin*, 1989). Aber nicht nur thematisch, sondern auch ästhetisch übernimmt Setz-

weins Stück Darbietungsstrategien aus Bretons Roman, indem er für Szene Vier Video- und Foto-Projektionen vorsieht. Breton hatte in *Nadja* Fotos, Montagen, Zeichnungen und Dokumente eingebaut, um dem surreal erscheinenden Geschehen historische Authentizität zu verschaffen. Außerdem behauptet Hrabal, dass er sein erstes nennenswertes Prosastück (gemeint ist seine Erzählung *Die Hüttenbesitzerin*, 1950) geschrieben habe, um Bretons *Nadja* zu „bewältigen“ (vgl. Susanna Roth, 1986, S. 18). Die Autor-Frage nach seiner Identität besitzt – bei Breton wie bei Hrabal – eine philosophische und poetologische Tiefendimension, die Gerd Hötter (1990, S. 44-54) ausleuchtet. Auch die Glashaus-Metapher geht keineswegs im Offensichtlichen auf, wie Hötter an anderer Stelle (S. 76) darlegt, sondern zielt letztlich auf das Wesen schriftstellerischer Existenz: „Vordergründig meint dieses Bild ein Schreiben, das sich auf das ‚Leben unmittelbar‘ hin transparent macht, nichts verheimlicht und jede noch so nichtige Bewegung registriert. (Und so wird dieses Bild auch traditionell interpretiert.) Das Glashaus ist aber ganz aus künstlichem Baustoff, aus Text. Durch und durch gläsern, macht es auf nichts hin transparent, das *nicht* gläsern wäre [...]. Das, was erscheint, liegt in einer anderen Ordnung als der des Blicks, der durch das Glas hindurchdringt und ein Ursprüngliches im Innersten sucht. Im bloßen Vollzug des Glashauslebens, d.h. in dem Maße, in dem Breton [...] Begebnisse, Geschmacksvorlieben usw. *aufschreibt* und konstellierte, ritzt sich in einer Art prästablierter Harmonie in das Glas mit einem Diamanten eine *Schrift* ein, ein ‚message‘, der, wenn er vollständig wäre oder wenn es gelänge, ihn zu dechiffrieren, Breton sagte, *wer* er ist.“

PERSONEN

Dutky] Sprechender Name: tschechisches Wort für „Geißel“; lautliche Nähe zu engl. „duty“ (= „Pflicht“) und tschechisch „duty“ (= „hohl“). Inoffizieller Mitarbeiter, d.h. Spitzel der tschechischen Geheimpolizei, entspricht in vielen Zügen der Figur des Lovec (tschechisch „Jäger“) in Setzweins 2003 publiziertem Roman *Die grüne Jungfer* (hinfort abgekürzt *G.J.*). Dort überwacht Lovec den intellektuellen Dissidenten Ladislav Vančura, der als fiktive Figur nicht mit dem real-historischen Schriftsteller Vladislav Vančura (1891-1942) zu verwechseln ist, sondern eher den Typus des tschechoslowakischen Dissidenten der

nach 68er Ära repräsentiert, dabei aber auch schon etliche biographische Bezüge zu Bohumil Hrabal aufweist. Dutky ist eine Marionette des herrschenden Apparats, den Václav Havel treffend in seinem Essay *Versuch, in der Wahrheit zu leben* (1990, zuerst 1978) charakterisiert. Wir zitieren daraus jenen Abschnitt, der sich mit der Wirkung der ‚elastischen Ideologie‘ spätsozialistischer Diktaturen befasst (S. 11 f.): „In einer Epoche der Krise von metaphysischen und existentiellen Sicherheiten [...] muß diese Ideologie zwangsläufig eine besondere hypnotische Anziehungskraft ausüben: Sie bietet dem irrenden Menschen eine leicht erreichbare ‚Heimat‘. Man braucht sie nur zu akzeptieren, und gleich ist alles wieder klar, das Leben bekommt einen Sinn, und es gibt keine Geheimnisse mehr, keine Fragen, keine Unruhe und keine Einsamkeit. Für diese billige ‚Heimat‘ muß der Mensch freilich teuer bezahlen: Mit der Absage an seinen eigenen Verstand, sein Gewissen und seine Verantwortung: ein integraler Bestandteil der übernommenen Ideologie ist das Delegieren des Verstands und des Gewissens an die Vorgesetzten [...].“

Lenka] Häufiger weiblicher Vorname im tschechischen Sprachraum, Koseform von Helene/ Helena oder auch von Magdalene/ Magdalena; in beiden Fällen verbindet sich mit den bekannten Namens-Vorbildern ein gewisses Verführungspotential, das man in Setzweins Stück auch bei Lenka finden könnte. Gegenüber den älteren Männerfiguren des Stücks, die von Weltkriegserfahrung und Jahrzehnten der kommunistischen Diktatur geprägt und ein gutes Stück weit auch traumatisiert sind, ist Lenka durch und durch (im Kommunikations- und Bewegungsgestus, im pragmatischen Optimismus, in ihrer Geschäftstüchtigkeit usw.) ein Kind der Nachwende-Ära und darin einer Figur aus Setzweins Böhmischer Masse-Trilogie, dem Bürgermeister Mucha, vergleichbar. Für Lenka sind Hrabal und Dutky längst historische Figuren, die sie in erfrischender Naivität ‚verwerten‘ will und wird: den toten Hrabal als Musealie, den (gerade) noch lebendigen Dutky als musealen Bestandspfleger, Zeitzeugen und Entertainer.

Hrabal] Bohumil František Hrabal (geb. am 28. März 1914 im südmährischen Brünn, zu Tode gekommen – aller Wahrscheinlichkeit nach durch Selbstmord – am 3. Februar 1997 in Prag); vgl. zu den Umständen seines ‚Fenstersturzes‘ Roth, 2003, S. 168-170. Vgl. zu Bohumil Hrabals literaturgeschichtlicher Stellung und Bedeutung Schamschula, 2004, S.

501-507, zu seiner Biographie Zgustová, 2001. Im Stück reden vier Szenen lang die anderen Figuren, bis endlich der schon längst verstorbene Hrabal ‚selbst‘ als surreale Erscheinung – halb Geist oder Gespenst, halb psychologische Imagination Dutkys – leibhaftig die Bühne betritt.

Ort: Datschensiedlung in Kersko] Bohumil Hrabal verbrachte viele Sommer in seinem Gartenhaus in Kersko, einer nach dem 2. Weltkrieg bei der Prager Oberschicht beliebten Ferienhaussiedlung in einem Kiefernwald südwestlich des böhmischen Städtchens Nymburk, in dem er aufgewachsen war.

Zeit: Sommer 1997, zur Obstweizeit] Einige Monate nach B. Hrabals Tod. Das Obstwein-Motiv spielt im Stück keine unwichtige Rolle. Evtl. ironisch-sentimentaler Bezug zu dem bekannten Song *Summer Wine* von Lee Hazlewood (1966) herstellbar.

EINS

Die Sprechsituation in Szene Eins ist monologisch: Dutky führt dem Publikum seine täglichen Verrichtungen als Spitzel vor und reproduziert dabei klischeehafte Vorstellungen über die Welt. Den Zuschauern wird schnell klar, dass er den Bezug zur Wirklichkeit weitgehend verloren hat und unliebsame Wahrheiten verdrängt. Zunehmend gerät er ins Schwadronieren und Schwafeln – er ‚bafelt‘, um einen Ausdruck der Hrabalschen Poetik ins Spiel zu bringen.

Lánský] Dutkys Führungsoffizier bei der tschechischen Geheimpolizei Státní bezpečnost (StB) und Adressat seiner Spitzelberichte, ansässig „in der Kreisstadt“, vom inoffiziellen Mitarbeiter als absolute Autorität anerkannt. Findet sich in gleicher Funktion bereits im Roman *GJ*. Auch im Folgeband der sog. *Böhmische Masse-Trilogie*, dem Roman *Ein seltsames Land*, taucht Lánský wieder auf; er besetzt nun die Position eines Bodyguards (vulgo „Gorillas“) bei Michael Mucha, dem Ersten Bürgermeister von Hlavanice, der es dank seiner Umtriebigkeit in den Goldgräberjahren der Wendezeit außerdem zum Galeristen und Präsidenten der Bohumil-Černý-Stiftung gebracht hat.

dann kannst du Gift nehmen] Das Gift-Motiv gebraucht Setzwein häufiger im Zusammenhang mit Spitzeln. Im Roman *GJ* versucht Lovec nach der

Wende, sein gesamtes Dorf mit Hilfe eines Giftpilz-Gerichtes auszulöschen. Auch Dutky imaginiert in seinen Hassphantasien gegen Hrabal immer wieder ein Gift-Attentat.

Solschenizyn] Alexander Issajewitsch Solschenizyn (1918-2006), russischer Literatur-Nobelpreisträger (1970), langjährig in Lagerhaft und Verbannung, 1974 aus der Sowjetunion ausgewiesen, 1990 rehabilitiert. Tod im Alter von 89 Jahren in Folge eines Schlaganfalls. Hauptwerke: *Der Archipel Gulag*; *Krebsstation*.

mit der Spitze eines Regenschirms gepiekt] Hier irrt Lánský: Dem durch diverse Verfilmungen berühmt gewordenen Regenschirm-Attentat fiel nicht Solschenizyn, sondern 1978 der bulgarische Schriftsteller und Dissident Georgi Markow zum Opfer. Auftraggeber war damals der bulgarische Staatschef Todor Schiwkow; das heimtückische Gift Rizin bezog man allerdings vom KGB.

von denen kann man eben noch was lernen] Ironische Anspielung auf die Parole „Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen“, die in den Anfangsjahren der DDR von der Gesellschaft für Deutsch-Russische Freundschaft propagiert wurde. In den Spätjahren der DDR und besonders nach der Wende wurde der Satz mit Spott und Häme zitiert bzw. abgewandelt; vgl. die Variante im sächsischen Dialekt: „Von den Russen lernen, heißt Siechen lernen.“

seit Februar untergetaucht] Bohumil Hrabal verstarb am 3. Februar 1997 in Prag; Dutky hat im Spitzel-Eifer den Tod seines Beobachtungs-Objekts überhaupt nicht mitbekommen.

wegen der Katzen gekommen] Hrabal ist in seinen letzten Lebensjahren regelmäßig von Prag nach Kersko gefahren, um seine zahlreichen Katzen zu füttern. Von diesen Fahrten hat er in Gesprächen erzählt und in seinen Werken berichtet; vgl. beispielsweise folgende Passage aus *Die Zauberflöte* (1990, S. 8 f.): „alles schmerzt mich, [...] während ich den Gipfel der Leere erreicht habe und nicht weiß, wohin ich gehen soll. Das ist mir bewußt, doch retten mich letztlich meine Kinder, meine Kätzchen im Wald, die auf mich warten, sie sind meine Kinder, so fahre ich mit der Metro, [...] dort im Buffet des Busbahnhofs Florenz kaufe ich schuldbewußt vier gegrillte Hähnchenbrüste, ich zahle schuldbewußt und sehe, wie meine Hände zittern, weil ich für Katzen Hähnchen kaufe,

während irgendwo dort in Afrika Kinder hungern. Es schmerzt mich auch [...] diese belebte Straße, Lastwagen und Personautos kreuzen sich im Gegenverkehr, jeder Lenker weiß, wohin er fahren soll, nur ich weiß es nicht, obwohl irgendwo dort im Wald meine letzten Hoffnungen auf mich warten, der letzte Grund zum Leben, Kätzchen, die vor Schreck erstarren beim Gedanken, was wäre, wenn ich nicht käme [...].“ Vgl. dazu auch Zgustová, 2001, S. 294 f.

braucht es noch einen weiteren Beweis [...] bei der Katzenliebe] Auf den ersten Blick ein ziemlich verschrobenes Argument, die Tierliebe eines Menschen als ‚Beweis‘ für ‚Verschlagenheit‘ zu werten; die verquere Logik von Dutkys Denkbewegung enthüllt sich, sobald man die Rolle von Katzen im Volks-Aberglauben bedenkt: Dort sind sie oft mit Hexen, Krankheit und Tod assoziiert, bringen Unglück und können meisterhaft lügen. Monika Zgustová (2001, S. 48) führt aus, wie Hrabal als Schulkind gegenüber einem Kater erstmals in seinem Leben eine Empfindung von Zärtlichkeit verspürt habe. Vgl. auch Hrabals Erzählung *Die Katze Autischko* (1992).

Anna] Dutkys Frau; er verdrängt, dass sie verstorben ist. Die Buchstabenfolge „ANNA“ findet sich in bildbeherrschender Position in Jiří Kolářs Montage „Die Milliarden Anna“ (1982), abgedruckt in Thomas, 1991, Farbtafel 4 nach S. 61. Möglicherweise bestehen auch assoziative Verbindungen zu Kurt Schwitters berühmtem ‚Merz‘-Gedicht „An Anna Blume“ (1919).

Rauf auf den Scheiterhaufen [...] Katzen gleich dazu] Dutky sieht in Hrabal einen Ketzer und Hexenmeister, die Katzen passen da gut ins Bild.

Er soll ja auch noch eine Wohnung in Prag haben] 1946 bezog Hrabal nach dem Abschluss seines Jura-Studiums und der Promotion zum Doktor der Rechte für viele Jahre eine Wohnung in Prag-Libeň (bekannt durch das Attentat auf Reinhard Heydrich, 1942), Na Hrázi Nr. 24. 1970 erwarb er als Zweitwohnsitz ein Häuschen in Kersko, wo er allerdings den größten Teil seiner Zeit verbrachte. 1973 veränderten sich die Hrabals in Prag und zogen in eine Plattenbausiedlung im Stadtteil Kobylišy im 8. Bezirk, nördlich der großen Moldauschleife.

Von Lánský / auch schon ewig nichts mehr gehört] Dutky hat Hrabal seit Jahren mit einer solchen Leidenschaft überwacht, dass er darüber das

historische Großereignis der Wende schlicht nicht mitbekommen hat. Auch über das Abtauchen seines Führungsoffiziers hat er sich bislang noch keine ernsthaften Gedanken gemacht. – In Setzweins Romanen *GJ* und *SL* lässt sich nachlesen, wie Lánský die Wende überstanden hat und wie er in der Folge seine beruflichen Kompetenzen im Kapitalismus verwerten konnte.

Idealer Beobachtungsposten] Für die Idee des Überwachungs-Schuppens gibt es ein reales Vorbild: Zur Überwachung Václav Havels hatte ein Nachbar ein entsprechendes Gebäude an der Grundstücksgrenze errichtet. Bernhard Setzwein erfuhr davon aus einer Fernseh-Dokumentation.

Verpflichtungserklärung] Assoziation zum Teufelspakt naheliegend. Vgl. Ahrends, 1993, der in der Zeit nach der Wende diesen Vergleich im Hinblick auf das Paktieren mit der DDR-Staatssicherheit anstellt und für viele Aspekte Übereinstimmungen nachweist.

Aber lustig soll es sein] Hrabals Texte zeichnen sich fast durchweg durch einen hinterhältigen Humor aus, in dessen Rezeptur Grotteske, Melancholie, Zuneigung und deftige Respektlosigkeit eine wichtige Rolle spielen.

Übers Biertrinken] Bohumil Hrabal wuchs in einer Brauerei auf (was ihn mit Setzwein insofern verbindet, als in dessen Biographie das Wirtshaus seines Opas in München-Sendling eine größere Rolle spielte; vgl. sein langes Gedicht *OberländerEckeDaiser*, 1993) und blieb zeit seines Lebens ein berühmter Biertrinker; vgl. exemplarisch seine Erzählung *Eine Wirtshausgeschichte*, 1993. Anke Westphal fand in einer Rezension zu einem seiner autobiographischen Texte die schöne Formulierung, dass das „Hauptnebenziel“ seines Lebens in der „gründlichen Durchfeuchtung der inneren Organe durch Bier“ bestanden hätte. Entsprechend häufig finden sich Kneipenszenen in seinen literarischen Texten, zumal diese ideale Voraussetzungen dafür bieten, dass Menschen ins ‚Bafeln‘ geraten, eine Sprechweise, die wir als orale Entsprechung der surrealistischen *écriture automatique* verstehen können. Dabei sollten wir nicht übersehen, dass der ‚dionysische‘ Rausch für Moderne und Postmoderne gewissermaßen als ästhetisches Fundament fungierte und – u.a. in Nietzsche und Benjamin – ausgesprochen prominente Fürsprecher gefunden hat. Vgl. Bäuerl, 2003; zu charakteristischen Zügen der Kneipenge-

schichte und dem einschlägigen Einfluss Jaroslav Hašeks auf Hrabal siehe Roth, 1986, S. 58-63.

und früher wie's war] Vgl. exemplarisch Hrabals Erzählung *Gotteskinder*, 1993. Im Prolog zu dem autobiographischen Roman *Schöntrauer* (2. Teil der Trilogie *Das Städtchen am Wasser*) findet sich folgendes Credo (1989, S. 6): „Ich meine, daß der Mensch mit fortschreitendem Leben immer mehr das Bedürfnis verspürt, in die eigene Kindheit zurückzukehren, daß er sich mit zunehmendem Alter zunehmend danach sehnt, die Vorstellungen des Jungen wiederaufzunehmen, um in Wirklichkeit umzusetzen, worüber er einst nachdachte, wovon er einst träumte. Als ich meine Vergangenheit durchblättere, verweilte ich in jenen Volksschuljahren, in denen ich fliegen konnte, ohne die Gesetze des Fliegens zu kennen, in denen ich präziser zu denken vermochte als später, da ich mich der Buchweisheit hingab und ganz auf Bildung setzte. Deswegen hielt ich in den nachfolgenden Romanerzählungen die schönen Bilder an, auf daß sie, gewissermaßen an meiner Statt, nicht alterten [...].“

in der Brauerei] Drei Jahre nach Bohumils Geburt heiratete seine Mutter Marie Božena Kiliánová Francin Hrabal, der ihren unehelich zur Welt gebrachten Sohn adoptierte. 1920 wurde Francin Verwalter einer Brauerei in Nymburk, in der die Familie auch eine Wohnung bezog. Dieser Wohnsitz an der Quelle und das soziale Umfeld der Brauereiarbeiter, Wirte und Zecher prägten den Dichter und sein Verhältnis zum Gerstensaft ganz wesentlich, wovon viele seiner Texte Zeugnis ablegen.

Havel] Václav Havel (1936-2011) war als Schriftsteller, Menschenrechtler und Politiker neben Generalsekretär Alexander Dubček die Symbolfigur des ‚Prager Frühlings‘, der 1968 durch den Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes ebenso jäh wie brutal beendet wurde. Mitinitiator der Charta 77, Leitfigur der ‚Samtenen Revolution‘ 1989, letzter Staatspräsident der Tschechoslowakei (1989-1992) und erster der Tschechischen Republik (1993-2003). Havel engagierte sich in seinen Ämtern für die Aussöhnung zwischen Tschechen und Deutschen; ab 1989 mit zahlreichen hohen Auszeichnungen für sein literarisches und politisches Lebenswerk bedacht. Vgl. Schamschula, 2004, S. 483-493.

Kundera] Milan Kundera – 1929 in Brünn geboren – ist einer der Hauptvertreter der tschechischen Prosaliteratur der zweiten Hälfte des 20. Jahr-

hunderts. Sein bekanntester Roman, *Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins*, wurde 1984 im französischen Exil veröffentlicht. Nach dem ‚Prager Frühling‘, in dem sich Kundera kritisch gegen das totalitäre Regime positioniert hatte, gab es für ihn in der Tschechoslowakei keine Zukunft mehr. Einer Ausreise nach Frankreich legte die Regierung keine Steine in den Weg. Mitte der 1990er Jahre wechselte Kundera auch in seinen literarischen Werken zur frz. Sprache. Vgl. Schamschula, 2004, S. 456-464. Im Einführungstext zu *Hommage à Hrabal* (1989, S. 16) konstatiert Susanna Roth eine geistige Verwandtschaft zwischen Hrabal und Kundera, die darin zu sehen sei, dass beide gegen die „Wüste des organisierten Vergessens“ anscrieben.

Vaculik] Ludvík Vaculík, 1926 geboren, am 6.6.2015 (dem Tag der Premiere von Setzweins *Hrabal*-Stück) verstorben, war einer der systemkritischen tschechischen Schriftsteller und Dissidenten vor und nach dem ‚Prager Frühling‘; Menschenrechtler, Mitbegründer der Charta 77, erfolgreicher Verleger von Samizdat-Literatur.

Ich wollte immer nur mich verändern / denjenigen den ich in greifbarer Nähe hatte / mich selbst] Fast wörtliches Zitat aus B. Hrabals autobiographischer Schrift *Wer ich bin*, 2008, S. 1457 und 1479.

Aber so sind sie halt / die Frauen] Die Frauen im Stück verdienen besondere Aufmerksamkeit: Obwohl sie zumeist im Hintergrund ‚wirken‘, haben sie im Grunde das Geschehen bestimmt. Ihr Tun und Verhalten ist in der Regel pragmatisch-vernünftig und begleitet die ästhetisch bzw. politisch hochfliegenden Ambitionen der Männer (die sich selber ziemlich ernst und wichtig nehmen) mit einer Haltung humaner Ironie: Ob es nun darum geht, Dutkys kompromittierende Spitzelberichte in der Küchenschublade der Frau Swoboda zu deponieren, ‚Geheimnisse‘ im Nachbarschaftsgespräch über den Gartenzaun hinweg auszutauschen oder dem nach der ‚samtenen Revolution‘ sinnleer gewordenen Geheimdienst-Spiel des Protagonisten mit Lenkas Museums-Idee eine nützliche Zielrichtung zu geben. Die Autor-Instanz des Dramas propagiert vordergründig die männliche Sichtweise der Dinge, unterläuft diese aber durch ein subversives, gewissermaßen augenzwinkerndes Einverständnis mit den im Grunde klügeren und erwachseneren Frauenfiguren.

Perkeo Atom] Kleine, zusammenklappbare, inklusive Koffer nur 5 kg wiegende Reiseschreibmaschine, ursprünglich von der Carl Engler GmbH in Wien konstruiert, 1912 dann von der Clemens Müller AG in Dresden in neuem Design erfolgreich vermarktet. Deutsches Fabrikat ohne tschechische diakritische Zeichen. Als Namensgeber fungierte Klemens Perkeo (eigentlich Clemens Pankert), ein kleinwüchsiger, äußerst pffiffiger Knopfmacher aus Südtirol, der um 1720 als „Hofzwerg“ des Kurfürsten Karl III. Philipp von der Pfalz in Heidelberg, später als Hofmeister und legendär trinkfester Mundschenk Karriere machte (vgl. die Sagen um das berühmte ‚Heidelberger Fass‘). Setzweins Zusatz „Atom“ ist in Wirklichkeit keine Typen-Bezeichnung, sondern geht auf einen Scherz von Hrabals Freund Egon Bondy zurück (vgl. Hrabals *Gespräch Am Damm zur Ewigkeit*, 2003, S. 145). Hinter diesem Scherz steht allerdings wieder ein ästhetisches Programm, das sich auf Jiří Kolářs Formexperimente mit Collagen zurückführen lässt, wie Josef Hlaváček (1991, S. 57) ausführt: „Auf Kolářs Weg ins Gebiet der bildenden Kunst war noch etwas wichtig – die Schreibmaschine, die gleichsam von ihrer Konstruktion her (die Wörter setzen sich wie aus Atomen aus den einzelnen Elementen zusammen; der Grundriß ist geometrisch, und in ‚Fehlleistungen‘ – in Tippfehlern, spontanen Verschiebungen u.ä. – verbirgt sich auch die Möglichkeit einer abstrakten Organisation der Seite) zu einer Neuorganisation der Schrift aufzufordern scheint, nachdem Bedenken gegen die traditionelle, ‚natürliche‘ Poesie aufgetaucht sind.“ Hrabal spricht von seiner ‚Perkeo‘ im Essay *Warum schreibe ich?*, 1993, S. 212.

Sie ist ja / zusammenklappbar / In null Komma nichts / verschwunden / wenn's sein muß] Diese Schreibmaschine scheint für subversive Aktivitäten bestens geeignet.

Im Grunde ist es / seit Lánský nichts mehr hören läßt / daß die Frau in die Stadt fährt] Nach der Wende, die Dutky weitgehend verdrängt, hat Anna die wichtigen Dinge, von denen nicht nur der Lebensinhalt ihres Gatten, sondern indirekt auch das Wohlergehen der Familie abhängt, in die Hand genommen. Sie lässt die nunmehr nicht ungefährlichen, Dutky kompromittierenden Spitzelberichte in der Schublade einer Nachbarin verschwinden, spiegelt ihrem Mann aber vor, dass alles den gewohnten

Gang ginge, weil sie ahnt, dass dieser die Wahrheit – die sein ganzes Lebenswerk entwerfen würde – nicht ertragen könnte.

ZWEI

Mit dem Auftritt Lenkas wechselt das Stück vom Monolog zum Dialog. Dass Lenka in der Regieanweisung als „junge Frau“ bezeichnet wird, ist alles andere als zufällig: Einerseits repräsentiert sie die neue Zeit und – als Frau vom Tourismusbüro – auch das neue Denken nach der sog. Samtenen Revolution, andererseits motiviert, ja ‚verführt‘ sie den alten Dutky zur Kooperation. Hrabal selbst hat in seinem Text *Tanzstunden für Erwachsene und Fortgeschrittene* (1977) die speziellen Rahmenbedingungen der Kommunikationssituation ‚alter Mann – junge Frau‘ reflektiert.

Davon hat keiner etwas gewußt] Grotesk-komische Situation: Jahrelang hatte sich Dutky äußerste Mühe gegeben, seine geheimdienstlichen Tätigkeiten perfekt im Verborgenen zu halten, und nun erfährt er beiläufig, dass jeder im Dorf über ihn Bescheid weiß. Die Formulierung erinnert an die stereotype Rechtfertigungsformel der deutschen Bevölkerung nach dem Holocaust.

Aus der Kreisstadt] In Dutkys engem geistigen Horizont bedeutet ‚die Kreisstadt‘ gewissermaßen den Nabel der Welt.

Ribis!] Bair. und österr. Dialektwort für Johannisbeere (ableitbar vom lat. Namen dieses Gesträuchs: Ribes).

Bei der Firma] „Firma“ war ein gebräuchlicher Spitzname für die Staatssicherheit der DDR; der Ausdruck wird aber auch, analog etwa zu „Schlapphüte“, als Synonym für andere Geheimdienste verwendet.

nach Joachimsthal in die Uranbergwerke gesteckt] Im böhmischen Jáchymov (dt. Joachimsthal) errichteten die Sowjets in einem Geheimpakt mit der Prager Regierung, besiegelt 1945, eine russische Enklave, um die enormen Uranvorkommen der dortigen Bergwerke, die schon im Mittelalter für ihren Silberreichtum berühmt waren, auszubeuten. Tausende deutsche Kriegsgefangene und nicht umgesiedelte Sudetendeutsche, hunderttausende politische Häftlinge und zwangsverpflichtete Tschechen litten und starben für Stalins Atombombe in der ‚Hölle von

Joachimsthal‘ an Unterernährung, Schwindsucht und durch radioaktive Strahlung hervorgerufene Geschwüre und Nekrosen (vgl. Pustejovsky, 2009).

redliches Bemühen] Faust-Anspielung: vgl. V. 357.

wer Hrabal ist [...] War!] Der Tempuswechsel indiziert Hrabals Tod: Das Stück spielt im Sommer 1997, da ist Hrabal schon einige Monate tot. Dutky tut sich schwer damit, dieses Faktum präsent zu halten, und fällt immer wieder ins Präsens zurück, wenn er über Hrabal spricht. Diese Fehlleistungen sind nur allzu verständlich, besteht doch sein ganzer Lebensinhalt in der Observierung dieses staatsgefährdenden Individuums.

Aus dem Fenster gefallen / beim Taubenfüttern / aus dem fünften Stock] Hrabal kam durch einen Sturz aus einem Fenster eines Krankenhauses im fünften Stock zu Tode. Im offiziellen Todesbericht wurde dieses Ereignis als ‚Unfall‘ deklariert, aber nahe Freunde und Kenner seines Werks gehen von einem Suizid aus. Für letztere Annahme sprechen literarische Vorwegnahmen, Hrabals desolote physische und psychische Verfassung zur Zeit des Todessturzes, aber auch die speziellen Umstände, die deutliche Anzeichen einer Inszenierung tragen: Da wäre zunächst an die Serie berühmter ‚Prager Fensterstürze‘ zu denken (1419: Beginn der Hussitenkriege – 1618: Beginn des Dreißigjährigen Krieges – 1948: mutmaßlicher Mord an Außenminister Jan Masaryk durch die Kommunisten – 1968: Anekdote über ein Fenster, das sich durch die Erschütterungen der russischen Panzer beim Einmarsch in Prag aus dem Gemäuer löste, einen Rotarmisten am Kopf traf und so mehr Widerstand leistete als die gesamte tschechoslowakische Armee ...), in die Hrabal das eigene Ende einreicht, zum anderen aber auch eine besondere Affinität des Dichters zu ‚fünften Stockwerken‘; vgl. zu diesem Thema einen Kommentar weiter unten.

So wie er es ja schon immer angekündigt hatte] In seinen literarischen Texten setzte sich Hrabal vielfach mit dem Thema ‚Selbstmord‘ auseinander; vgl. etwa die Föhn-Episode in seinem ‚Märchen‘ *Harlekins Millionen* (1984, S. 85) oder – stärker autobiographisch geprägt – die einschlägigen Passagen in *Die Zauberflöte* (1990).

Eliška] Eliška Plevová (1926-1987), seit 1956 mit Bohumil Hrabal verheiratet. Er setzte ihr (‚Pipsi‘) ein besonderes literarisches Denkmal, indem er

sie zur fiktiven Erzählerin seiner literarischen Autobiographie *Hochzeiten im Hause* (2008) machte. – Sie stammte aus herrschaftlichem (deutschen) Hause und wurde nach dem Krieg gewaltsam von ihren Eltern getrennt; sie und ihr kleiner Bruder wurden als Nicht-Deutsche klassifiziert, da sie tschechische Schulen besucht hatten. Eliška lernte Hrabal 1955 kennen und hatte anscheinend kein Problem damit, mit diesem in primitivsten Unterkünften zu hausen. Immerhin setzte sie im Alter den Umzug in eine vergleichsweise komfortable Plattenbauwohnung durch. Zeitweise verdiente sie den Lebensunterhalt des Paares allein, auf alle Fälle gab sie dem Leben ihres Mannes eine gewisse ‚Struktur‘. Seine schriftstellerische Tätigkeit habe sie – wenn wir in diesem Punkt Hrabal vertrauen dürfen – so betrachtet, als ob er Briefmarken klebte oder Streichholzschachteln sammelte (vgl. Zgustová, 2001, S. 148).

Mit diesen dauernden Schmerzen] Hrabal hatte in seinen letzten Lebensjahren unter zahlreichen schmerzhaften Gebrechen, darunter Morbus Dupuytren (1832 erstmals beschrieben durch den franz. Chirurgen Baron Guillaume Dupuytren; gutartige Knotenbildung bzw. strangartige Verdickungen des Bindegewebes an den Handinnenflächen führen zu Versteifungen, Streckdefiziten, bei progressivem Verlauf zu einer Dauerkontraktur der Finger) und heftigen Gichtattacken zu leiden. Inwieweit sein schwerer Arbeitsunfall im Stahlwerk von Kladno bleibende Beeinträchtigungen seines physischen Wohlbefindens hinterlassen hat, konnten wir nicht ermitteln. Schließlich ist auch an psychische Bedrängnisse zu denken, denen der zunehmend vereinsamte alte Mann nur noch schwer standhalten konnte, wie er es auch mehrfach in seinen literarischen Werken zum Ausdruck bringt. Vgl. die oben zitierte Passage aus seinem Text *Die Zauberflöte* (1990).

Hemingway] Ernest Miller Hemingway (1899-1961), erfolgreicher US-amerikanischer Schriftsteller, Reporter und Abenteurer; 1953 Pulitzer-Preis für *Der alte Mann und das Meer*, 1954 Nobelpreis. Depressionen und Alkoholkonsum begleiteten sein Leben, dem er schließlich selbst ein Ende setzte.

Majakowskij] Wladimir Wladimirowitsch Majakowski (1893-1930), revolutionärer kommunistischer Dichter, Hauptvertreter des russischen Futurismus. Zeitweise sowjetischer ‚Vorzeigedichter‘, geriet allerdings in

seinen letzten Lebensjahren zunehmend in Konflikte mit der Bürokratie. Beendete sein Leben durch Selbstmord.

Sokrates] Griechischer Philosoph (469-399), Lehrer Platons und Xenophons, grundlegend für das abendländische Denken. Er entwickelte eine dialogische Methode des Philosophierens, die auf gemeinsame Einsichten der Dialogpartner zielt. Sokrates engagierte sich politisch und erwarb sich auf diese Weise viele Feinde. Man entledigte sich seiner schließlich in einem Prozess, bei dem ihm ein negativer Einfluss auf die Jugend und Missachtung der Götter vorgeworfen wurde. Sokrates betrachtete das gegen ihn verhängte Todesurteil als ungerecht, lehnte es aber ab, sich dem Spruch durch Flucht zu entziehen: Schlechte Gesetze müsse man ändern, aber nicht brechen. Legendär ist die Gelassenheit und Würde, mit der er schließlich den ihm gereichten Schierlingsbecher leerte. Nach Monika Zgustová (2001, S. 200) war Hrabals „Lieblingsphilosoph“ der Stoiker Seneca (um 1-65), der seinen – von Nero befohlenen – Selbstmord analog zu dem des Sokrates inszenierte.

Werther] Protagonist von Goethes Briefroman *Die Leiden des jungen Werthers* (1774); kann weder seine unerwiderte Leidenschaft zu einer bereits vergebenen Frau noch seine Außenseiterrolle in der feudalen Gesellschaft überwinden, schießt sich folgerichtig eine Kugel in den Kopf. Eine frühe Fassung (1949) von Hrabals *Tanzstunden für Erwachsene und Fortgeschrittene* trägt den bitter-ironischen Titel *Die Leiden des alten Werther*. Goethes *Werther* war für Bohumil Hrabal während seiner ersten großen (unerwiderten) Liebe zu Jiřinka in den Anfangsjahren seines Studiums ein wichtiges Bezugsbuch.

bei seiner Berlinreise] Letzte Reise Hrabals, zusammen mit seiner Übersetzerin, Interpretin und ‚intellektuellen Adoptivtochter‘ Susanna Roth (vgl. Demetz, 2003, S. 172, 174).

An den Wannsee / zu der Stelle / an der sich Kleist erschossen hat] Am 21. November 1811 hatten Heinrich von Kleist und Henriette Vogel in der Nähe des Kleinen Wannsees im Südwesten Berlins Selbstmord begangen. Fehlende Anerkennung für sein literarisches Werk und finanzielle Not plagten den Dichter, vielleicht war er auch noch von Kriegserlebnissen traumatisiert. Seine Freundin und Seelenverwandte war unheilbar an Gebärmutterkrebs erkrankt, schaffte es aber nicht, ihrem Leben selbst

ein Ende zu setzen. Schließlich fand sie in dem verzweifelten Dichter den idealen Sterbehelfer. Ihr gemeinsames Grab ist bis heute ein Wallfahrtsort für viele romantisch gestimmte Menschen. Zum Besuch Hrabals am Grab von Kleist und Vogel vgl. Roth, 2003, S. 168.

Paris und Frankfurt] Nach dem Tod seiner Frau 1987 unternahm Hrabal noch einmal zahlreiche Auslandsreisen; häufig waren Ehrungen und Preisverleihungen der Anlass.

Padua] 1996 erhielt Hrabal die Ehrendoktorwürde der Universität Padua.

In Wien zum Beispiel] Im Juni 1996 las Hrabal in der Alten Schmiede in Wien aus seinen Werken; dieses Event im Rahmen einer umfangreichen Veranstaltungsreihe zu den neueren und neuesten literarischen Entwicklungen in Tschechien, war einer seiner letzten öffentlichen Auftritte.

als ob er der Papst wär / Er sah ihm ja so unglaublich ähnlich] Christoph Bartmann schließt seine Rezension zu Monika Zgustovás *Paradiesgarten* (1999, S. 50) mit dem Satz „Übrigens, sieht er nicht auf manchen Fotos dem Heiligen Vater aus Polen zum Verwecheln ähnlich?“

Endlich mal ein barfüßiger Papst] Anachronistisch-ironische Anspielung auf Papst Franziskus, mit dem Hrabal nicht nur der Hang zum einfachen Leben, sondern auch zu rituellen Fußwaschungen verbindet. B. H. pflegte in den ersten Ehejahren seiner Eliška allabendlich, wenn sie von der Arbeit heimkam, hingebungsvoll die schmutzigen, schmerzenden Füße zu baden (vgl. Zgustová 2001, S. 150 f.).

Swoboda] Polnisch für Freiheit, Zwanglosigkeit, Ungezwungenheit; tschechisch ‚svoboda‘ bezeichnet neben Freiheit auch speziell Meinungs- und Pressefreiheit.

Ich finde übrigens auch / daß sie das hervorragend gemacht hat] Lenka schmeichelt Dutky, um ihn ‚einzuwickeln‘ und für ihre Museums-Pläne zu gewinnen.

Nicht wahr / das sagen Sie auch] Ihre Strategie beginnt zu funktionieren, Dutky ist an einer harmonischen Gesprächssituation interessiert.

Das hängen wir / als Spruchband über den Gartenweg] Anspielung auf das allgegenwärtige Parolenwesen in den osteuropäischen Diktaturen; kritisch analysiert bei Havel, 1990, S. 14-16.

pilgern] Die sakralen Konnotationen des Wortes betonen den Prozess der Legendenbildung um den kürzlich Verstorbenen und implizieren eine Art von Heiligenkult.

ich bin doch vom Tourismusbüro] Grotesker Kontrast, allerdings als solcher charakteristisch für den Umbruch der Wendejahre: Dutky vermutet in Lenka eine Mitarbeiterin der Staatssicherheit und diese offenbart sich ihm als Agentin der neuen Bespaßungsindustrie.

Ein intimer Einblick] Es geht darum, ein voyeuristisches Bedürfnis der Menschen gewinnbringend zu bedienen; ein (sicherlich zweifelhaftes) Vergnügen, das in früheren Zeiten Spitzeln vorbehalten war, wird nun im neuen politischen System – selbstverständlich gegen Cash – demokratisiert.

Haus aus Glas] Vgl. unseren Kommentar zum Motto-Text von André Breton.

Grant] Auch Grantl oder Gront, oberdt. Dialektwort für Trog.

Er liebt das einfache Leben] In Hrabals Werken, aber auch in Texten über ihn wird oft und an vielen konkreten Beispielen beschrieben, wie gut sich Hrabal in einfachsten, ja primitivsten Lebensverhältnissen zurecht fand.

Erzählen Sie] Mit dieser Aufforderung konstituiert Lenka die Dialogsituation der nächsten Szene.

DREI

Lenka bringt Dutky mit Zuwendung und allerlei Kniffen dazu, von Hrabal zu erzählen. Sie muss, gewissermaßen in der Funktion einer Muse, in dieser Gesprächsphase noch viele Impulse setzen, um Dutky einzelne Erinnerungen abzurufen. Dadurch besitzt diese Szene einen ausgeprägten Dialogcharakter, der in einem strukturellen Gegensatz zu Dutkys monologischem Erzählfluss in der nächsten steht, bevor Szene Fünf mit dem Auftritt ‚Hrabals‘ wieder dialogisch aufgebaut ist.

Holzschuppenwand] ‚Schuppen‘: süddt.-österr. Wort für ‚Schuppen‘.

Negerkönig] Anspielung auf Astrid Lindgrens Kinderbuch *Pippi Langstrumpf*, in dem der Vater der Heldin, Kapitän Efraim Langstrumpf, – alle political correctness ignorierend – als „Negerkönig“ auf Taka-Tuka-Land residiert. Die kleine Pippi weist in Charakter und Lebenswelt einige überraschende Parallelen zu Hrabal auf; sie wohnt nicht nur in einem alten Haus in einem verwahrlosten, doch verwunschenen Garten, sie ist ebenfalls klug und äußerst reddegewandt, hasst es, in die Schule zu gehen, und liebt es, ein selbstbestimmtes Leben abseits der üblichen Konventionen zu führen. Beide verbindet ihre Leidenschaft für an sich ‚wertlose‘ Dinge; Hrabal bewundert die Schönheit eines ‚verrosteten Kinderwagens‘, einer ‚aufgeschlitzten Matratze‘ oder einer ‚ausgeweideten Waschmaschine‘ (vgl. Zgustová 2001, S. 93), so wie Pippi angesichts einer ‚alten, rostigen Blechbüchse‘ jubelt: „Nein, so was hab ich noch nie gesehen! [...] So ein Fund, so ein *Fund!*“ (vgl. Astrid Lindgren 1960, S. 31).

Kersko] Kersko ist eine abgeschiedene Sommerhaussiedlung in Mittelböhmen, unweit von Hrabals Kindheitsstadt Nymburk. In den schwierigen Jahren nach 1968 weigerte sich Hrabal zu emigrieren, da er sich ein Leben außerhalb des tschechischen Sprachraums nicht vorstellen konnte, verfiel aber in eine tiefe Depression. Ein Prag ohne die alten Freundeskreise empfand er als kalt und leer. In dieser Situation kam seine Frau Eliška auf die rettende Idee, nahe der alten Heimat, in naturnaher Umgebung ein kleines Haus zu kaufen. So bezog das Paar 1970 einen Zweitwohnsitz in der Waldsiedlung, wo Hrabal tatsächlich neuen Lebensmut fassen konnte. Heute pilgern seine Leser, Freunde und Verehrer einmal im Jahr, Ende Mai, nach Kersko, um dort ein großes Erinnerungsfest zu feiern; vgl. Hammerich-Maier, 2009.

als er noch Fahrdienstleiter bei der Bahn war] Zwischen 1941 und 1945 bekleidete Hrabal verschiedene Ämter bei der Staatsbahn. Darüber berichtet er u.a. in seinem autobiographischen Text *Lob eines Berufes* (1989) sowie in der Erzählung *Scharfüberwachte Züge* (1984).

barfuß über den Hauptplatz von Königgrätz marschiert] Vgl. *Lob eines Berufes*, 1989, S. 63.

weil der ganz verrückt ist nach der Sonne] Vgl. Zgustová, 2001, S. 225: „Aus den Sonnenstrahlen bezog er seine Energie. Laut eigener Aussage

schrieb er den Roman *Ich habe den englischen König bedient* ‚in der prallen Sommersonne, die die Schreibmaschine so sehr erhitzte, daß sie mehrmals in der Minute zu stottern begann und hängen blieb.‘“ Hrabal erzählte seiner Biografin, dass er durch das blendende Sonnenlicht gar nicht mehr sehen konnte, was er da aufschrieb, so dass er in einen automatischen Schreibprozess gekommen sei.

wie ein Zigeuner] Hrabal hatte ein Faible für das fahrende Volk, ihre unkonventionelle Lebensweise, ihre farbenfrohe Gemeinschaft, ihre Liebe zu Musik und Tanz und empfand sie als große Bereicherung in seinem Alltag. Ähnlich idealisiert stellte er sich die Rolle der Schwarzen in amerikanischen Städten vor (vgl. Zgustová 2001, S. 97 f). Episoden und Erfahrungen aus seiner Freundschaft mit einer jungen Zigeunerin lässt er in seinen Roman *Allzu laute Einsamkeit* (entstanden 1976) einfließen.

wie der das Faulsein liebt] Dutky fühlt sich durch Hrabals freien Lebenswandel in seinen spießbürgerlichen Wertvorstellungen massiv provoziert.

Wenn man keine Kinder hat [...] Man kann sich nur aufhängen / oder schreiben] Fast wörtlich aus *Gespräch Am Damm zur Ewigkeit*, 2003, S. 148.

der ideale Führer] Die Formulierung erzeugt eine komische Zweideutigkeit durch die von Lenka unbeabsichtigte Hitler-Anspielung.

Museumsführer] Lenka stellt die Zweideutigkeit ihrer Formulierung klar und lässt zugleich die sprichwörtliche Katze aus dem Sack. Literarische Querverbindung zu Gerold Späths ‚infernalischer Idylle‘ (Ulrich Simon, 2003), dem Museums-Roman *Commedia* (1980); Späth und Setzwein sind dadurch verbunden, dass für beide in einer bestimmten künstlerischen Entwicklungsphase der junge Grass ein stilprägendes Vorbild gewesen ist.

Karel Čapeks Sommerhaus] Karel Čapek (1890-1938) war als Angehöriger der sog. ‚pragmatischen Generation‘ (vgl. Schamschula, 2004, S. 216-254), die dem Präsidenten der Republik, Tomáš Garrigue Masaryk (1850-1937), nahestand, einer der bedeutendsten tschechischen Intellektuellen und Schriftsteller des 20. Jh. Seine literarische Produktion erstreckte sich über viele Genres und Themengebiete. Als Warner vor dik-

tatorischen Regimen und Verfasser von Dystopien steht er Aldous Huxley (1894-1963) und George Orwell (1902-1950) nahe. Indirekter Selbstmord durch Nahrungsverweigerung, als er nach dem Münchner Abkommen und dem ‚Anschluss‘ Österreichs für sich und sein Land keine Zukunft mehr sah; als Todesursache wurde schließlich eine Lungenentzündung deklariert.

Stará Hut] Dieser Ortsname ist in Böhmen mehrfach belegt. So gibt es einen entsprechenden Ortsteil der Gemeinde Nemanice (dt. Wassersuppen) im Oberpfälzer Wald nahe der bayrischen Grenze. 1940 hatten die Nationalsozialisten dieses Gebiet zum Landkreis Waldmünchen (Bernhard Setzweins Wohnort, vgl. seine Tagebuchnotizen aus der Zeit der Grenzöffnung ... und *Nemanice heißt Wassersupp'n*, 2001) geschlagen. Auf Deutsch heißt Stará Hut ‚Althütten‘; der Name verweist stets auf die traditionelle Glasindustrie der Gegend. – Čapeks Sommerhaus findet sich in einem anderen Dörfchen namens Stará Hut', das unweit von Dobříš am Südfuß des Brdy-Berglands liegt.

Besuchen und filmen] Lenkas Ankündigung nimmt schon die paradoxe Wendung vorweg, dass am Ende des Theaterstücks der prototypische Voyeur und Spitzel Dutky selber zum Beobachtungsobjekt werden wird.

VIER

Die letzten Wortwechsel der vorhergehenden Szene haben die Sprechsituation dieser Szene vorbereitet: Ein alter Mann wird sich nun vor einer jungen Frau ‚produzieren‘. Bohumil Hrabal hat sich in einem Interview zu seinen *Tanzstunden* über diese Figuren- und Redekonstellation ausführlich ausgelassen (*Tanzstunden für Erwachsene und Fortgeschrittene*, 1977, S. 87): „Ich wollte [...] mit meinem Text einen alten Mann erzählen lassen, der jemanden braucht, in dessen Augen er durch seine Reden Anerkennung und Wertschätzung und Bewunderung findet. Darum auch wird dieser Text einem jungen Mädchen erzählt, das meinerwegen dabei häkelt oder den ganzen Tag Kirschen pflückt, einem Mädchen, das vielleicht gar nicht sehr zuhört, nur von Zeit zu Zeit nickt oder durch ein Wörtchen seine Zustimmung bekundet. Jeder erwachsene und fortgeschrittene Leser weiß, daß es sich einem schönen Mädchen ganz anders erzählt, fast wie in dichterischer Verzauberung.“ Die Parallelen, allerdings auch die Unterschiede zu Setzweins

Sprechsituation liegen auf der Hand: Auch Dutky erfährt durch Lenka Anerkennung und Wertschätzung, sogar ein wenig Bewunderung; im Unterschied zu Hrabals Erzählung ist die Frau bei Setzwein allerdings die treibende Kraft. Sie hat ein ureigenes Interesse am Wissen Dutkys und drängt, ja ‚verführt‘ diesen geradezu zum Erzählen. Die Form ist als multimediale Collage zu begreifen: Erzählerstimme, minimalistisches Bühnenbild, Videoprojektionen und Musikeinspielungen bilden gewissermaßen ein ‚Display‘ im Sinne sowohl avantgardistischer Formexperimente als auch musealer Diskurse (vgl. Handbuch Ausstellungstheorie und -praxis, 2013, 93-100); der Bezug zu B. Hrabals experimenteller Handhabung der Montage liegt auf der Hand.

Geld war ihm so was von gleichgültig] Hrabal liebte das einfache Leben; seine Werke handeln vom banalen Leben schlichter Leute und er selber fühlte sich nur wohl, wenn er leben konnte wie seine Helden. Zgustová, 2001, S. 167, lässt sich über diese Eigenart ausführlich aus: „Er verliebte die luxuriöse Wohnung seiner Eltern in Nymburk, um in einer ehemaligen Schmiedewerkstatt ohne Bad und WC zu hausen. Auch später ließ er sich in seinem Häuschen in den Wäldern von Kersko kein Fließwasser einleiten; Hrabal holte das Wasser immer in Kübeln von der Pumpe. ‚Ein Schriftsteller sollte demütig sein, er sollte ungefähr so wie alle anderen Menschen leben‘, lautete lebenslang sein Credo. Seine Lebensweise änderte er auch dann nicht, als ihm seine im Ausland übersetzten Werke Valuten einbrachten, auf die das kommunistische Regime so veressen war [...].“

Lánský sagt der Zaster [...] Frankfurt und Madrid] Zwischen 1968 und 1975 durfte Hrabal in der Tschechoslowakei nicht offiziell publizieren; seit dieser Zeit veröffentlichte er seine Texte bei Verlagen im Westen, z.B. dem kanadischen Exilverlag „68 Publishers“, der 1971 in Toronto von dem 1969 nach Kanada emigrierten Josef Škvorecký und seiner Frau Zdena Salivarová gegründet worden war und erst nach der samtenen Revolution funktionslos wurde. Mit Hilfe einer – ziemlich schlitzohrig formulierten, gleichwohl politisch höchst umstrittenen – Unterwerfungsgeste in einem selbstkritischen Zeitungsinterview erreichte Hrabal 1975 eine Lockerung des gegen ihn verhängten Publikationsverbots.

Aber nicht mal 'ne Wasserleitung] Lánský weiß das natürlich von den Razzien her, die man in Hrabals Haus veranstaltet hat!

Und dann reibt er sich mit Bier ein] Hrabal hatte ein mehr als inniges Verhältnis zum Gerstensaft – er träumte sogar davon, dass man ihm einmal das Sakrament der letzten Ölung mit Bier spenden würde.

in der Waldwirtschaft] Vermutlich ist das „Hajenka“ (dt. Forsthaus) in Kersko gemeint, das für Hrabal gewissermaßen einen zweiten (bzw. dritten) Wohnsitz darstellte und heute zu den Hrabal-Gedenkstätten gehört. Im Hajenka feierten die Hrabals mit vielen Freunden in einem ungewöhnlich festlichen Rahmen den 60. Geburtstag des Autors, bis die Geheimpolizei dem Vergnügen durch eine großangelegte Razzia ein ebenso jähes wie brutales Ende setzte; vgl. dazu den Bericht bei Zgustová, 2001, S. 230 f.

Schläfenlocken] Haartracht orthodoxer männlicher Juden, geht auf ein Gebot in der Tora zurück, demzufolge man(n) sein Haupthaar nicht rundherum abschneiden solle. Wohin Verletzungen dieses Gebots führen können, zeigt z.B. die abschreckende Geschichte Sim- bzw. Samsons.

Hackstock] Harter Holzklötz als Unterlage für Zerteilungsprozesse. Vgl. die in der Prager Unterwelt („Lokal Pfofenfutsch“) angesiedelte einprägsam-makabre Hackklötz-Episode aus Hrabals *Wer ich bin* (in: Die Romane, 2004, S. 1478).

Alles kann gestanden und gebeichtet werden [...] dieselben Geheimnisse haben] Viele fiktionale Texte Bohumil Hrabals haben autobiographische Züge und ähneln in gewisser Weise sogar Lebensbeichten; vgl. dazu Zgustová, 2001, S. 166. Nach durchzechten Nächten habe Hrabal über dem Gedanken, wie er sich wohl aufgeführt hatte, oft ein desaströser Katzenjammer befallen, der ihn ob der Schande jammern und zetern ließ und dem Selbstmord nahebrachte. So seien ihm Gedanken gekommen, die er bei normalerer Verfassung habe verdrängen können, die den Grund seiner Identität berührten: „Unter Katzenjammer verstand er eine Beichte, bei der er sein eigener Beichtvater war.“

daß da eines von seinen Büchern [...] eingestampft werden mußte] Einleitung einer anrührenden Episode zur Charakterisierung der barbarischen Methoden der kommunistischen Kulturbürokratie.

Altpapiersammelstelle] Hrabal arbeitete (wie auch seine Ehefrau) 1954-1958 in einer Sammelstelle für Altpapier. Die Erfahrungen dieser Zeit verarbeitete er literarisch vor allem in seinem Roman *Allzu laute Einsamkeit* (2003), dem Burkhard Müller in einer Rezension wie folgt huldigt: Hrabals „Protagonisten sind von einem freundlichen Wahnsinn umfungen, der sie zu der schier unmöglichen Leistung befähigt, die subordinierte Stellung, in der sie ihr Dasein hinbringen müssen, als erfüllte Existenz und selbst als ein Glück zu erleben“, wobei sie sich in wunderbarer Weise nie der Verzweiflung hingäben, sondern die Fähigkeit bewiesen, „dem Akt der Vernichtung die Schönheit des Opfers zu entbinden.“ Vgl. Müller, 2003.

ausgerechnet seine Ehefrau] Grotesker Zufall, der aber auch ein bezeichnendes Licht auf die Effizienz der tschechischen Bürokratie wirft, die hier den sprichwörtlichen ‚Bock‘ (präziser: ‚die Geiß‘) zum Gärtner macht.

Knospen war sein Titel] Monika Zgustová erzählt die barbarische Episode auf den Seiten 204 f. ihrer Hrabal-Biographie (2001): „1970 wurden alle Auflagen von Hrabals *Hausaufgaben* (eine Sammlung von Zeitungsartikeln und Interviews) und seine gesammelten Erstlingswerke unter dem Titel *Knospen* [unseres Erachtens in metaphorischer Beziehung zum ‚Prager Frühling‘, die Hrsg.] mit Illustrationen von Vladimír Boudník eingestampft. Eine bestimmte Anzahl von Exemplaren konnte jedoch noch gerettet werden, weil zufällig Hrabals Frau Eliška zu jener Zeit gerade in der Altpapiersammelstelle arbeitete, wo eine große Menge von Exemplaren der *Knospen* zu Makulatur verarbeitet werden sollte [...]“

weil du ein steinernes Herz hast] Neben der offensichtlichen Metaphorik Anspielung auf die Erzählung *Das steinerne Herz* von E.T.A. Hoffmann (1817) und den ebenso titulierten Roman von Arno Schmidt (1956).

den schlauen Herrn Doktor] In dieser Formulierung ist Dutkys Ressentiment gegen den ihm intellektuell weit überlegenen Hrabal zu spüren.

Der hätt' bei mir [...] auch einmal vorbeischaun können] Die Hrabal-Erscheinung in Szene Fünf wird diesen Satz als Einladung interpretieren.

wie mit einem Diamanten [...] aufgeritzt] Das Diamanten-Motiv ist in Hrabals Werk, diversen Interviews und auch in Schriften über ihn mehrfach aufzufinden, allerdings immer wieder in unterschiedlichen semantischen Kontexten und Funktionalisierungen: Mit Diamanten kann man Glas ritzen, verschlossene Dinge oder Personen ‚aufschließen‘, Diamanten bzw. Brillanten sind das Resultat äußerster Verdichtung (vgl. Hrabals *Der sanfte Barbar*, 1987, S. 152 f.). Vgl. auch den Titel von Hrabals Erzählung *Diamantenaugen* (1984).

Und wer bist du?] Dutky hat hier – ironischerweise im Suff und Halbschlaf – einen ausgesprochen luziden Moment: Er löst sich aus der Fixierung auf das Leben und Treiben seines Ausspähungsobjekts und nimmt sich selber in den Blick. Mit einer Regung von Neid und Eifersucht erkennt er seine eigene Bedeutungslosigkeit: Kein Spitzel observiert ihn, er scheint für keinen Menschen einen Gegenstand von Interesse darzustellen. Dieser Ärger ist aber ungerecht: einmal Anna gegenüber, dann aber auch hinsichtlich Hrabals, der ja – wie oben schon angedeutet und in der Folgeszene breit ausgeführt – durchaus ‚gnadenlos zurückobservieren‘ kann ...

FÜNF

Die fünfte Szene des Stücks stellt mit dem leibhaftigen Auftritt ‚Hrabals‘ den Höhepunkt der dramatischen Handlung dar. Allerdings ist dieser Hrabal nicht mit der zuvor besprochenen historischen Schriftstellerfigur zu verwechseln, sondern eine surreale nächtliche Erscheinung des eingeschlafenen Protagonisten Dutky, die in ihrem Charakter zwischen Traumbild, tiefenpsychologischer Projektion und gespenstischem Wiedergänger oszilliert. Um den Unterschied zur historischen Persönlichkeit deutlich zu machen, setzten wir *diesen* ‚Hrabal‘-Geist in einfache Anführungszeichen. Indem sich Dutky im Verlauf dieser Szene mit ‚Hrabal‘ aussöhnt, vollzieht er die bislang verdrängte politische Wende nach und ist am Ende ‚reif‘ für einen Neuanfang, spricht: für den Posten eines Museumswärterers gemäß Lenkas Plan. Betrachtet man ‚Hrabal‘ weniger als Projektion Dutkys denn als ‚Geist‘, macht die Annäherung auch Sinn, hatte der Schriftsteller doch bekanntlich eine große Sympathie für die Randgestalten der Gesellschaft: der Besuch bei seinem alten Spitzel, dem die Geschichte den Boden unter den

Füßen weggezogen hat, würde gut zu ihm passen. Im Übrigen passieren derartige ‚Geister‘-Erscheinungen sowohl in Hrabals als auch in Setzweins literarischen Werken gar nicht selten.

Hrabal erscheint.] Nun betritt also ‚Hrabal‘ die Bühne, der – wie das Publikum inzwischen weiß – in Wahrheit schon seit Monaten tot ist.

Eine Perkeo Atom / hab ich recht?] ‚Hrabal‘ erkennt sofort die Schreibmaschine, die auch er zu benutzen pflegte, d.h. wieder eine Gemeinsamkeit zwischen ihm und seinem Schattenmann! Diese Erkenntnis leitet einen Prozess der Annäherung, Aussprache, wechselseitigen Spiegelung und letztlich Aussöhnung zwischen beiden Figuren ein. Betont man die Aspekte, die ‚Hrabal‘ als psychologische Interpretation eines von der politischen Wende traumatisierten Spitzels erscheinen lassen, könnte man sagen, dass Dutky hier – im Traum – sein Trauma erfolgreich be- und verarbeitet.

das meinst du] ‚Hrabal‘ duzt Dutky, der benutzt das höfliche ‚Sie‘. Diese unterschiedlichen Anredeformen betonen den – von Dutky als selbstverständlich vorausgesetzten – Statusunterschied zwischen dem gelehrten ‚Doktor‘ bzw. berühmten Literaten und dem unbedeutenden Dorf-Spitzel. In diesem Minderwertigkeitskomplex kann auch eine Quelle des Hasses gegen den prominenten Intellektuellen gesehen werden. Im Lauf des folgenden Dialogs werden nun jedoch zunehmend Gemeinsamkeiten sichtbar, es entsteht Nähe und am Ende wird man sich verbrüdern. Der Ribislwein tut das seinige dazu.

wer sagt eigentlich / daß du noch lebst] Der Hintersinn dieser Frage spielt mit der Differenz des alltäglichen und emphatischen ‚Lebens‘-Begriffs: Dutky hat Frau und Observationsopfer verloren; damit ist ihm, der seit langen Jahren gewissermaßen ein Leben aus zweiter Hand geführt hat, sein gesamtes relevantes soziales Bezugsfeld weggebrochen. Kann man das mechanische Beobachtungsritual, das er jetzt noch zelebriert, wirklich als ‚Leben‘ bezeichnen? Die ‚Hrabal‘-Erscheinung expliziert hier jenen Zweifel am Sinn seiner Existenz, der bestimmt schon länger an Dutky frißt.

das große Hrabalsche Gelächter] Ableitung vom ‚Homerischen Gelächter‘, das der Epiker in seiner *Ilias* die olympischen Götter anstimmen lässt, nachdem diese Zeugen einer hochnotpeinlichen Situation geworden

sind. Man sagt diesem Gelächter nach, dass es in den Ohren der Menschen wie Donner geschallt habe. Vgl. zur Interpretation jener Szene Greiner, 1992, S. 18-24.

Moment mal / du hast mich gerufen Dutky] Hinweis auf Dutkys an ‚Hrabal‘ adressierten Vorwurf in der vorgängigen Szene, er hätte schon längst „einmal vorbeischaun können“.

wunderschöne Unordnung] Der historische Hrabal hatte das ästhetische Prinzip, die Schönheit im Chaos zu erkennen, von seinem Künstlerfreund Vladimír Boudník übernommen. Vgl. seinen Prolog zu *Der sanfte Barbar*, 1987, S. 127.

Jetzt wollen Sie mich auf den Arm nehmen?] Dutky nimmt ‚Hrabals‘ begeisterte Ausführungen als Ironie; als typischer Klein- und Spießbürger kann er sich nicht vorstellen, dass einem ‚Saustall‘ ästhetische Aspekte abzugewinnen sind.

Vladimír Boudník / der sanfte Barbar] Tschechischer Maler und Grafiker (1924-1968, Selbstmord), Verfasser eines Manifests zum sog. ‚Explosionismus‘, der als Überbietungsversuch von Max Ernsts (1891-1976) bzw. Jackson Pollocks (1912-1956) unmittelbar-dynamischer Malweise des ‚Action Painting‘ zu verstehen ist. In beiden Fällen wird die bewusste Beeinflussung des künstlerischen Resultats durch den Urheber reduziert; die ästhetische Entsprechung zur literarischen Mode der *écriture automatique* im Surrealismus bzw. Dadaismus liegt auf der Hand. Boudník und Hrabal waren eng befreundet; dieser ließ jenen in vielen seiner Werke auftreten, z.B. in *Der sanfte Barbar* (1987), *Der Dandy im Schlosseranzug* (1993) sowie in *Hochzeiten im Hause* (2008). Auch Monika Zgustová hält in ihrer Hrabal-Biographie (2001, S. 201) fest, dass dieser Vladimír Boudník von allen bildenden Künstlern in Tschechien am meisten schätzte, ja liebte. Vgl. zu Boudníks wichtiger kunsthistorischer Bedeutung für den tschechoslowakischen Informel der Nachkriegszeit knapp Thomas, 1991, S. 24.

geteerten Pissoirwand] ‚Pissoir‘: Örtchen fürs Stehpinkeln, vom frz. Verb *pisser* abgeleitet. Die literarische Bezugsstelle findet sich in Hrabals Erzählung *Ein Dandy im Schlosseranzug*, 1993, S. 141.

von *Schlängenarmen umwickelter Laokoon*] Trojanischer Priester, der den Trug der Griechen mit dem Trojanischen Pferd ahnte; bevor er den endgültigen Beweis für seine These antreten konnte, sandte die auf Seiten der Griechen streitende Göttin Athene zwei große Schlangen, die ihn und seine Söhne erwürgten. Unsere Vorstellung des Ereignisses prägt vor allem die Laokoon-Gruppe in den Vatikanischen Museen. Hrabal benutzt das mythische Bild zur Schilderung eines Arbeitsunfalls im Stahlwerk in seinem Roman *Verkaufte Haus, in dem ich nicht mehr wohnen will*, 1994, S. 138.

Aktivgrafik] In seiner Erzählung *Der Dandy im Schlosseranzug* (1993, S. 140 f.) beschreibt Hrabal mit großer Begeisterung Vladimír Boudníks experimentelles grafisches Gestalten, seinen Umgang mit Materialien und Formen, Raum und Zeit: „Nicht beschriebene Natur, sondern das Bemühen, so vorzugehen, wie die Natur arbeitet, mit Haufenwolken, mit Schimmelstellen und Flecken an alten Wänden, mit Rissen eines ausgetrockneten Flußbetts, mit in langer Sommerglut aufgesprungenen Feldwegen, in deren Spalte die Kinder Briefchen mit ihrem Geheimnis stecken.“

dein gigantischer Saustall [...] das perfekte Kunstwerk] Vgl. oben unseren Kommentar zum Lemma *wunderschöne Unordnung*.

An einer Türklinke] Wir zitieren nachfolgend aus <http://www.zeno.org/Meyers-1905/A/Erh%C3%A4ngen> (letzter Abruf am 03.05.2015, Hervorhebung von uns): „Erhängen (lat. *Suspensio*), gewaltsame Todesart, die von Selbstmördern sehr häufig, von Mördern selten gewählt wird. Der Erhängte stirbt nach einigen Minuten den Erstickungstod, indem das Strangulationsinstrument (der Strick etc.) die Zungenwurzel gegen die hintere Rachenwand andrückt und somit die Luftwege verlegt. Zunächst aber tritt sofortige Bewußtlosigkeit ein, denn das Strangulationswerkzeug drückt auf die großen Blutgefäße des Halses und verhindert den Blutkreislauf im Gehirn. [...] Hierbei ist zu beachten, daß Selbstmord durch E. selbst dann möglich ist, wenn der Erhängte mit den Füßen den Boden berührt. Sogar in kniender Stellung, an Bettpfosten, *Türklinken*, hat man erhängte Selbstmörder angetroffen.“ So meldete etwa die Augsburger Allgemeine am 18.03.2014, dass sich Mick Jagger langjährige Freundin L’Wren Scott mit einem Schal an einer Türklinke erhängt hätte.

Der war dir vielleicht einer / Erfinder des Explosionalismus] Hrabals Freund Vladimír Boudník experimentierte in den 1950er und 1960er Jahren mit verschiedenen grafischen Techniken der Abstraktion. Da der Begriff ‚Abstraktion‘ aus politischen Gründen tabuisiert war, begründete Boudník in einschlägigen Manifesten Stilrichtungen wie den „Explosionalismus“ (vgl. Capková, 2010), um seine Arbeiten einordnen zu können. Hrabal sah in Boudník einen begnadeten Künstler von exzeptioneller Sensibilität; vgl. seine Erzählung *Ein Dandy im Schlosseranzug* (1993, S. 133): „jede Explosion konnte er so erleben, daß er das Bewußtsein verlor.“

Salvatore Dalí] Weltberühmtes und ungeheuer produktives Multitalent des Surrealismus (1904-1989); entwickelte künstlerische Methoden, die Unterbewusstsein und Traumwelten darstellbar und ästhetisch erfahrbar machten. Der spanische Exzentriker stilisierte sein Leben in einem noch höheren Maße als Hrabal das seine zum Gesamtkunstwerk. Dalí stand André Breton zunächst nahe (er schloß sich 1929 der Pariser Surrealistengruppe an), doch bald sollte es zu intensiven politischen, moralischen und ästhetischen Streitigkeiten zwischen ihnen kommen. 1939 war das Tischtuch dann endgültig zerrissen.

André Breton] Frz. Schriftsteller (1896-1966) und wichtigster Programmattiker des Surrealismus.

totaler Realismus / gleichzeitig Eroberung des Irrationellen] In seinem Essay *Warum schreibe ich?* führt Hrabal aus, dass er durch seine Erfahrungen im Stahlwerk Kladno seine frühere „poetistische Poetik“ zu einer „Poetik des totalen Realismus“ verwandeln musste, um diese neue Wirklichkeit und das Arbeitsethos der einfachen Menschen, die er dort kennen gelernt hatte und die fortan ‚seine Helden‘ sein sollten, darstellen zu können (1993, S. 212).

Dostojewskij] Russischer Schriftsteller von weltliterarischer Bedeutung (1821-1881). Dostojewski war für Bohumil Hrabal zeitlebens ein wichtiger Bezugsautor; besondere Beachtung schenkte er dem Russen in seiner Studienzeit, als er seine damalige ‚Liebe‘, Olinka, bei langen romantischen Spaziergängen (samt ‚Anstands-Freundin‘ Věra) mit einschlägigen Vorlesungen beglückte (vgl. Zgustová, 2001, S. 66). Auch zu der Idee, eine Autobiographie aus der Perspektive der Gemahlin zu verfas-

sen, soll ihn Dostojewski – neben Tolstoi und Picasso – inspiriert haben (vgl. ebd., S. 263). Allerdings verzichtete Hrabal im Gegensatz zu den genannten Kollegen darauf, sich auf diese Weise selber zu glorifizieren. Statt dessen zeichnete er in seiner Trilogie *Hochzeiten im Hause* (2008) (*Hochzeiten im Hause, Vita nuova, Ich dachte an die goldenen Zeiten*) ein ziemlich kritisches Bild der eigenen Persönlichkeit: „Ich fand mein Kleinod auf dem Boden, zuerst dachte ich, er hätte sich betrunken, manchmal kam er beduselt nach Hause und kroch ins Bett, wenn ich noch bei der Arbeit war [...]“ (B. H.: *Die Romane*, 2008, S. 1311.)

Mallarmé] Stéphane Mallarmé (1842-1898), frz. Schriftsteller, zusammen mit Rimbaud, Baudelaire und Verlaine wichtigster Wegbereiter der modernen Lyrik. 1886 publizierte M. ein Gedicht ohne Satzzeichen. Er wurde produktiv von Surrealisten, Futuristen und Dekonstruktivisten rezipiert. In seinem Text *Wer ich bin* versichert Hrabal, niemals die Intention gehabt zu haben, etwas – sich selbst einmal ausgenommen – grundsätzlich zu verändern, wenn er Marx („Die Welt verändern), Rimbaud („Das Leben verändern“) oder Mallarmé („Die Wörter verändern“) zitiert. Er sieht sich als Zeitzeugen, als Erzähler, weniger als Kritiker: „weil selbst die furchtbarsten Ereignisse so viel Schönheit für mich hatten“. (Vgl. hierzu B. Hrabal *Die Romane*, 2008, S. 1457 und 1479). Auch diese Schönheits-Theorie scheint gewisse Bezüge zu Mallarmé aufzuweisen: Der Franzose suchte den Ursprung des Schönen im Nichts, da – wie er von Hegel wusste – der Himmel nun einmal ‚tot‘ sei.

Rimbaud] Arthur Rimbaud (1854-1891), frz. Schriftsteller und Abenteurer des 19. Jahrhunderts, äußerst innovativer Lyriker; beeinflusste symbolistische, expressionistische und surrealistische Dichter, aber auch noch Künstler der Beat Generation wie Allen Ginsberg und Jack Kerouac.

Baudelaire] Charles Baudelaire (1821-1867), frz. Schriftsteller, einer der Wegbereiter der europäischen Moderne. Sozialist, Revolutionär, anti-bürgerlicher Provokateur: 1857 machte man ihm den Prozess wegen vorgeblicher ‚Beleidigung der öffentlichen Moral‘. André Breton, eine wichtige ästhetische Bezugsgröße für B. Hrabal, sah in Baudelaire einen Vorläufer des Surrealismus, speziell hinsichtlich seines Verhältnisses zur Moral und zum Traum. Baudelaire und Hrabal sind durch ihre gemeinsame große Liebe zu Katzen verbunden, vgl. dessen Katzen-Gedichte in den *Blusen des Böhmen*. Mit dem berühmten poète maudit

teilte Hrabal aber auch die Zuwendung zu den Schicksalen einfacher und vom Leben geschlagener Menschen am Rand der Gesellschaft (vgl. etwa seine Erzählung „*Wie ich hineinfuhr in das verlassene Land*“, 2003).

Boot leer / So wie Kahn voll] Hintersinniges semantisches Spiel mit dem geflügelten Wort „Wir sitzen alle im selben Boot“ und der Vorstellung vom Fährmann Charon: Hrabals Weggefährten, mit denen er ‚im selben Boot saß‘, sind verstorben und sitzen nun auf dem Weg zum Hades in Charons ‚Kahn‘.

Doppel-O Doppel-E] ‚Hrabal‘ freut sich über den lautpoetischen Effekt, den Dutkys Umbildung erzeugt hat ...

Legasthenismus internationaler / Poetismus unbeabsichtigter] ... und erfindet dafür flugs neue Stil-Etikettierungen. (Selbst-)Persiflage auf die Praxis der künstlerischen Avantgarde der Nachkriegszeit, in markt-schreierischer Begeisterung neue Stilrichtungen auszurufen und entsprechende Manifeste zu publizieren. (In dieser Passage zeigt sich ‚Hrabal‘ eher als Geist, Wiedergänger, Gespenst denn als Abspaltung verdrängter Aspekte des Dutkyschen Unterbewusstseins.)

Aktivplastik das Ganze] Interaktive, evtl. auch kinetische Plastik, erlaubt Partizipation des Rezipienten.

Experimentismus künstlerischer [...] Explosionalismus verheerender] Dutkys Traumerscheinung ‚Hrabal‘ treibt sein – inzwischen auch schon die Grenze zum Albernem überschreitendes – Spiel mit dem ästhetisch absolut naiven Spitzel fort; der Dialog erinnert hier stark an die Schülerszene in Goethes *Faust I* (V. 1868 ff.).

Concierge von einem Stundenhotel] Hrabal vergleicht sich selbst mit einem Concierge, wenn er des Nachts bei frostigen Temperaturen in schöner Regelmäßigkeit zu unterschiedlichen Zeiten einen seiner Kater nach draußen begleitet hat. Die Kater waren allerdings weniger von Liebeslust als von Inkontinenz getrieben (vgl. Zgustová 2001, S. 223). Unter dem französischen Begriff ‚Concierge‘ versteht man heute den Hausmeister oder Pförtner eines Wohngebäudes, früher wurde er auch für den Torhüter einer Burg oder Gefängniswärter verwendet.

Wollen wir jetzt eine Hochzeit feiern] Im Gespräch *Am Damm zur Ewigkeit* (2003, S. 144 f.) erzählt Hrabal, wie er und seine vom Geiste des Surrealismus beseelten Künstlerfreunde einstmals spontane Feste zu feiern pflegten: „... alle schrieben sie ihre Texte, wir gingen regelmäßig die Heiratsaufgebote lesen, und wenn uns der Name der Braut gefiel, veranstalteten wir ihr zu Ehren eine Hochzeit im Haus, wir brieten Schweinebraten und tranken Unmengen von Bier, [...] wir lasen uns gegenseitig Texte vor, Doktor Zuzm sprach über Heidegger und Jaspers, unsere Lieblingslektüre war Lao-Tse, ein einziger Satz aus seinem Werk [...] füllte uns den ganzen Abend aus.“

Prag-Libeň] Eine Liebeserklärung auf diesen Prager Stadtteil, in dem Hrabal über lange Jahre am „Damm zur Ewigkeit“ wohnte, formuliert sein Text *Mein Libeň*, 1993. Hier verbrachte Hrabal fast ein Vierteljahrhundert seines Lebens, zeitweise mit Freunden wie Vladimír Boudník, nach seiner Hochzeit mit seiner Frau Eliška, bis die beiden – auf ihr Drängen hin – 1973 in den Stadtteil Kobylisy umzogen. Die dortige Neubauwohnung bot moderne Errungenschaften wie fließendes Wasser und Zentralheizung. Das ganze Viertel Am Damm wurde 1988 abgerissen.

unangemeldeter Spontanismus / improvisierte Bacchanalik] Fortspinnen des Verlaberns von modernistischen Kunststilen.

Dutky / nicht schlecht] Dutky erfährt von ‚Hrabal‘ nun schon wiederholt Anerkennung: Zuerst hat ihm der ‚Schriftgelehrte‘ Respekt für die Intensität seiner Beobachtungen und Protokolle erwiesen, nun lobt er auch noch seinen Ribislwein. Darauf darf sich Dutky einiges einbilden, steht die Expertise Hrabals in Sachen Alkoholika doch über jeder Kritik.

viel mehr ein Meister der Schere] Betont die von Hrabal geliebte und auch von Setzwein im vorliegenden Drama angewandte Collagetechnik, eine ästhetische Methode des Modernismus (vgl. dazu unten unsere Anmerkungen zum Lemma *Jiří Kolář*). Hrabal geht auch in seinem Essay *Warum schreibe ich?* (1993, S. 204) auf seine „Cutter-Technik“ ein.

ohne Komma Punkt und Absatz / Verschreiber ganz egal] Selbstbezug zur Interpunktion in Bernhard Setzweins Drama; für die ‚Verschreiber‘ gibt es – Gott sei Dank – pedantische Editoren ...

Jiří Kolář] Vielseitiger tschechischer Dichter, bildender Künstler und politischer Aktivist (1914-2002), der seine zeitgenössischen KollegInnen und auch noch eine jüngere Schriftstellergeneration (Havel, Grusa u.a.) maßgeblich mit Ideen der Moderne und Postmoderne infizierte. Er gilt im europäischen Kontext als Schöpfer der modernen Collage (vgl. *documenta* 4, 1968). Mitbegründer der ‚Gruppe 42‘, die es sich zur Aufgabe setzte, das Leben der einfachen Leute in der Stadt (im Gegensatz zur traditionellen künstlerischen Wertschätzung des Landlebens) zu beschreiben; Aktivitäten dieser Gruppe wurden 1948 vom kommunistischen Regime verboten. Teilte in der Nachkriegszeit in vielen Zügen das Schicksal anderer tschechischer Künstler und Dissidenten, welche die Charta 77 unterzeichneten (Publikations- und Ausstellungsverbote, Gefängnisaufenthalt, Zuspruch von Freunden, wachsende Anerkennung im Westen nach 1968), erhielt 1984 die frz. Staatsbürgerschaft. Vgl. *Hommage à Jiří Kolář*, 1984; Zschocke, 2002. Kolář besorgte für Hrabal die grafische Umschlaggestaltung etlicher Bücher.

Zerschneiden / und neu zusammensetzen / Das ist die ganze Kunst] Produktionstechnik der Collage; Zgustová, 2001, S. 258, zitiert einen einschlägigen Fall. Zum tieferen ethischen Gehalt von Hrabals mitunter recht harten, ja ‚grausamen‘ Montage-Verfahren vgl. Král, 1989, S. 174: „Seine Montagen, seine irreführenden Kurzschlüsse, Trugbilder und ‚hyperrealistischen‘ Übermalungen dienen nicht dazu, den Schein und die Illusion, die sie zulassen, zu verstärken; nein, die Kunst seiner Montagen läßt Schein und Illusion im Gegenteil augenfällig werden und öffnet mitten im Schauspiel der Welt einen Raum des Schwindelgefühls und der stummen Beschaulichkeit. Dieser Raum braucht keinerlei Dekor, es schimmert und erstrahlt allein die nackte Konstruktion: die verborgene Verrücktheit der Menschen und der Welt, das rätselhafte Lachen der Götter, die unendliche Fremdheit des Daseins, das abwechselnd fern und nahe scheint.“

Das habe ich von Isaak Babel gelernt] Isaak Emmanuilowitsch Babel (1894-1940), russischer Journalist und Schriftsteller, Opfer der stalinistischen ‚Säuberungen‘. Poetologisch wie thematisch gibt es zwischen Babels und Hrabals Werk zahlreiche Übereinstimmungen.

schreib so daß es auf sanfte Art gewalttätig ist] Vgl. zu diesem ästhetischen Kontext Hrabals *Interview mit einem verrohten Pierrot* in dem von Susanna Roth edierten Band *Hommage à Hrabal*, 1989, S. 107-111.

schreib so daß den Sekretärinnen [...] vor Schreck aus den Händen fallen] Im oben genannten *Interview mit einem verrohten Pierrot* (1989, S. 108) schreibt Hrabal diesen Ratschlag dem sowjetischen in seinen literarischen Anfängen von E.T.A. Hoffmann und Edgar Allen Poe beeinflussten Schriftsteller Wenjamin Kawerin (1902-1989) zu.

Schere im Kopf] Metapher für Selbstzensur: Kreativitätsbremse für viele Künstler in unfreien Gesellschaften. Vgl. zum Thema „Zensur, Selbstzensur“ bei Hrabal Zgustová, 2001, S. 257-261.

Und immer der Geschlossenheit zu Leibe rücken] Kämpferisches ästhetisches Prinzip der künstlerischen Avantgarde in Osteuropa unter den repressiven kulturpolitischen Verhältnissen im kommunistischen Herrschaftsbereich.

Gustav Husák] Slovakischer Politiker (1913-1991) mit wechselvoller politischer Laufbahn; beerbte nach dem ‚Prager Frühling‘ auf Druck der Sowjetunion Alexander Dubček im Amt des Generalsekretärs der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei und war damit von 1969 bis 1987 mächtigster Mann im Lande. Als führende Figur der sog. ‚Normalisierung‘ setzte er peu à peu die Reformen des ‚Prager Frühlings‘ außer Kraft. 1975 übernahm er auch noch das Amt des Staatspräsidenten, das er bis 1989 innehatte. In den letzten Monaten seiner Amtszeit geriet er durch die ‚Samtene Revolution‘ unter Druck, verlor die Unterstützung des Parlaments und musste zurücktreten. Sein Nachfolger wurde am 29. Dezember 1989 Václav Havel, die Symbolfigur des intellektuellen Widerstands.

Damm zur Ewigkeit] Hrabals poetisch-ironische Titulierung seiner Wohnung in Libeň mit „Am Damm zur Ewigkeit“ war u.a. eine Referenz an Friedrich Nietzsches Ausspruch: „Oh, ich liebe dich, oh Ewigkeit!“ (vgl. Zgustová 2001, S. 104).

Dichter auf dem heißen Blechdach] Anspielung auf Tennessee Williams‘ Theaterstück *Cat on a Hot Tin Roof* (UA 1955, Film 1958). Diesem Titel liegt ein Sprichwort zugrunde, demzufolge Katzen lange zögern, vom

heißen Dach in die Tiefe zu springen, dies dann aber, wenn die Situation unerträglich geworden ist, mit großer Entschlossenheit tun; der metaphorische Bezug zum Leben, Schreiben und Tod Hrabals ist offensichtlich.

Pawlatschenwohnung] Bei Pawlatschenhäusern werden die Wohnungen über Laubengänge im Innenhof erschlossen; man spart sich so Flure und Dielen im Hausinnenraum. Der tschechische Begriff ‚Pawlatsche‘ (offener Hauseingang) ist auch in Österreich gebräuchlich. Vgl. zur Pawlatschenwohnung Hrabals den Erinnerungstext *Mein Libeň*, 1993.

Stabshauptmann Karach] Ein Offizier der tschechischen Staatssicherheit (Státní bezpečnost), der Hrabal u.a. zu seinen Kontakten und Gesprächen im College in Alpbach verhört hat; vgl. die recht humorvoll geschilderte Episode in: Hrabal, *Wer ich bin*, 2008, S. 1481 f. Das Europäische Forum Alpbach wurde 1945 von Otto Molden und Simon Moser gegründet. Man traf sich einmal im Jahr in dem Tiroler Alpendorf, um einen offenen Dialog zur Friedenssicherung, für ein geeintes Europa und einen interdisziplinären Austausch in Wissenschaft und Politik, Wirtschaft und Kultur zu führen. – In diesem Zusammenhang muss allerdings auch an eine sehr bedrückende Verhörszene in Hrabals autobiographischem Roman *Ich dachte an die goldenen Zeiten* mit einem ‚Stabshauptmann Rarach‘ erinnert werden (2008, S. 1335 f.). Auch Monika Zgustová kommt in ihrer Hrabal-Biografie (2001, S. 231-233) auf die Verhör-Vorladungen in die Prager Bartolomějská-Gasse zu einem ‚Major Rarach‘ sprechen, die den Dichter regelmäßig dem Zusammenbruch nahe brachten. Offensichtlich praktizierte der tschechische Geheimdienst dieselben Methoden, um Menschen zu ‚zersetzen‘, d.h. psychisch zu ruinieren, wie wir es nach der Wende in den Stasi-Unterlagen der DDR studieren konnten.

Ich hasse nämlich nichts so sehr / wie Literaturdiskussionen] Falls wir diese Erklärung ernst nehmen dürfen, mit der er laut *Wer ich bin* (2008, S. 1481 f.) einen Staatssicherheitsmann auf den Arm nimmt, wäre Hrabal – von dem Umstand, dass er nicht mehr lebt, einmal abgesehen – *kein* guter Kandidat für eine Bamberger Poetik-Professur.

Mir muß heiß sein] Wie schon oben ausgeführt, zog Hrabal aus der Hitze der Sonne Energie für sein Schreiben. Vgl. auch *Ich habe den engli-*

schen König bedient, Hinweis und einschlägiges Zitat bei Fritsch, 2008, S. 1427.

Stuhl und Tisch hab ich mir zurechtgesägt] Vgl. Hrabals *Gespräch Am Damm zur Ewigkeit*, 2003, S. 145. Hrabal begründet seinen Schreibplatz auf dem Dach mit der fehlenden Sonne in seiner Wohnung; in Setzweins Stück besitzt die Episode allerdings auch eine metaphorische Dimension im Hinblick auf Hrabals Lebenstüchtigkeit und Widerstandsfähigkeit: Dieser Schriftsteller hatte die bewundernswerte Energie, sich auch in ‚schiefen Verhältnissen‘ einzurichten und seine künstlerische Produktivität trotz ungünstigster Arbeitsbedingungen über Jahrzehnte hinweg aufrecht zu erhalten.

die schöne Poldi / das Stahlwerk in Kladno] Von 1949 bis zu seinem schweren Arbeitsunfall 1952 leistete Bohumil Hrabal in einem Stahlwerk mit dem romantischen Namen ‚Poldihütte‘, das sich in der ca. 25 km nordwestlich von Prag gelegenen mittelböhmisches Industriestadt Kladno findet, schwere körperliche Arbeit. Aus dieser Zeit resultieren Hrabals enge Freundschaften mit Vladimír Boudník und Egon Bondy (vgl. Thiele, 2003, S. 181). Die dort gemachten Erfahrungen verwertete Hrabal literarisch vor allem in dem – nach der Wende (1995, mit Philippe Noiret als Hanta) von Véra Caïs verfilmten – Roman *Verkaufe Haus, in dem ich nicht mehr wohnen will* (1994; tsch. Original 1965). Das letzte Kapitel dieses Romans ist mit „Die schöne Poldi“ überschrieben. Auch die Erzählung *Jarmilka* (1984) spielt im Milieu des Stahlwerks. Monika Zgustová behandelt diesen Lebensabschnitt Hrabals im Kapitel „Arbeit an den Feuern von der Farbe asiatischer Schmetterlingsflügel“ (2001, S. 114-121). Über die Bedeutung der ‚schönen Poldi‘ für seine schriftstellerische Entwicklung spricht Hrabal in seinem Essay *Warum schreibe ich?*, 1993, S. 210-213.

einer dieser riesigen Haken [...] beinahe den Brustkasten zertrümmert hätte] Nach Zgustová (2001, S. 119) wurde Hrabal von einem Kranhaken am Kopf verletzt; auf alle Fälle war der Unfall schwerwiegend und erforderte eine längere Behandlungs- und Rehabilitationszeit.

Stahlbrammen] Flache, aber massive Blöcke aus gegossenem Stahl, Rohprodukte für die Weiterverarbeitung des Stahls zu Blechen und Bändern.

Die blaue Flamme des Schneidbrenners / war meine blaue Grotte von Capri] Die Grotta Azzura auf Capri war in der Antike ein Nymphen-Heiligtum, wurde jahrhundertlang vergessen, doch im frühen 19. Jh. durch einen deutschen Dichter wiederentdeckt und in der Folge als touristisches Sehnsuchtsziel bekannt. Die blaue Farbe verbindet Hrabals Schneidbrennerflamme mit der capresischen Grotte und zugleich der romantischen Lieblingsblume.

Elektrolytofen] Hrabal hatte es in der ‚Schönen Poldi‘ wohl überwiegend mit Siemens-Martin-Öfen zu tun (vgl. seinen Essay *Warum schreibe ich?*, 1993, S. 211 f., siehe auch den Schlußsatz von Hrabals Erzählung *Jarmilka*, 1984); das Siemens-Martin-Verfahren zur Erzeugung von Stahl aus Roheisen wird heute wegen seiner suboptimalen Produktivität – zumindest in Mitteleuropa – nicht mehr eingesetzt. Der Begriff ‚Elektrolytofen‘ scheint allerdings auf das Elektrostahlverfahren hinzuweisen, wobei die Schmelzwärme durch einen Lichtbogen erzeugt wird.

Schmelzwerk meiner Poesie] Seiner Zeit in der ‚schönen Poldi‘ verdankt Hrabal zahlreiche literarische Texte; vgl. die Zusammenstellung bei Roth, 1986, S. 25.

der Vater von Ludwig Wittgenstein gegründet] Karl Wittgenstein (1848-1913), der Vater des berühmten Philosophen, war eine der glänzendsten Unternehmerpersönlichkeiten der Donaumonarchie im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Trotz eines abgebrochenen Ingenieurstudiums gelang Wittgenstein dank verwandtschaftlicher Beziehungen ein rasanter Aufstieg in der österreichischen Eisen- und Stahlindustrie. 1886 begründete er das erste österreichische Eisenkartell. Die 1889 in Kladno als Privatunternehmen gegründete ‚Poldi Hütte‘ benannte er nach seiner Frau Leopoldine. Als Unternehmer zeichnete sich Karl Wittgenstein durch kluges und konsequentes strategisches Handeln aus, was sich u.a. in seinen Kartellbildungen, in der permanenten Modernisierung seiner technischen Anlagen, aber auch in einer rigorosen Politik der Effizienzsteigerung und Rationalisierung von betrieblichen Prozessen niederschlug. Nicht ohne kritischen Unterton nannte man ihn ‚den Amerikaner‘. Diese Unternehmenskultur trug ihm zahlreiche Feindschaften ein, die sich schließlich in Massenprotesten von Arbeitern und Kunden ausdrückten. Als daraufhin sogar die Regierung seine Geschäftspraktiken kritisch durchleuchtete, verkaufte er seinen gesamten Industriebesitz,

transferierte sein Vermögen in die USA, die Schweiz und nach Holland und investierte dort in Immobilien und Wertpapiere. Auf diese Weise kamen die Wittgensteins bestens durch die schweren Kriegsjahre, durch Hyperinflation und Weltwirtschaftskrise.

Unser Philosophieprofessor zum Beispiel] Bei Nationalsozialisten wie Kommunisten war es eine beliebte Praxis, Intellektuelle mit Kriminellen zusammenzupferchen, um sie durch Schwerstarbeit und Demütigungen zu brechen.

bis sich die Hebelchen verknoten] Hinweis auf einen rauschhaften Produktionsprozess, auch im Sinne der *écriture automatique*.

bis ihm das Wasser im Arsch gekocht hat] Hrabal drückt sich in seinen Werken nicht selten ausgesprochen ‚deftig‘ aus; in seinem kleinen Essay *Dem Freund* (1989, S. 132) verteidigt Karel Marysko entsprechende Vokabeln als ästhetisch notwendig: „Einige behaupten Hrabal sei vulgär, ja ordinär, welch ein riesengroßer Irrtum! Ich kenne keinen sensibleren Schriftsteller. Allerdings geht er von den Realia aus, und dort sagt man nicht Gesäß, sondern Arsch, nicht Kot oder Dreck, sondern Scheiße, und die Leute schicken einander nicht ‚Groß‘ gehen, sondern kacken. Er bewahrt diese umgangssprachliche Ausdrucksweise nicht um irgendeines literarischen Exhibitionismus willen, sondern weil sich das betreffende Wort an eben dieser Stelle [...] nicht umschreiben läßt. Er ist nicht vulgär und ordinär. Er ist nur unendlich menschlich.“

da kannst du Gift drauf nehmen] ‚Hrabal‘ bedient sich hier auffällig der Dutkyschen Ausdrucksweise aus Szene Eins, S. 13 f.; Indiz für die zunehmende Identifikation beider Figuren.

Das fanden sie in Ordnung / das war normal] ‚Hrabal‘ erzählt von einer ‚verkehrten Welt‘; man denkt unwillkürlich an Adornos Sentenz, dass es kein richtiges Leben im falschen geben könne.

jetzt hör endlich / mit diesem bescheuerten Siezen auf] Hier wird die ‚Aussöhnung‘ zwischen ‚Hrabal‘ und Dutky manifest; tiefenpsychologisch gesehen kann Dutky hier endlich seinen ‚Schatten‘ integrieren.

verstöpselt die Ballons] ‚Hrabal‘ bereitet einen Streich gegen Dutky vor; sieht man in diesem ‚Hrabal‘ eine Manifestation unbewusster Seelenregungen Dutkys, müsste man sagen, dass dieser dabei ist, sich von seinen

alten Vorurteilen zu befreien: Er leitet die Aufsprennung seiner ideologischen Fesseln ein.

Franta] Koseform von František; ‚Hrabal‘ redet hier offensichtlich Dutky an – aber ‚Franta‘ ist zugleich sein eigener zweiter Vorname! Dieses Namens-Spiel symbolisiert einmal mehr die Annäherung beider Figuren bis zur Verschmelzung.

Aus Äpfel Amen] Bairische Redewendung mit dem Sinn „Ende der Diskussion!“ Von B. Setzwein für sich selbst ausgesuchte Grabstein-Schrift, vgl. sein Tagebuch *Das blaue Tagwerk*, 2010, S. 141.

Gott sei Dank fünfter Stock] Der fünfte Stock hatte für Hrabal eine besondere Bedeutung; auf der fünften Etage hatte er seine letzte Wohnung in einem Prager Neubau und nach dem Wortlaut seiner in der Ich-Form verfassten Altersnovelle *Die Zauberflöte* (1990, S. 10 f.) oft den Gedanken, aus dem Fenster zu springen, woran ihn aber sein Schutzengel regelmäßig hinderte, weil der ihm, Hrabal, ganz auf den Grund kommen wollte: „doch stets hat mein Engel mich im letzten Augenblick gerettet, er zieht mich zurück, wie meinen Doktor Franz Kafka, der in der Maison Oppelt aus dem fünften Stock hatte springen wollen, dort, wo man den Altstädter-Ring verläßt, [...] so wie auch Malte Laurids Brigge aus dem fünften Stock springen wollte, auch ihn schmerzte in Paris die Welt. Auch Brigge schmerzte die ganze Welt. Und Rainer Maria Rilke ebenfalls. Ich habe ausgesiegt, habe den Gipfel der Leere erreicht. [...] Konstantin Biebl ist aus dem Fenster gesprungen“ usw.

Wer soll fliegen lernen?] Dutkys Begriffsstutzigkeit liefert ‚Hrabal‘ das Stichwort, seine Flug-Metapher zu verdeutlichen. ‚Fliegen‘ meint hier, die Beschränkungen des menschlichen Lebens zu überwinden (zu vergessen, zu ignorieren ...) – und sei es auch nur für die Dauer eines Wimpernschlags.

Das Leben ist / zum Verrücktwerden schön [...] Nicht daß es wirklich so ist] In Hrabals autobiographischem Roman *Ich dachte an die goldenen Zeiten* wird vom Tod Onkel Pepins berichtet, den der Dichter sehr liebte, zumal Pepin für ihn immer das Urbild des poetischen ‚Baflers‘ dargestellt hatte. Hrabal widmete ihm eine originelle Todesanzeige, in der – zum Verdruß seiner Mutter – an der Stelle des üblichen frommen Spruchs einen Lieblingssatz seines Onkels einrücken ließ: „Diese Welt

ist schön, zum Verrücktwerden schön, nicht, daß sie das wäre, aber ich sehe sie so“ (Hrabal, *Die Romane*, 2008, S. 1354).

Knall eines berstenden Glasgefäßes] Die Ballon-Explosion besitzt hier (auch) Happening-Charakter: als aktionistisches Kunst-Ereignis symbolisiert sie das Ergebnis der psychologischen Entwicklung Dutkys. Ihr metaphorischer Sinngehalt verweist auf einen Vorgang der ‚Aufsprennung‘, ‚Druck-Entlastung‘, ‚Befreiung‘, ‚Freisetzung‘ usw.

SECHS

Die kurze Schlusszene des Stücks manifestiert die neue Realität, für die Dutky inzwischen durch seine vollzogene innere Verwandlung bereit geworden ist. Lenka fungiert gewissermaßen als Dutkys ‚Seelenführerin‘, allerdings nicht in den Hades, sondern ins Leben. Selbstverständlich gibt es viele ironische Aspekte bei diesem Happy End (vgl. unser Nachwort).

Hochdimmen des Lichts] Dutky erwacht und kommt in der Realität an. Dass es hell wird, kann auch metaphorisch interpretiert werden: Es kommt wieder Sinn in sein Leben.

Es geht los] Ironischer Anklang an die Gesänge von Fußballfans.

jetzt seien Sie doch nicht immer so mürrisch] In einem *Interview* mit sich selbst (1992) singt Hrabal ein Loblied auf die schlechte Laune, die für ihn zur politischen und ästhetischen Kreativität dazugehört: „Wer oft schlechte Laune hat, ist von den Göttern auserkoren, ein Mensch wie er ist fähig, sich zu erneuern, sich zu verjüngen.“ Damit wäre Dutkys ‚mürrischer‘ Gestus unbedingt positiv zu sehen!

Eine neue Zeit Dutky] Für das Land war die ‚neue Zeit‘ schon 1989 angebrochen, nun ist auch Dutky darin angekommen.

wie ein bockiges Kind] Im gesamten Stück behandeln die Frauen ‚ihre‘ Männer ein wenig wie Kinder, denen man vordergründig ihren Willen lässt, auf die Frau aber auch aufpassen muss, damit sie keine allzu großen Dummheiten anstellen. Den Tod ihrer Frauen verkraften diese Männer nicht wirklich gut. Lenka spielt für Dutky, der seine Anna verloren hat, nun ‚Ersatzmutter‘.

Blitzlichtgewitter] Plötzlich darf sich der Spitzel selber einmal als Objekt eines allgemeinen Interesses erleben. Sein am Ende von Szene Vier deutlich gewordenes Bedürfnis nach Aufmerksamkeit und Zuwendung geht hier wunderbar in Erfüllung, wobei dieses Happy End selbstverständlich nicht ganz ohne Ironie auskommt.

4. Nachwort

So schlicht sich Bernhard Setzweins Theaterstück *HRABAL und der Mann am Fenster* auf den ersten Blick darstellt – schließlich kommt es mit drei Figuren, sechs Szenen, einem einzigen, reichlich unspektakulären Schauplatz und ein paar Stunden im Sommer 1977 „zur Obstweizeit“ aus –, so komplex sind seine Sinnbezüge.

Im Zentrum der eigentlichen Handlung steht die innere und äußere Verwandlung eines Menschen, der nicht ohne Grund Dutky (d.h. „Geißel“) heißt und über Jahre hinweg im Auftrag einer bürokratischen Diktatur einen nicht systemkonformen Intellektuellen, einen sog. Dissidenten bespitzelt hat. Dieser Aufgabe hat er sich aus Gründen, die im Laufe des Stücks zumindest teilweise nachvollziehbar werden, mit einer solchen Passion verschrieben, dass er darüber den Gang der Dinge, den Kontakt zur Realität weitgehend verloren bzw. verdrängt hat. In der ersten Szene des Stückes erleben wir Dutky bei seinen alltäglichen Verrichtungen, die im Wesentlichen darin bestehen, seinen Nachbarn, den berühmten Schriftsteller Bohumil Hrabal, professionell auszuspähen und alle einschlägigen Beobachtungen zu protokollieren.

Seine Selbstgespräche offenbaren den Charakter einer typisch ‚autoritären‘ Persönlichkeitsstruktur,¹ die einerseits von einem grundsätzlichen Misstrauen gegenüber Intelligenzlern,² Minderwertigkeitsgefühlen und damit korrespondierenden Neid- und Hassausbrüchen, andererseits einer grenzenlosen Hörigkeit gegenüber den Vertretern und Instanzen der Staatsmacht (Geheimdienstmann Lánský, Regierung, Sowjets) geprägt ist. Die Anfangsmonologe Dutkys erfüllen die Aufgaben einer Exposition, indem sie seine Situation, seinen Charakter, die Vorgeschichte seines Auftrags und ein Stück weit auch die Persönlichkeit des Ausspähungsobjekts verdeutlichen. Zugleich rücken sie den ‚Fall Hrabal‘ in einen geopolitischen Kontext, nämlich den der rigorosen Verfolgung freiheitlicher Reformbestrebungen und vom offiziellen Dogma abweichender ästhetischer Äußerungen in der Tschechoslowakei nach dem Einmarsch der Warschauer Pakt-Truppen

¹ Vgl. Adornos Theorie der autoritären Persönlichkeit.

² Aufschlussreich für dieses Misstrauen ist die erste Szene: dass sich im Hause Hrabals absolut nichts ereignet, kommt Dutky besonders verdächtig vor.

(1968) und vor dem gewaltfreien Sturz der sozialistischen Regierung im Zuge der sog. Samtenen Revolution (1989). Bohumil Hrabal wird von Dutky in ein Paradigma von Staatsfeinden wie Václav Havel, Milan Kundera oder Ludvík Vaculík eingeordnet; dass er ihn in diesem Spektrum für den „gefährlichsten von allen“ (S. 21) hält, „weil er immer so harmlos tut“, offenbart – nicht unkomisch – seine verschrobene Ideologie, die er allerdings (und das ist schon wieder nicht mehr komisch) mit den meisten Funktionären totalitärer Regime teilt. Indem sich Dutky im Verlauf der ersten Szene öfter an seine Frau Anna wendet, ohne je eine Antwort zu erhalten, deutet sich schon an, dass er in einer eigenen Welt gefangen ist, die mit derjenigen ‚draußen‘ möglicherweise nicht mehr allzuviel zu tun hat.

Mit dem Auftritt einer jungen Frau in der zweiten Szene, bricht diese Welt unversehens in Dutkys zweifelhafte Geheimdienst-Idylle ein. Im Dialog mit Lenka wird Dutky mit der ‚wirklichen‘ Realität konfrontiert, beispielsweise der Tatsache, dass Hrabal schon seit einigen Monaten aus dem Leben geschieden ist, dass sich die politischen Verhältnisse im Lande grundlegend verändert haben und damit auch das gesamte politische und ästhetische System der Werte. Indem die Frau dem verstörten Mann ihr Beileid zum Tod seiner Frau ausspricht (S. 37), entzieht sie ihm den letzten Grund seiner bisherigen Existenz; denn Anna hatte ihm bislang immer den Rücken freigehalten, sie hatte ihm bei seinen Spitzelberichten als Sekretärin assistiert und es auch in den Jahren nach der Wende noch durch eine kluge Intrige mit Hilfe einer Nachbarin verstanden, ihm sein überlebenswichtiges ‚Hobby‘ zu erhalten, ohne dass dieses unter den neuen politischen Verhältnissen zu einer Gefahr wurde.

Nun zerstört Lenka aber nicht nur Dutkys auf Verdrängungen aufgebaute Pseudoexistenz, sie bietet ihm zugleich eine Perspektive an, sein Leben unter diametral veränderten Vorzeichen im Rahmen der neuen Zeit auf ein neues Fundament zu stellen. Das Tourismusbüro, das sie geschickt hat, plant die Einrichtung eines Hrabal-Museums; und da Dutky mehr über den Dichter weiß als irgend ein anderer, hat man ihm eine besondere Rolle zugedacht – die des ‚Museumsführers‘. Die in der zweiten Szene in Gang gesetzte Volte wirkt auf den unbeteiligten Zuschauer grotesk-komisch, möglicherweise auch befriedigend im Sinne der ‚poetischen Gerechtigkeit‘: Die verkehrten Verhältnisse der Unterdrückungszeit sind nun aufgehoben, der große Dichter erfährt die Wertschätzung, die ihm zusteht, der Spitzel steht

als Verlierer der Geschichte da, alles ist gut!? Ganz so einfach ist es aber dann doch nicht.

Aus Dutkys Perspektive stellt sich das Geschehen so dar, dass ihm in wenigen Minuten der Sinn seines ganzen bisherigen Lebens genommen wird. Er befindet sich damit in einer Situation, die vielleicht mit der eines Amphytrion bei Kleist vergleichbar ist. Blenden wir einen Augenblick aus, dass Dutky kein besonders sympathischer Mensch ist, erkennen wir die tragische Wucht dieser Erkenntnis (Anagnorisis, im Sinne des Aristoteles). Die Zumutung, sein einschlägiges Wissen in den Dienst einer Hrabal-Gedenkstätte einzubringen, fordert von ihm nichts weniger als die Verleugnung, ja den ‚Verrat‘ seiner bisherigen Werte und Grundüberzeugungen. Allerdings sollten wir nicht vergessen, dass diese persönliche Erfahrung Dutkys durchaus repräsentativ für Millionen von Biographien der Wendezeit steht und keineswegs als überspitzt oder konstruiert zu betrachten ist.

Man kann von Dutky nicht erwarten, dass er sich sofort die Schirmmütze des Museumführers aufsetzen wird;³ Lenka ist klug genug, ihm Zeit zu geben, die nötige innere Verwandlung zu vollziehen; und besonders zu loben ist ihr psychologisches Geschick, ihn zum Erzählen zu bringen. Im Vergegenwärtigen und wiederholten ‚Durcharbeiten‘ des Vergangenen erhält der funktionslos gewordene Spitzel die Chance, seine Erinnerungen auf die Verhältnisse der Gegenwart hin zu biegen und zu formen. Sein ‚Erzählen von Hrabal‘ muss auf einer Metaebene als ästhetischer Akt bezeichnet werden, als umwegige Strecke zur Befreiung von Altlasten und letztlich zur kreativen Konstruktion einer neuen eigenen Identität. Auch der in reichlichem Maße zuhandene Obstwein hilft, sich vom Zwang alter Weltansichten zu lösen. Unter dem Einfluss des Alkohols wird Dutky – darin dem von der surrealistischen Methode der *écriture automatique* faszinierten Bohumil Hrabal als ‚Dichter‘ vergleichbar – die hilfreichen Kräfte seines Unbewussten freisetzen können.

In der dritten Szene erweist sich Lenka als Geburtshelferin der Dutkyschen Narration. Wir denken, es spricht nicht viel dagegen, dass wir sie als seine Muse bezeichnen. Allerdings lassen sich die Techniken ihrer musischen Inspiration näher bezeichnen. Sie filmt ihn; d.h. sie macht Dutky, der

³ Zumal ihm offensichtlich der Gedanke, diese Rolle so zu interpretieren wie Gerold Späths Kustode im Roman *Commedia* (1980), (noch) nicht im Kopf herumspukt.

in seinem bisherigen Leben immer hinter den Linsen optischer Beobachtungsapparaturen gestanden und auf diese Weise nur ein Leben aus zweiter Hand gelebt hat, zum Objekt ihres Interesses, gewissermaßen zum ‚Star‘. Das schmeichelt ihm, reizt seine Eitelkeit und beflügelt ihn, sich zu öffnen⁴ und sein Wissen auszupacken. In der Regieanweisung zur dritten Szene ist davon die Rede, dass Lenka um Dutky ‚herumtänzelt‘; die Bemerkung ist dezent, aber sie gibt doch einen Hinweis auf eine unterschwellige Erotisierung der ‚Verführung‘ zum Erzählen. Plausibler wird dieser Gedanke, wenn man in Rechnung stellt, dass Bernhard Setzwein in sein Stück viele Motive, Wertungen und ästhetische Verfahrensweisen Bohumil Hrabals als explizite und strukturelle Zitate eingearbeitet hat. Nun gibt es einen Text des tschechischen Dichters, in dem dieser die hier beschriebene Konstellation – junge Frau motiviert alten Mann zum Plaudern, Schwadronieren, sich in Szene zu setzen – präfiguriert⁵ und an anderer Stelle auch darüber räsoniert hat.⁶

Ob nun als Muse (Kalliope und Klio in einer Person), Geburtshelferin oder Verführerin: Lenka erweckt nicht nur Dutkys erzählerisches Talent (im Sinne des Hrabalschen ‚Bafelns‘), sondern aktiviert auch sein historisches Gedächtnis, so dass dieser selbst den Beweis dafür liefert, dass er tatsächlich der ‚ideale Museumsführer‘ für den Spiritus rector der tschechischen Nachkriegsprosa wäre. Endlich traut sich auch Lenka, diese sprichwörtliche Katze aus dem Sack zu lassen (S. 44). Dutky schmeckt das Angebot ganz und gar nicht und grummelt vor sich hin, wofür er sich von Lenka eine sanfte Rüge einhandelt: ‚Jetzt seien Sie doch nicht immer so mürrisch‘ (S. 45). Diese Rüge wird uns in späteren Szenen des Stücks noch öfter begegnen und verdient auch deshalb eine nähere Erklärung. Neben ihren offensichtlichen Funktionen, Dutkys verständliches Zögern zu verdeutlichen, sowie den Unterschied zwischen den Vertretern der alten und jungen Zeit (unfreundlich, destruktiv vs. optimistisch, produktiv) zu versinnlichen, signalisiert ‚schlechte Laune‘ bei Hrabal die Bereitschaft zur Veränderung: Wer grantig

⁴ Vgl. die – immer auch ästhetisch mit zu verstehenden – Reden vom Durchsichtigen (‚Glashaus‘-Metaphorik), Öffnen und ‚Aufritzen‘ im Stück; im Schlussmonolog der vierten Szene rühmt sich Dutky, Hrabals Leben ‚wie mit einem Diamanten [...] aufgeritzt‘ zu haben.

⁵ Vgl. Bohumil Hrabals Erzählung *Tanzstunden für Erwachsene und Fortgeschrittene* (1977).

⁶ Ebd., abgedruckt im Anhang, S. 87 f.

ist, verrät, dass er dabei ist, alte Gewohnheiten zu verändern und sich selbst auf Neues einzulassen.⁷

Am Ende der dritten Szene hat Lenka schon gewonnen; Dutky ist bereit, von Hrabal zu erzählen. Er braucht nun keine weiteren Gesprächsanstöße mehr, allenfalls den einen oder anderen Schluck aus dem Obstweinglas, um seinen ‚Erzählmotor‘ in Gang zu halten. Die Regieanweisung zu Szene Vier spricht von Videoprojektionen, die manchmal Dutkys Kopf in Großaufnahme zeigen, dann wieder Bilder von Hrabal. Die Erzählpausen dürfen musikalisch unterlegt werden. Offensichtlich strebt der Autor mit diesen Hinweisen eine Inszenierungsstrategie an, die zwischen einer Außenperspektive auf Dutky (z.B. Lenkas Kamera-Blick) und einer Innenperspektive des Protagonisten hin und herwechselt. Diese Art der Perspektivierung leistet mehreres zugleich: Sie vergegenwärtigt Dutkys Erinnerungsstrom und seine damit verbundenen Gefühle, das Publikum macht sich seine, auf diese Weise evozierten Erfahrungen zu eigen, es überbrückt die Distanz zum ‚eigentlich‘ unsympathischen Protagonisten.

Dutkys Bericht erzeugt nach und nach ein plastisches Bild des außergewöhnlichen Menschen und Künstlers Bohumil Hrabal, d.h. der ehemalige Spitzel verwandelt sich in einen ‚Dichter‘,⁸ der – ein wenig feierlich gesprochen – den Toten in seiner Erzählung wieder auferstehen lässt, der im Hölderlinschen Sinne⁹ und gemäß Lenkas Plan Bleibendes ‚stiftet‘. Zuletzt aber driftet im Wechsel der Perspektive der Schwerpunkt der Aufmerksamkeit von Hrabal auf den Erzähler selbst, auf dessen Frustrationen, geheime Wünsche und das im Grunde zutiefst unausgegrenzte Verhältnis zu seinem Opfer. Der im Zuge des ‚Bafels‘ ganz nebenbei eingestreute Vorwurf in Richtung Hrabal „Der hätt’ bei mir / hätt’ der ruhig auch einmal vorbeischaun können“ (S. 54) bereitet die Figurenkonstellation der nächsten Sze-

⁷ Vgl. Hrabals *Interview mit sich selbst* (1992); im Kommentar sind wir ausführlich auf die Funktion der ‚schlechten Laune‘ eingegangen.

⁸ Diese ‚Verwandlung‘ ist übrigens alles andere als abwegig und im Ansatz auch schon literarisch vorgeprägt, nämlich in Wolfgang Hilbigs Roman *Ich* (1993), worin es dem Autor – laut Wolfgang Emmerich (2007, S. 494) – „um die strukturelle Nähe dessen [gehe], was Schriftsteller und Spitzel auszeichnet, nämlich die beiden gemeinsamen konstitutionellen Eigenschaften Neugier, Wahrnehmungstrieb, Forscherdrang und Aufschreibesucht.“

⁹ Vgl. Hölderlins berühmte Definition des Dichterberufs in der Schlusszeile seiner 1803 entstandenen Hymne *Andenken*: „Was bleibt aber, stiften die Dichter.“

ne vor, in der der Dichter seinen zwischenzeitlich weggedämmerten Nachbarn leibhaftig ‚heimsucht‘.

Welcher Art der Geist ist, der Dutky nun – bei veränderter Beleuchtung und in Hrabal-typischer Gewandung, wie die Regieanweisung zu Szene Fünf betont, – aufsucht, wird nicht wirklich geklärt. Vieles spricht dafür, dass es sich bei dieser Figur um eine Projektion aus Dutkys Unterbewusstsein handelt, manches aber auch für ein Gespenst, einen Wiedergänger oder vielleicht auch nur eine profane ästhetische Epiphanie in Analogie zu manch anderen Texten Hrabals und Setzweins, die reale und surreale Ver-textungsstrategien mischen. Immerhin zeigt sich dieser ‚Hrabal‘ über Dutky und seine Mission informiert, er kennt die ‚Firma‘ und ihre Umtriebigkeiten nur zu gut. Nach und nach entwickelt sich der Austausch von Informationen und Kenntnissen zu einem Dialog unter Künstlern, wobei ‚Hrabal‘ freilich eher den Meister gibt und Dutky den Lehrling. Allerdings hat ‚Hrabal‘ für die penible Berufsauffassung seines Schattenmanns lobende Worte, auch den Spitzelberichten werden künstlerische Ansätze bescheinigt. Dass der Ribislwein Gnade vor den Augen des Besuchers findet, stand wohl von vornherein außer Frage. ‚Hrabal‘ fühlt sich wohl bei Dutky, er bafelt über Privates, Politisches und Ästhetisches und vertieft damit das Bild, das von ihm zuvor gezeichnet wurde. Am Ende dokumentiert die Verbrüderung der Antagonisten, dass Dutky seinen inneren Frieden finden, seine Komplexe kompensieren und seinen haßgeliebten ‚Überich-Schatten‘ Hrabal in sein Persönlichkeitskonzept integrieren konnte. Am Ende der Szene, die mit einem ‚explosionistischen‘ Happening endet, ist er in der neuen Zeit angekommen und auch ‚reif‘ für eine neue Aufgabe – das Happy End der sechsten Szene muss nur noch vollstreckt werden.

Selbstverständlich ist dieses Happy End ein bestenfalls tragikomisches, darüber hinaus ein poetisch-märchenhaftes, d.h. ein äußerst unwahrscheinliches und zuletzt auch noch ein in mehrfacher Hinsicht ironisches. Mit dem oberflächlich fröhlichen Ende des Stücks („Huhu / hier sind wir“, S. 85), das Dutky ins „Blitzlichtgewitter“ der Medien stellt, kann nicht überspielt werden, dass der ‚Held‘ dieser Szene ein alter Mann ist, dessen Leben im emphatischen Sinne vorbei ist, der seine Frau verloren hat und mit dem Abzug der Journaille einem einsamen und tristen Lebensabend entgegen sieht. Unser Mitleid mit dem ehemaligen Spitzel hält sich allerdings in Grenzen, so dass für den durchschnittlichen Zuschauer die komischen Aspekte des

Dramenausgangs im Vordergrund stehen können. Unwahrscheinlich ist dieser offenkundig auch, denn nur in wirklich sehr wenigen Fällen dürfte in der Realität Opfern von bösartigen Unrechtssystemen eine ähnliche Rehabilitierung verschafft worden sein wie Hrabal – dem realen wie dem fiktiven hier im Stück. (In Klammern sollte man vielleicht hinzusetzen, dass aber auch unseren Dichter die vielen Auszeichnungen, die ihm in seinen letzten Lebensjahren nach der politischen Wende zuerkannt wurden, nicht glücklich machen konnten, halfen sie ihm doch weder gegen seine Vereinsamung noch seine physischen Gebrechen. Vor dem bitteren Ende stand wohl die pure Verzweiflung.)

Paradox ist an diesem seltsamen Ausgang des Stücks die groteske, an Dürrenmatt erinnernde Wendung, dass aus einem ehemaligen Spitzel ein Museumswärter wird, dass Dutky seinem Opfer, das er über Jahre hinweg mit Hassgefühlen verfolgte, nun gewissermaßen als säkularer Tempeldiener huldigen wird. Um die vielen ironischen Teilaspekte dieser Situation würdigen zu können, lohnt es sich, genauer hinzusehen. So hat es ja den Anschein, und Dutky ist der erste, der es so empfindet, als hätte Hrabal mit der politischen Wende ‚gewonnen‘; aber diese Sicht der Dinge ist mehr als schief: Denn er bekommt am Ende sein Museum, weil sich der Tourismusverein davon einen positiven Einfluss auf die Ankurbelung der Geschäfte verspricht, nicht weil man seinen politischen Widerstand oder die Qualität seines künstlerischen Werks würdigen will. Von all diesen Dingen haben die Marketingleute in der Kreisstadt keine Ahnung, dafür holt man sich einen Experten aus der alten ‚Firma‘!

Kurz zusammengefasst besteht der ironische Hauptaspekt des Happy Ends darin, dass das Gedächtnis eines Künstlers, der sich absolut nichts aus Geld machte, von Werbetreibenden und einem alten Geheimdienstler hochgehalten wird. Ein zweiter, kaum weniger ironischer, aber auch noch ein Stück weit makabrerer Teilaspekt, aus dem – zumindest in unseren Ohren – ein deutliches Setzweinsch-Hrabalsches Gelächter zu vernehmen ist, betrifft den Vorgang der Musealisierung, der den prominenten ‚Dissidenten‘ und sein literarisches Werk im Zeichen einer touristischen Bespaßungsmaßnahme ereilt und vereinnahmt. ‚Musealisierung‘ bedeutet, vereinfacht gesagt, aber damit von der einschlägigen Praxis nicht allzu weit entfernt, dass funktionslos gewordene Überbleibsel älterer Zeit im Zuge eines speziellen Hap-

py Ends nicht als ‚Müll‘ verbrannt oder kompostiert, sondern als ‚Musealien‘ neuen Funktionen in der Kulturwirtschaft zugeführt werden.¹⁰

Allerdings wollen wir nicht vergessen, dass der komischen Musealisierung Hrabals im Stück auf der Metaebene der theatralischen Kommunikation eine seriösere Erinnerungsarbeit durch Bernhard Setzweins Drama gegenübersteht, die absolut ernst gemeint ist und nur als Hommage auf einen hochgeschätzten Schriftstellerkollegen zu verstehen ist. So ironisch oder komisch also auch bestimmte Passagen des Stücks gestimmt sind, dürfen wir es nicht auf die tragikomischen Psychostudie eines durch den Lauf der Geschichte widerlegten Spitzels reduzieren. Der Name „Hrabal“ dominiert nicht nur formal seinen Titel, sondern es setzt eben auch dem großen tschechischen Erzähler – dessen Persönlichkeit, Kunstverständnis und Werk – ein literarisches Denkmal. Umfangreiche Passagen des Textes, in denen über Hrabal gesprochen, räsoniert wird oder dieser ‚selbst‘ (als Gespenst, Projektion oder Imagination) zu Wort kommt, verfolgen diesen Zweck. Auch die vielen stilistischen Anleihen bei Hrabalschen Erzählungen (Montagen und Collagen, Weglassen der Interpunktion, ‚bafelnde‘ Figuren-Tiraden, die ‚Epiphanie‘ des verstorbenen Dichters in der fünften Szene etc.) sind sicherlich im Sinne einer als Hommage angelegten Parodie zu interpretieren, wobei die eingestreuten ironischen Abtönungen, diese Huldigungen ästhetisch goutierbar machen.¹¹

Aber auch hier ist ein schärferes Hinsehen nützlich: Was ist es genau, das Setzwein an Hrabal schätzt, am Menschen, an seiner Kunst? Welche speziellen Erinnerungen entreißt das Stück der Geschichtsvergessenheit unseres ‚schnellen‘ Kulturbetriebs? Zuerst fällt einem auf diese Frage wahrscheinlich Hrabals (für eine bestimmte historische Situation) relativ exemplarisches ‚Dissidenten‘-Schicksal in einem totalitären System ein, sein ‚widerständiger‘, so ganz und gar für ideologische Vereinnahmungen und Normierungen ungeeigneter Charakter, der dank einer exzeptionellen Bedürfnislosigkeit, fehlenden Missionseifers („Ich wollte immer nur mich verändern“, S. 22, wiederholt S. 38) und eines hinterlistigen Humors auch so schwer angreifbar war. Dann wandte sich Setzwein offensichtlich auch mit

¹⁰ Vgl. Flügel, 2014, S. 22-25.

¹¹ Bernhard Setzwein hat sich zu diesem (altherwürdigen) poetischen Verfahren ‚ehrender Erinnerung durch Zitieren und Nachahmen‘ in seiner Bamberger Poetikvorlesung ausdrücklich bekannt.

besonderem Interesse den ästhetischen Konzepten und Techniken des Widerstands zu, die Hrabal und seine Künstler-Freunde und -Lehrmeister praktizierten; dieser Diskurs führt weit in die Geschichte der europäischen Avantgarde hinein, zu den für die tschechische Kunst und Literatur des 20. Jahrhunderts so einflussreichen Surrealisten und noch weit über diese hinaus.¹² Schließlich spart das Stück aber auch die physischen und psychischen Terrorakte nicht aus, die das totalitäre Regime und seine Handlanger an den nicht systemkonformen Künstlern begangen haben, und die ‚Beschädigten‘, die jene erleiden mussten. Die Allgegenwart des Themas ‚Selbstmord‘ in den Biographien der meisten im Stück genannten Künstler muss auch in diesem Kontext gesehen werden. Dass Bernhard Setzwein ein geschichtsbewusster Schriftsteller ist, der eine wesentliche Funktion (seines) literarischen Schreibens darin sieht, kulturelles Gedächtnis zu stiften und (schiefe) historische Wertungen zu monieren und auch ein wenig zu korrigieren, muss in diesem Nachwort nicht expliziert, soll aber doch erinnert werden.¹³

So geht es im vorliegenden Stück also um einen Spitzel und um einen Dissidenten – aber natürlich auch um die Beziehung zwischen beiden, um die Psychodynamik zwischen Opfer und Täter und die starken Gefühle, die Original und Schatten, Objekt und Voyeur verbinden und aneinander ketten. Diese hochbrisante Konstellation, die strukturell vermutlich schon in gewissen Teilen durch Chamissos *Peter Schlemihl* (1814) präfiguriert wurde, ist in den letzten Jahrzehnten mehrfach literarisch¹⁴ und auch in anderen Medien¹⁵ durchgespielt worden. Bernhard Setzwein selbst hat sie schon einmal im ersten Band seiner sog. Böhmisches Masse-Trilogie, dem Roman *Die grüne Jungfer* (2003), für eine tschechische Protagonisten-Paarung behandelt; während dort der Spitzel Lovec am Ende seinem eigenen Hass zum Opfer gefallen ist, erprobt das Hrabal-Stück unter surreal-ironischen Vorzeichen eine Aussöhnung und findet so – in unserer Sicht – eine kreativere und ästhetisch durchaus überzeugende, weil dem Hrabalschen Erzählkosmos kongeniale Märchen-Lösung.

¹² Vgl. dazu unsere ausführlichen Erläuterungen im Kommentar zum Stück.

¹³ Vgl. etwa seinen Essay-Band *Käuze, Ketzer, Komödianten. Literaten in Bayern* (1990).

¹⁴ Vgl. etwa Hans Joachim Schädlichs Roman *Tallhover* (1986) oder Wolfgang Hilbig's Roman *Ich* (1993).

¹⁵ Vgl. etwa Florian Henckel von Donnersmarck's Spielfilm *Das Leben der anderen* (2006) mit Ulrich Mühe in der Hauptrolle des Spitzels.

Bleiben die Frauen: Lenka, Eliška, Anna, Frau Svoboda. Im Titel des Stücks kommen sie nicht vor, den haben die männlichen Protagonisten für sich. Strenge Feministinnen und Feministen werden vermutlich einwenden, dass Frauen nur als Stichwortgeberinnen (Lenka), dienstbare Hilfskräfte (Eliška, Anna) oder gar nicht richtig (Frau Svoboda) vorkommen. Wir sehen es anders, obwohl das Stück nur eine weibliche Rolle zu besetzen hat. In der Konstellation Dutky-Lenka, ist es eindeutig die junge Frau, die bestimmt wohin es/ er geht – ins Museum! Dutky hat nie eine Chance, sich ihr zu verweigern, die Machtverhältnisse (der Persönlichkeiten, aber auch des Zeitgeists) sind zu ungleich verteilt. Hrabal hatte in Eliška eine Frau, die eine gewisse Struktur in sein chaotisches Leben brachte. Oft genug hat sie für das Familieneinkommen gesorgt. In seinem autobiographischen Roman *Hochzeiten im Hause* (2008) erzählt und überliefert sie, was für ein Mensch „ihr Kleinod“ gewesen ist. Nach ihrem Tod verlor auch dieses die Lust am Leben. Wie Hrabal ist auch sein Schatten ohne seine Anna hilflos: Diese tippte nicht nur seine ‚Werke‘, sondern ermöglichte ihm auch die Fortsetzung seines ‚Hobbies‘ unter den veränderten politischen Verhältnissen nach der Wende, wobei sie mit Eliška und Frau Svoboda offensichtlich unter einer Decke steckte. Die Frauen des Stückes, ob auf der Bühne oder im Off oder schon tot, regelten und regeln in praktisch-lebenstüchtiger und insofern auch richtiger Weise den Gang der Dinge. Mann sollte ihnen nicht widersprechen, eine ‚mürrische Mine‘ geht allenfalls durch, wenn es die Selbstachtung denn verlangt.

5. Literaturverzeichnis zu Kommentar und Nachwort

Texte

- Breton, André: Nadja. Édition entièrement revue par l'auteur. [Paris]: Éditions Gallimard, 1963.
- Havel, Václav: Versuch, in der Wahrheit zu leben. Essay. Aus dem Tschechischen von Gabriel Laub. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch, 1990 [zuerst 1978].
- Hilbig, Wolfgang: „Ich“. Roman. Frankfurt am Main: S. Fischer, 1993.
- Holbein, Ulrich: Narratorium. Abenteurer, Blödelbarden, Clowns, Diven, Einsiedler, Fischprediger, Gottessöhne, Huren, Ikonen, Joker, Kratzbürsten, Lustmolche, Menschenfischer, Nobody, Oberbonzen, Psychonauten, Querulanten, Rattenfänger, Scharlatane, Theosophinnen, Urmütter, Verlierer, Wortführer, Yogis, Zuchthäusler. 255 Lebensbilder. Zürich: Ammann, 2008.
- Hommage à Hrabal. Hrsg. von Susanna Roth. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989.
- Hrabal, Bohumil: Tanzstunden für Erwachsene und Fortgeschrittene. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1977 [zuerst 1964].
- Hrabal, Bohumil: Erzählungen. Ausgewählt und aus dem Tschechischen übersetzt von Karl-Heinz Jähn. Berlin: Volk und Welt, 1984 (ex libris).
- Hrabal, Bohumil: Jarmilka. In: Erzählungen, 1984 [zuerst 1947], S. 184-222.
- Hrabal, Bohumil: Diamantenaue. In: Erzählungen, 1984 [zuerst 1964], S. 399-410.
- Hrabal, Bohumil: Scharf überwachte Züge. In: Erzählungen, 1984 [zuerst 1965], S. 436-517.
- Hrabal, Bohumil: Sanfte Barbaren. Aus dem Tschechischen von Peter Sacher. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1987 [entstanden 1976] (Bibliothek Suhrkamp 916).

- Hrabal, Bohumil: Allzu laute Einsamkeit. In: Sanfte Barbaren, 1987, S. 5-114.
- Hrabal, Bohumil: Der sanfte Barbar. In: Sanfte Barbaren, 1987, S. 125-261.
- Hrabal, Bohumil: Lob eines Berufes. In: Hommage à Hrabal, 1989, S. 61-64.
- Hrabal, Bohumil: Interview mit einem verrohten Pierrot. In: Hommage à Hrabal, 1989, S. 107-111.
- Hrabal, Bohumil: Wer ich bin. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1989 [zuerst 1985].
- Hrabal, Bohumil: Schöntrauer. Aus dem Tschechischen von Franz Peter Künzel. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1989 [zuerst 1979] (suhrkamp taschenbuch 1614).
- Hrabal, Bohumil: Die Zauberflöte. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1990 [zuerst 1989].
- Hrabal, Bohumil: Die Katze Autischko. Erzählung. Aus dem Tschechischen von Karl-Heinz Jähn. Mit Illustrationen von Hans-Jörg Brehm. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1992 [zuerst 1986].
- Hrabal, Bohumil: Leben ohne Smoking. Erzählungen. Aus dem Tschechischen von Karl-Heinz Jähn. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1993 [zuerst 1986].
- Hrabal, Bohumil: Gotteskinder. In: Leben ohne Smoking, 1993, S. 7-27.
- Hrabal, Bohumil: Ein Dandy im Schlosseranzug. In: Leben ohne Smoking, 1993, S. 131-168.
- Hrabal, Bohumil: Eine Wirtshausgeschichte. In: Leben ohne Smoking, 1993, S. 177-190.
- Hrabal, Bohumil: Mein Libeň. In: Leben ohne Smoking, 1993, S. 191-198.
- Hrabal, Bohumil: Warum schreibe ich? In: Leben ohne Smoking, 1993, S. 199-213.

- Hrabal, Bohumil: Verkaufte Haus, in dem ich nicht mehr wohnen will. Roman in sieben Erzählungen. Aus dem Tschechischen von Karl-Heinz Jähn. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1994 [zuerst 1965].
- Hrabal, Bohumil: „Allzu laute Einsamkeit“ und andere Texte. Aus dem Tschechischen übersetzt von Peter Sacher. Mit Beiträgen von Peter Demetz und Susanna Roth. Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen von Eckhard Thiele. Stuttgart und München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2003 (Tschechische Bibliothek).
- Hrabal, Bohumil: Gespräch Am Damm zur Ewigkeit. In: „Allzu laute Einsamkeit“ und andere Texte, 2003, S. 144-156.
- Hrabal, Bohumil: „Wie ich hineinfuhr in das verlassene Land“. In: Böhmerwald. Reise-Lesebuch. Hrsg. von Hubert Ettl und Katharina Eisch. Viechtach: edition lichtung, 2003, S. 15-23.
- Hrabal, Bohumil: Die Romane. Mit einem Nachwort von Werner Fritsch. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2008 (Suhrkamp Quarto).
- Hrabal, Bohumil: Hochzeiten im Hause. Eine Trilogie. In: Die Romane, 2008 [zuerst 1988], S. 887-1416.
- Hrabal, Bohumil: Hochzeiten im Hause. Ein Mädchenroman. Aus dem Tschechischen von Susanna Roth. In: Die Romane, 2008, S. 887-1060.
- Hrabal, Bohumil: Vita nuova. Tableaux. Aus dem Tschechischen von Susanna Roth. In: Die Romane, 2008, S. 1061-1278.
- Hrabal, Bohumil: Ich dachte an die goldenen Zeiten. Aus dem Tschechischen von Susanna Roth. In: Die Romane, 2008, S. 1279-1416.
- Hrabal, Bohumil: Wer ich bin. In: Die Romane, 2008, S. 1457-1482.
- Lindgren, Astrid: Pippi Langstrumpf. Hamburg: Verlag Friedrich Oetinger, 1960.
- Marysko, Karel: Dem Freund. In: Hommage à Hrabal, 1989, S. 127-132.
- Schädlich, Hans Joachim: Tallhover. Reinbek: Rowohlt, 1986.
- Setzwein, Bernhard: Käuze, Ketzer, Komödianten. Literaten in Bayern. München: W. Ludwig, 1990.

- Setzwein, Bernhard: OberländerEckeDaiser. Gedicht. München: A1 Verlag, 1993.
- Setzwein, Bernhard: Ein Fahneneid aufs Niemandsland. Literatur über Grenzen. Essays, Reden, Interviews. Viechtach: edition lichtung, 2001.
- Setzwein, Bernhard: ... und Nemanice heißt Wassersupp'n. Tagebuch einer Grenzöffnung. In: Ein Fahneneid aufs Niemandsland, 2001, S. 66-73.
- Setzwein, Bernhard: Die grüne Jungfer. Roman. Innsbruck: Haymon-Verlag, 2003.
- Setzwein, Bernhard: Ein seltsames Land. Roman. Viechtach: edition lichtung, 2007.
- Setzwein, Bernhard: Das blaue Tagwerk. Fast nichts 1997 bis 2009. Viechtach: edition lichtung, 2010.
- Setzwein, Bernhard: Der neue Ton. Roman. Viechtach: edition lichtung, 2012.
- Späth, Gerold: Commedia. Roman. Frankfurt am Main: S. Fischer, 1980.

Darstellungen

- Adorno, Theodor W.: Studien zum autoritären Charakter. Aus dem Amerikanischen von Milli Weinbrenner. Vorrede von Ludwig von Friedeburg. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1973.
- Ahrends, Martin: Das Schlupfloch nach innen. Mythos-Assoziationen zum Thema „Staatsicherheit“. In: Feinderklärung. Literatur und Staatssicherheit, (Text + Kritik, Heft 120, Oktober 1993), S. 57-63.
- „Allzu laute Einsamkeit“ und andere Texte. Aus dem Tschechischen übersetzt von Peter Sacher. Mit Beiträgen von Peter Demetz und Susanna Roth. Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen von Eckhard Thiele. Stuttgart und München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2003 (Tschechische Bibliothek).
- Bäuerl, Carsten: Zwischen Rausch und Kritik. Auf den Spuren von Nietzsche, Bataille, Adorno und Benjamin. Bielefeld: Aisthesis, 2003.

- Bartmann, Christoph: *Zgustová, Monika*: Im Paradiesgarten der bitteren Früchte. Rezension in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (18.10.1999, S. 50).
- Capková, Eva: Vladimír Boudník: Ein Grafiker zwischen Explosianismus, Abstraktion und Kommunismus. Saarbrücken: VDM Verlag Dr. Müller, 2010.
- Demetz, Peter: Nachruf auf Susanna Roth. In: „Allzu laute Einsamkeit“ und andere Texte, 2003, S. 171-176.
- Emmerich, Wolfgang: Kleine Literaturgeschichte der DDR. Erweiterte Neuauflage. Berlin: Aufbau, 3. Aufl. 2007.
- Flügel, Katharina: Einführung in die Museologie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 3. Aufl. 2014.
- Fritsch, Werner: Mein Gott ist Dionysos. In Böhmen unterwegs zu Bohumil Hrabal. In: Bohumil Hrabal: Die Romane. Mit einem Nachwort von W. F. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2008 (Suhrkamp Quarto). S. 1419-1455.
- Greiner, Bernhard: Die Komödie. Eine theatralische Sendung: Grundlagen und Interpretationen. Tübingen: Francke, 1992 (UTB 1665).
- Hammerich-Maier, Maria: Bohumil Hrabals Kersko. In: Radio Praha (07.06.2009) (<http://www.radio.cz/de/rubrik/kultur/bohumil-hrabals-kersko>, letzter Abruf 27.04.2015).
- Handbuch Ausstellungstheorie und -praxis. Hrsg. von ARGE schnittpunkt. Wien, Köln und Weimar: Böhlau, 2013 (UTB 3759).
- Hlaváček, Josef: Jiří Kolářs verblüffende Renaissance der Collagekunst. In: Thomas, 1991, S. 54-61.
- Hötter, Gerd: Surrealismus und Identität. André Breton: „Theorie des Kryptogramms“. Eine poststrukturalistische Lektüre seines Werks. Paderborn: Igel-Verlag Wissenschaft, 1990 (Literatur- und Medienwissenschaft 3).
- Hommage à Hrabal. Hrsg. von Susanna Roth. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989.

- Hommage à Jiří Kolář. Tagebuch 1968. Redaktion: Gerlinde Gabriel, Wolfgang Horn und Agnes Sappert. Nürnberg: Kunsthalle Nürnberg, 1984 (Dokumentation zur Sammlung zeitgenössischer internationaler Kunst der Kunsthalle Nürnberg, Katalog Nr. 60).
- Král, Petr: Er akzeptiert die Wirklichkeit. In: *Hommage à Hrabal*, 1989, S. 168-175.
- Müller, Burkhard: Leonardo von der Müllpresse. Ungewaschen stand der Sieger in einem Prager Kellerloch: Bohumil Hrabals „Allzu laute Einsamkeit“. In: *Süddeutsche Zeitung* (11.07.2003) (http://www.buecher.de/shop/buecher/allzu-laute-einsamkeit-und-andere-texte/hrabal-bohumil/products_products/detail/prod_id/11193668/, letzter Abruf am 02.05.2015).
- Pustejovsky, Otfried: *Stalins Bombe und die „Hölle von Joachimsthal“. Uranbergbau und Zwangsarbeit in der Tschechoslowakei nach 1945*. Münster: LIT Verlag, 2009.
- Roth, Susanna: *Laute Einsamkeit und bitteres Glück. Zur poetischen Welt von Bohumil Hrabals Prosa*. Bern u.a.: Peter Lang, 1986 (Slavica Helvetica 25).
- Roth, Susanna: Ein unverdientes Ende. In: „Allzu laute Einsamkeit“ und andere Texte, 2003, S. 167-170.
- Schamschula, Walter: *Geschichte der tschechischen Literatur. Band III. Von der Gründung der Republik bis zur Gegenwart*. Köln, Weimar und Wien: Böhlau, 2004 (Bausteine zur slavischen Philologie und Kulturgeschichte N.F. Reihe A: Slavistische Forschungen, Band 14).
- Simon, Ulrich: Idyllisches Inferno – infernalische Idylle. Gerold Späths Kosmos ist zu entdecken – wieder einmal. In: *literaturkritik.de, rezensionsforum* (Nr. 10, Oktober 2003) (http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6446, letzter Abruf am 01.05.2015).
- Thiele, Eckhard: Über Bohumil Hrabal. In: „Allzu laute Einsamkeit“ und andere Texte, 2003, S. 177-184.
- Thomas, Karin: *Tradition und Avantgarde in Prag mit Beiträgen von Václav Havel, Jiří Gruša, Susanna Roth, Josef Hlaváček*. Osnabrück und Köln: Galerie Pravis und DuMont, 1991.

- Westphal, Anke: Die Flatterhaftigkeit der menschlichen Seele. In: Berliner Zeitung (<http://www.berliner-zeitung.de/archiv/bohumil-hrabal-erzaehlt-sein-leben-aus-der-perspektive-seiner-frau-anhand-der-wunderbaren-biografie-von-monika-zgustova-kann-man-dichtung-und-wahrheit-ueberpruefen-die-flatterhaftigkeit-der-menschlichen-seele>,10810590,9703782.html, letzter Abruf am 27.04.2015).
- Zgustová, Monika: Im Paradiesgarten der bitteren Früchte. Bohumil Hrabal. Leben und Werk. Aus dem Tschechischen von Johanna Posset. Wien und München: Franz Deuticke, 1999. Lizenzausgabe 2001 (suhrkamp taschenbuch 3258) [zuerst 1997].
- Zschocke, Martina: Schriftsteller und Künstler Jiří Kolář. In: Radio Praha (22.09.2002) (<http://www.radio.cz/de/rubrik/kultur/schriftsteller-und-kuentstler-jiri-kolar>, letzter Abruf am 20.04.2015).

6. Materialien

6.1 Bernhard Setzwein: »Herr Schriftsteller, vergessen Sie die Mütze nicht!« Mitteleuropa und der gar nicht kalte Osten (Bamberger Poetikvorlesung, 2004)

6.1.1 Was ist ein Ort?

»Erst einmal ein Stück Erdoberfläche
mit Geo-Koordinaten.«

Lexikon Geoinformatik

12 Grad, 42 Minuten, 15 Sekunden östlicher Länge und 49 Grad, 22 Minuten, 43 Sekunden nördlicher Breite: Auf dem Kreuzungspunkt dieser Geo-kordinaten steht mein Schreibtisch. Das heißt mein Schreibtisch ist gar kein Schreibtisch, sondern lediglich eine auf drei Tapeziererböcken aufliegende Preßspanplatte. Auch und gerade beim Schreiben sollte alles Seßhafte, Wuchtige und Unverrückbare vermieden werden. Wackelig und provisorisch also, aber trotzdem ziemlich genau aus der Mitte Europas heraus schreibe ich, ein Gedanke, an dem ich mich, seit er mir das erste Mal bewußt wurde, berausche. Als alter Jean-Paul-Anhänger und »GiannoZZo«-Leser könnte ich auch sagen: Der Gedanke der Mittelpunktstellung meines Schreibtisches bewirkt bei mir das, was das Abwerfen von Sandsäcken bei einem Heißluftballon bewirkt. Ich Zweizentnermann werde leichter, hebe ab und schaue herunter auf jene steinalte Böhmisches Masse, einen Gebirgsstock, der uns einmal mit Ur-Afrika verband. Dort befindet sich der Schauplatz meines Schreibens der letzten 20 Jahre.

Und so fliege ich also. Zumindest mit meinem schriftstellernden Astralleib (mein Eingeweideleib hat nämlich eine Scheiß-Flugangst und würde in kein wie immer geartetes reales Flugobjekt einsteigen! Gedankenflüge dagegen befreien mich ... sogar von der Flugangst). Was ich sehe, ist folgendes: erst einmal den hügelgeschwungenen und hügelschwingenden Oberpfälzer Wald. Ein Teil vom grünen Dach Europas. Ich zoome mir den Landkreis Tirschenreuth näher her. Dort die Ortschaft Neualbenreuth. Die liegt von meinem Schreib- und Wohnort Waldmünchen aus gesehen 12

Längenminuten weiter östlich und 36 Breitenminuten weiter nördlich. Ich finde, das ist marginal. Nicht einmal zu einem vollen Grad reicht es. Lediglich um diese läppischen 12 Längen- und 36 Breitenminuten bin ich ab- und herabgerutscht aus der absoluten Mitte. Unweit von Neualbenreuth steht nämlich eine Granitstele, die unmißverständlich behauptet, hier sei der Mittelpunkt Europas. Folglich bin ich fast der mittigste aller mitteleuropäischen Schriftsteller. Als solcher mußte ich einfach den Roman »Die grüne Jungfer« schreiben. Das war gewissermaßen ein Befehl des Ortes an mich. Oder sagen wir nicht Befehl (einem Roman kann man ganz sicher nicht befehlen zu entstehen), sondern: eine dringliche Bitte, ja Aufforderung.

Ich bin ihr nachgekommen, dieser Aufforderung. Anfänglich ohne daß es mir bewußt war. Etwas pathetisch könnte man sagen: In mir schrieb es bereits am Roman und ich wußte noch gar nichts davon. Ich folgte lediglich der stummen Bitte des Ortes, ihn doch etwas genauer wahrzunehmen. Ich kann auch ziemlich genau den Zeitpunkt nennen, ab wann es losging. Es war Januar 1990. Da öffnete sich für mich zum ersten Mal der Eiserne Vorhang. Anläßlich einer sogenannten symbolischen Grenzöffnung. Die fand statt an einem Grenzübergang, den es über 40 Jahre lang nicht mehr gegeben hatte. Einfach zugewachsen. Sein Name war und ist jetzt wieder Höll/Lisková. Er liegt drei Kilometer von meinem Wohnhaus entfernt. Hat schon einen gewissen Wortwitz: Durch die bayerische Höll hinauf in den böhmischen Himmel!

Jahrhundertlang war das der Weg von Bayern nach Böhmen gewesen. Alte Grenzstation auf dem noch älteren Handelsweg Nürnberg–Pilsen–Prag. Ich aber kannte Höll/Lisková vor dem Januar 1990 nur so: Da gab es eine Straße, die führte von bayerischer Seite her auf einen Schlagbaum zu, der lag quer und dahinter sah man nur mehr Büsche, Strauchwerk, Bäume. Dann ereignete sich der 26. Januar 1990. Oberpfälzer und Böhmen, ohne die große Politik lange um Erlaubnis zu fragen, rissen einfach ein Loch in jene mehrfach mit Spurenstreifen, Stacheldraht und Wachtürmen gesicherte Grenzbefestigung und wechselten – streng genommen illegal, es bestand ja noch immer Visumpflicht – in das jeweils andere, fremde und doch auch gleich anheimelnd vertraute Hinterland. Erst staunten wir noch, argwöhnten. Die böhmische Seite nicht minder. Es dauerte jedoch nur kurze Zeit, dann prostete man sich zu, mit Becherovka die einen, mit Bärwurz die anderen, und etwas später dann tanzte man sogar, zu den Klängen einer chodi-

schen Dudelsackkapelle. Ich kann diesen Augenblick nur mit einem Schuß Pathetik so benennen: Vor mir tauchte Böhmen auf wie ein aus dem Meer heraufsteigendes Atlantis. Von diesem Zeitpunkt an begann die anfänglich noch unbewußte Vorarbeit zu meinem Roman »Die grüne Jungfer«, der erst 13 Jahre später als Ergebnis gedruckt und unwiderruflich vorliegen sollte.

Worin bestand diese unbewußte Vorarbeit? Sagen wir so: in kleinen Verhaltensauffälligkeiten. Mir nahestehenden Personen wird es nicht entgangen sein, daß ich zum Beispiel plötzlich eine unerklärliche Vorliebe für verfallene Klöster und Schlösser entwickelte. Für absolut marode, heruntergekommene Dörfer im ehemaligen Grenzsperrbezirk. Ist der etwa – in einem für solche Anwandlungen doch eher lächerlich wirkenden Alter – plötzlich der Gothic-Szene verfallen, werden sich vielleicht manche gefragt haben. Sahen sie doch, wie ich mich durch Bretterverschläge zwängte, um in abenteuerlich verfallene Baulichkeiten zu klettern. Dort, wo die trost- und hoffnungslose böhmische Jugend ihre reichlich alkoholisierten Mitternachtsfeste feierte und entsprechende Hinterlassenschaften zurückließ, streifte ich durch Konventskorridore, die plötzlich vor einem riesigen Krater endeten – durchgebrochene Etagendecken gaben den Blick bis in den Keller frei –, oder stand in Kirchenhallen, die komplett ausgeräumt waren, einschließlich der Fußbodenplatten, ich stand auf festgestampfter Lehmerde in einer Kulisse wie aus einem Film von Andrej Tarkowski. Wer mich damals beobachtet hat – und wie oft zog ich mit begeisterten Reden argwöhnisch blickende Freunde und Bekannte mit zu solchen Plätzen? –, der mußte sich doch fragen: Was zum Teufel sucht der dort?

Das wußte ich damals selbst noch nicht. Ja, ich wußte noch nicht einmal, daß ich überhaupt suchte. Dann ist man meist besonders fündig, wenn man gar nicht weiß, daß man sucht. Man nimmt alles auf, auch mit, sammelt ein. Eindrücke, Ansichten, Bilder, Stimmen, Gerüche. Auch Aufgeschnapptes, kurz Angelesenes, nebenbei zu Gehör Gekommenes. Ein solch zufälliger Fund war für mich die Geschichte von der Mitte Europas. Die ist nebenbei abgefallen bei dem, was ich meine Brotarbeiten nenne.

Ein Autor tut manchmal Dinge, von denen er selbst nicht begreift, warum er sie tut. Er weiß nur: In seinem Ohr gibt es eine penetrant nörgelnde Stimme, die sagt: Jetzt mach schon, verdien' Geld. Entgegen anders lautenden Bekanntmachungen ist der Autor nämlich ein relativ normaler Mensch und hat mitunter Frau und Kind. Außerdem ist er zu 99 Prozent nicht Gün-

ter Grass, Philip Roth oder Umberto Eco. Mit anderen Worten: er hat Sorgen. Sorgen, wovon das alles zu bezahlen sei. Nicht das Stück trocken Brot, dafür würden seine kärglichen Einkünfte schon noch reichen. Der Begriff Brotarbeiten, ich gebe zu, ist etwas übertrieben, dramatisiert vielleicht etwas zu sehr. Aber er ist griffiger als zum Beispiel Sprachferienreisearbeiten oder Kanalerneuerungsumlagearbeiten. Das aber sind die realen Sorgen, die er hat, der Autor, wie er etwa den Wunsch der Tochter, eine Sprachferienreise ausgerechnet nach England, bezahlen soll oder wie er der Forderung seiner Heimatgemeinde nach einer Zahlung von einmalig, aber auch einmalig exorbitanten 800 Euro für das sanierungsbedürftige kommunale Kanalsystem nachkommen soll.

Kurzum: Er läßt die Arbeit liegen, die ihm eigentlich am Herzen liegt. Zum Beispiel erste Soundchecks zu einem neuen Roman. Das ist ja mit das Wichtigste überhaupt, der Soundcheck, also das Ausprobieren des Tons, des Erzähltons, ich schreibe die ersten Seiten von einem neuen Roman, die eigentlich noch nie dann tatsächlich auch die Anfangsseiten des fertig gedruckten Buches waren, um den Erzählton zu checken. Erst wenn der stimmt, kann es losgehen mit dem Erzählen. Das alles muß ich also liegen lassen, um mich in Auftragsarbeiten eher lästiger Art zu stürzen, in meinem Fall sind das des öfteren begleitende Texte zu touristischen Bildbänden.

Zum Beispiel über das Stiftland. Eine Landschaft, die mir bereits etwas vertraut war durch die Bücher meines geschätzten bayerischen Schriftstellerkollegen Werner Fritsch, der auf der Hendlmühle nahe Wondreb aufgewachsen ist und diesen seinen Wondreb-Kosmos seit Jahrzehnten in irrlich-ternden poetischen Prosabüchern, Theaterstücken und Filmen ausschreibt. Es ist dies eine Landschaft, in der sich etwas von der Weite des Ostens spiegelt, also des wirklichen Ostens, sagen wir: des Landes östlich der Karpaten.

Ich könnte auch sagen: rechts vom 17. Grad östlicher Länge. Das ist eine Formulierung von Andrzej Stasiuk. Den würde ich, wenn ich etwas zu sagen hätte, aber ich hab ja nichts zu sagen, ich hab ja nur etwas zu erzählen, auf die Liste der unter allen Umständen zu absolvierenden Pflichtlektüre setzen. Man merke sich den Namen: Andrzej Stasiuk. Bemerkenswerter Autor aus Polen. Jahrgang 1960. Lebt in einem winzigen Dorf im polnisch-ukrainisch-slowakischen Dreiländereck. Heerscharen von westlichen Journalisten haben schon beschrieben, wie man da *nicht* hinfindet. Dieser

Andrzej Stasiuk also sagt: »Ich habe einfach eine Schwäche für alles, was rechts vom siebzehnten Grad östlicher Länge liegt. Ich mag das, diese nonchalante Lässigkeit der Materie, die für die Mühen des Intellekts und Geistes nur ein sardonisches Lächeln übrig hat; ich mag es, wenn etwas sich nicht allzu sehr anstrengt, weil ihm gar nicht so viel daran liegt; ich mag, wenn etwas zurückbleibt, um Zeit zur Besinnung zu finden, die nicht unbedingt von einer Schlußfolgerung bekränzt sein muß. Diese Welt rechts vom siebzehnten Grad ist immerfort unvollendet.«

Um nachzuprüfen, was Stasiuk meint, muß man nicht unbedingt in die Ukraine reisen. Etwas von dieser Welt rechts vom 17. Grad kann man, behaupte ich, bereits in der nördlichen Oberpfalz finden, im Wondreb-Kosmos des Werner Fritsch. Darauf wollte ich hinaus. Ich schweife immer ab. Tut mir leid. Wird allerdings wieder vorkommen. Muß sozusagen. Das gehört essentiell zum Mitteleuropäischen: Dauerndes Erzählen und dauerndes Abschweifen. Es gibt keinen unmitteleuropäischeren Satz als: Jetzt bleiben Sie doch bei der Sache! Das hängt vielleicht mit der Weite des Themas zusammen.

Zurück zum Stiftland. Um sich eine Landschaft anzueignen – ich muß ja diesen Text schreiben, diesen begleitenden Text für einen Fotoband –, sollte man mit den Menschen reden, die dort leben. Den ganz einfachen, und den Spezialisten, den Heimatversessenen, wie ich sie gerne nenne. Die alles wissen über ihre kleine, eng umgrenzte Region. So einer ist Peter Knott, der sich mir beim ersten Treffen mit den Worten vorstellte, er sei der »Volkskommissar für Tourismusfragen«. So einen Witz macht auch nur einer, der einen Großteil seines Lebens im Schatten des Eisernen Vorhangs lebte. Dieser Peter Knott nun war es, der mir zum ersten Mal von der Mitte Europas erzählte.

Mit dieser Mitte ist es kompliziert, um nicht zu sagen: beinahe philosophisch. Es gibt eine sichtbare Mitte, das ist aber nicht die wirkliche, und es gibt die wirkliche, aber die ist nicht sichtbar. Begonnen hat alles damit, daß k.u.k. Landvermesser des Militärgeographischen Instituts in Wien den tschechischen Berg Dylen, deutsch Tillenberg, hart an der Grenze zu Bayern gelegen, sich auserkoren haben als idealen Übersichtsgipfel, von dem aus trigonometrische Messungen in alle Himmelsrichtungen möglich waren. Zu diesem Zwecke mußte erst einmal ein Hauptdreieckspunkt 1. Ordnung festgelegt werden. Das tat man an einer Stelle, die nur wenige hundert Me-

ter von der bayerischen Grenze entfernt liegt. Zur Markierung dieses Punktes wurde ein Granitpfiler in den Boden eingelassen. Er trug folgende Aufschrift:

C. R. OPER
ASTR TRIG
PRO
MENS GRAD
MED EUROP
1865

Obwohl anfänglich von nur rein vermessungstechnischer Bedeutung avancierte dieser Stein schließlich redensartlich zum »Mittelpunkt Europas« und wurde ein beliebtes Ausflugsziel sowohl für Bayern als auch Böhmen. 1924 errichtete die Sektion Eger des Deutschen Alpenvereins das sogenannte »Tillenschutzhaus«, was anscheinend wiederum die Tschechen herausgefordert hat, jedenfalls bauten die 1934 einen hölzernen Aussichtsturm exakt über der Stelle, an der der Stein stand. Nicht ohne vorher die Granitstele flach zugeschlagen und ebenerdig in den Boden eingegraben zu haben. Das ist der Beginn des Verschwindens der Mitte.

1939, der Tillenberg lag mittlerweile auf dem Gebiet des Reichsgaus Sudetenland, errichtete das Reichsamt für Landesaufnahme in Berlin einen neuen Holzturm, der in den folgenden Jahren wieder abgetragen wurde, wahrscheinlich verschwand dabei auch der Mittelpunktstein endgültig. Jedenfalls ist unklar, wo er verblieben ist. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Gipfelareal des Dylen militärische Sperrzone. Man erbaute eine Radarstation, die Richtung Westen spionierte, an ein sich Annähern und Aufsuchen des ehemaligen Mittelpunktes von Europa war nun überhaupt nicht mehr zu denken. Die Mitte, könnte man sagen, war endgültig verschwunden.

Wäre da nicht auf bayerischer Seite die Gemeinde Neualbenreuth auf die Idee gekommen, eine Replik des ursprünglichen Mittelpunktsteines, gefertigt aus Flossenbürger Granit, nur wenige Meter von der Grenze aufzustellen, am sogenannten »Sauweg«. Das war 1985, also noch zu Zeiten des Eisernen Vorhangs. Die Mitte sollte wieder sichtbar sein, auch wenn es nicht die wirkliche war. Die war 44 Jahre lang weggesperrt. Und auch jetzt ist sie übrigens nicht zugänglich, eine private tschechische Radiostation hat

genau an dieser Stelle ihren Sender stehen. All diese interessanten Informationen verdanke ich Michal Urban, Geologe und Journalist aus Prag, der während seiner Zeit beim tschechischen Militär ausgerechnet am Dylen stationiert war. Direkt in die Nähe des Mittelpunktsteines und der Radarstation kam er allerdings nicht, das wäre zu nahe der Grenze gewesen für einen politisch Unzuverlässigen wie ihn, erzählt er.

Weggesperrt also, 44 Jahre lang. Das sind kuriose Sinnbilder, die sich da ergeben: Die Mitte lag damals, wo sie schon immer lag, in der Mitte natürlich, allerdings mit einem entscheidenden Manko, sie war von beiden Seiten her nicht zu erreichen, quasi in einem unbetretbaren Niemandsland, einem verminten Demarkationsstreifen zweier sich bekriegender Weltanschauungen, und wurde von beiden Seiten vehement, aber, wie uns die Weltgeschichte lehrt, letzten Endes erfolglos verleugnet. Hier wie da bekamen die Menschen von höherer Stelle zu hören: Hier gibt es keine Mitte, nur Rand, Schlußgrenzstrich, Ende. Dahinter kommt nur mehr das Ödland des jeweiligen gegnerischen Finsternisreiches.

Für mich gab es jedoch immer schon Lichter in diesem Dunkelstaat der kommunistischen Tschechoslowakei. Kleine ins Fenster gestellte Laternen, Kerzen, Windlichter, die durch den grauen Nebel dieser über vier Jahrzehnte leuchteten und den Weg wiesen, hin zu den von Braunkohlebrand geheizten Stuben, die immer in dieses besondere, von minderwertigen Glühbirnen herrührende Licht getaucht waren, ein gelblicher, ja geradezu honigfarbener Lichtseim. Dieses spezielle böhmische Licht wirkte auf mich stets, als ob es aus tiefem Wasser heraufleuchte. Also gelblich-honigfarben durch grünes Wasser herauf. So als ob da unten auf dem Meeresboden eine untergegangene Welt läge – Atlantis? –, und da wohnten Menschen und drehten ihre Lichter an. Vielleicht würden sie eines Tages ja doch wieder auftauchen?

Den allerersten literarischen Reflex auf dieses »Revival of Atlantis« fand Eingang in mein buchlanges Gedicht »OberländerEckeDaiser«, das 1993 erschienen ist und das genau in jenen Jahren entstand, als die Grenze zwischen Bayern und Böhmen fiel. In diesem vom Münchner A1 Verlag sehr schön zwetschgen-nachtblau gestalteten Buch erkläre ich zum Mittelpunkt Europas eine untergegangene Münchner Gastwirtschaft, die im Stadtteil Sendling genau an jenem Straßeneck lag, das auch den Buchtitel abgibt, Ecke Oberländerstraße, Daiserstraße. Die Wirtschaft gehörte meinem Großvater. In ihr lasse ich einen feucht-traurigen Schriftstellerkongreß tagen, der

deshalb nicht feucht-fröhlich sein kann, weil er eine im Grunde tief pessimistische These zu debattieren hat, mit der Wolfgang Hildesheimer 1975 die literarische Öffentlichkeit aufschreckte. (Heute erinnert sich daran schon kaum mehr jemand.)

Worin die Provokation bestand, sagte schon der Titel des Vortrags, den Hildesheimer an vier irischen Universitäten hielt, der aber schnell auch in Deutschland ruchbar wurde: »Das Ende der Fiktionen«. Hildesheimer selbst hatte aufgehört, Werke literarisch-fiktionalen Charakters zu schreiben. Oft ist es ja so, daß man seine ganz subjektive Befindlichkeit – in diesem Fall an einer Schreibblockade beziehungsweise Schreibunlust zu leiden – durch eine möglichst allgemeine Zeitdiagnose legitimieren zu müssen glaubt. Deshalb, behaupte ich, stellte Hildesheimer die These auf: »Die Versuche der Literatur [...], unsere Situation anhand fiktiver Modelle in den Griff zu bekommen, sind gescheitert.« Hildesheimer empfahl daher, mit Schreiben am besten gleich ganz aufzuhören, so wie er es getan hatte.

Mich hat dieser Fatalismus damals sehr beschäftigt, ja geradezu aufgebracht. Ich mußte mich dagegen wehren. Mit einem radikal zeitlosen Konzept. Ich meine zeitlos jetzt ganz wörtlich: In meinem »OberländerEckeDaiser« gibt es keine Zeit. Sie existiert nicht. Nicht einmal der Tod existiert. Egal aus welcher Zeit, sie stehen alle wieder auf. Jean Paul zum Beispiel kommt mit einem selbst gebastelten Fahrradflugapparat eingeflogen. Dante Alighieri steigt aus Münchens Kanalsystem heraus. Ein Käfer unter der Eckbank in der holzgetäfelten Wirtsstube verwandelt sich zurück in Franz Kafka. Aus Böhmen kommt auch noch Jaroslav Hašek, in Begleitung von Flann O'Brien, der sturzbesoffene Böhme und der hackedichte Ire. Joseph Roth sitzt im Eck und träumt vom slowenischen Maronibrater Joseph Branco, von einem galizischen Wasserträger, »der auf seinen Schultern das Joch / aller Verdurstenden trägt«.

Ich breche die Aufzählung der Gästeliste ab. Es wären noch viele zu nennen. Auch schreibende Frauen wie die Fanny Reventlow oder Margarete Beutler. Alle miteinander sind sie typisch mitteleuropäische Autorinnen und Autoren. Und in die Mitte Europas, nach Böhmen, wollen sie alle wieder zurück, ungefähr nach der Hälfte des Buches, sprich Gedichtes, nachdem genug lamentiert worden ist in der Sendlinger Wirtsstube.

Quo vadis Boihaemum einigen wird's nun
schön langsam zu ober-aber-bairisch
mir ist hach! die Brust so nach Erweiterung und
daß wir endlich wieder zsammgflickt sein dürfen
über Grenzen ein ausgefranster Fleckerlteppich unser
buntsprachiger Blätschel [...]

Das habe ich, der Oberbayer und in meiner Frühzeit als oberbayerischer Mundartdichter – selber schuld! – Abqualifizierte, kurz nach 1990 geschrieben, als wir von einer Laune der Geschichte, die gerade einmal gut aufgelegt gewesen sein muß, zusammengeflickt wurden, wir Bayern und Böhmen, über die jetzt, nach 45 Jahren plötzlich wieder offene Grenze hinweg. Und wie haben unsere buntsprachigen Zungen vor Freude geturnt in den Mundhöhlen, damit wir wenigstens das Nötigste an multilingualem Völkerverständnisgestammel herausbrachten.

Raus hier nach Böhmen rein schlagen daher Käfer Franz
und der schon vor Heimweh knurrende Hundefänger
Jaroslav vor eine kleine Ausflucht ans

Meer in die Mitte Europas bittäschään wär das nichts
für dieses Häuflein ewig am Rand Stehender
nehmen wir doch ein Marienbad mit Elegienduft um wie
neu gestorben wieder auffahren zu können [...]

Ungefähr zur gleichen Zeit, als ich dies schrieb, bin ich mit Ehefrau Ursula und Tochter Lena aus München nach Waldmünchen umgezogen. Die »Süddeutsche Zeitung« nannte mich dieser Entscheidung wegen einmal einen »Randbayer«. Natürlich wäre mir eine andere Bezeichnung viel lieber: Mitteleuropäer. Ich muß hier zitieren, was Carl Amery gesagt hat, der große alte Solitär der bayerischen Literatur, einer der außerordentlichsten deutschen Nachkriegsautoren. Gefragt, warum er immer als typisch bayerisch-barocker Querkopf apostrophiert werde, was ihn ja nur zu einem eher geringen Teil beschreibe, sagte er in einem Interview: »Ich eigne mich ja schon als Bayer nicht und ich selbst komme mir ja eher als Mitteleuropäer denn als Deutscher vor. Für mich ist Vukovar nicht weiter weg als der Müg-

gelsee. [...] Die Affinität zu mitteleuropäischen Räumen sollten wir uns auf gar keinen Fall nehmen lassen.«

Diese Affinität zu mitteleuropäischen Räumen äußert sich bei mir in einer stürmischen Vorliebe für Autorinnen und Autoren, die rechts des 17. Grades östlicher Länge schreiben. Nach links habe ich wenig geschaut. Was jetzt rein geographisch zu verstehen ist. (Ich sitze also an meinem Tapezierertisch so, daß ich nach Norden schaue.) Natürlich habe ich Sartre gelesen, Camus, Antonin Artaud, aber, ehrlich gesagt, ich bin nie warm geworden mit ihnen. So wie man als Leser mit bestimmten Büchern warm wird. Ich betreibe ja statt Literaturwissenschaft Wärmelehre. Komischerweise sind es immer wieder Bücher, die rechts des 17. Grades östlicher Länge geschrieben wurden, die mich gewärmt haben. Ich kann daraus keine Theorie entwickeln, das ist nur eine Beobachtung. Andere Leser machen die auch. Zum Beispiel die Schauspielerin und Schriftstellerin Hilde Ziegler, die vor Jahren über Bohumil Hrabal schrieb ... den großen Bohumil Hrabal, der 1997 aus dem Fenster eines Prager Krankenhauses stürzte, weil er alt, krank, einsam und lebensmüde den Tauben hinterherfliegen wollte, zuvor aber hatte er die wunderschönsten Bücher rechts und links des 17. Längengrades geschrieben, Bücher voll abgründigem Humor, in denen er mehrfach angekündigt hatte, eines Tages werde er den Mut finden, aus dem Fenster zu springen. Über den Verzweiflungsspezialisten Hrabal also schrieb Hilde Ziegler:

»Als es mir einmal sehr schlecht ging, legte ich mich ins Bett und stand fünf Wochen nicht mehr auf. Ich wollte nicht sprechen, nichts mehr hören und nichts mehr sehen: Aber sie ließen mich nicht in Ruhe, und eine wohlmeinende Freundin beugte sich sogar über mich und schrie: Du bist krank! Krank! Du gehörst in psychiatrische Behandlung. Wahrscheinlich glaubte sie, ich hätte nicht nur den Verstand, sondern auch das Gehör verloren. Ein Onkel deutete gen Himmel und sagte: vertraue auf IHN.

Ich fing an, die gütigen Menschen zu fürchten, und drehte am Radio herum, um vielleicht einen schönen Walzer zu hören oder ein kleines Flötenkonzert.

Und hörte folgendes:

›Da wollte sie mir ein Hemd kaufen, aber aus dem Kauf wurde nichts, weil sie meine Kragenweite nicht wußte. An der Tür hatte sie auf einmal eine Idee und rief durch den ganzen Laden: ›Wenn ich ihn würge, dann halte ich die Hände

immer so!« Und der Verkäufer nahm ein Bandmaß und maß den Umfang ihrer Hände und sagte: »Nummer 40.«

Sie hörten einen Ausschnitt aus *Diamantenaug* von Bohumil Rabal.«

Er war gefunden, der Lebensretter. Das heißt: beinahe. Denn Hilde Ziegler verstand natürlich im Radio: R-a-b-a-l. Buchhändler konnten den ihnen unbekanntem Autor zwischen Raabe und Rabelais nicht finden. Er schreibt sich aber mit »H«, Hrabal. Er ist einer jener Autoren, von denen ich jede edierte – in deutscher Übersetzung edierte – Zeile gelesen habe. Unter anderem dank seiner wußte ich, daß es dieses versunkene Atlantis namens Böhmen gab. Seine Bücher stiegen wie Luftblasen von dort unten herauf. Genau wie die Bücher von Jan Skácel und Ludvík Vaculík. Oder von denjenigen, die die Tschechoslowakei verlassen hatten, nicht selten um ihre Gesundheit, wenn nicht gar ihr Leben zu retten, die aber nicht aufhören konnten, von dieser verlassenen Heimat weiterhin zu erzählen. Ich denke da an Pavel Kohout und dessen Roman »Ende der Großen Ferien«. Wer Näheres darüber erfahren möchte, was es bedeutet hat, Anfang der achtziger Jahre dem kommunistischen Machtbereich auf illegale Weise entkommen zu wollen, der lese diesen Roman der unglaublichen, irrwitzigen Fluchtgeschichten.

Emigriert ist auch Josef Škvorecký, allerdings schon 15 Jahre früher, 1968, nach dem Einmarsch der Warschauer Truppen. Er ging ins kanadische Exil und schrieb sein ganzes weiteres Leben nur von jenem kleinen mährischen Provinznest, das in seinen Büchern Kostelec heißt, das in Wirklichkeit aber Náchod ist, wo Škvorecký aufwuchs. Und einen letzten Namen möchte ich noch nennen, Libuše Moníková, die leider viel zu früh verstorbene Autorin aus Prag, die 1971 nach Deutschland kam und ihre – übrigens alle in der Tschechoslowakei spielenden – Romane hier auf Deutsch schrieb, darunter »Die Fassade«, ein großartiges Buch, das erzählt, wie zwei Maler und zwei Bildhauer sich von einem böhmischen Dorf aus, wo sie sich in einer Art nie endenden Sisyphusarbeit mit der Restaurierung einer Schloßfassade abmühen, Richtung Japan durchschlagen wollen, sie schaffen es übrigens bis in das sibirische Akademgorodok.

All diese Autoren und ihre Bücher trugen dazu bei, mir eine Vorstellung von Böhmen zu machen, zu einer Zeit als Böhmen nicht am Meer lag, wie es bei Ingeborg Bachmann heißt, sondern unterm Meer. Am Meeresboden. Ich hab immer Ausschau gehalten nach Böhmen, ob es nicht auftaucht. Ich

sehe mich am Schlagbaum in Höll/ Lísková stehen, meinen Arm mit dem nachdenklichen Kopf abgestützt auf dem Holzbalken, nachdenklich deshalb, weil mir bei solcher Gelegenheit wieder einfiel, was ältere Menschen in jener Landschaft entlang der Grenze, die ich seit 1983 nach und nach besser kennenlernte, gelegentlich erzählten. Daß nämlich Böhmen in ihrem Leben einmal eine große Selbstverständlichkeit gewesen sei. Daß sie früher über diese Grenze hin und her gewechselt seien, als gebe es sie gar nicht. Das war allerdings vor dem Krieg gewesen. Da hatten sogar manche drüben gewohnt und gelebt.

Es muß eines dieser zufälligen sonntagnachmittäglichen Schlagbaumgespräche gewesen sein, das zu dem gleich folgenden Gedicht geführt hat. Es gehört zu einem Bereich meines Schreibens, der weit hinter mir liegt. Ich meine das Schreiben von Mundartgedichten. Damit habe ich begonnen. Oder, um es genauer zu sagen: damit begann meine Publikationsgeschichte. Meine allererste Veröffentlichung war ein Büchlein mit Mundartgedichten. Da war ich 18 Jahre alt und Abiturient des Max-Planck-Gymnasiums in München-Pasing. Man hielt mich – es erschien noch ein zweites Büchlein mit Dialektgedichten – von da ab für einen Mundartdichter. Ich hatte allerdings auch schriftsprachliche Prosa geschrieben. Die erschien nur später.

Auf alle Fälle: Mit dem Buch »Oidweiasumma« wollte ich noch einmal eine abschließende *summa* ziehen dieser Mundartanfangsphase, die allerdings zu diesem Zeitpunkt schon zehn Jahre hinter mir lag. Es erschien wenige Monate nach den Ereignissen des Herbstes '89 mit dem Untertitel »Gedichte vom Ende der Welt in altbairischer Mundart«. Im Vorwort schrieb ich: »Diese Gedichte entstanden am Ende der Welt. An der oberpfälzischen Grenze zur Tschechoslowakei, dort, wo sich der Münchner bisweilen im Wald versteckt: in Waldmünchen. Hier lebte man jahrzehntelang mit einem Schlagbaum vorm Hirn. Seit der sich, bald nach Ende des Zweiten Weltkrieges, scheinbar unwiderruflich quergelegt hatte, war die Welt kleiner geworden. Daß sie sich nun wieder weitet in Richtung des alten deutsch-böhmischen Kulturzentrums Prag und darüber hinaus, war zur Zeit der Niederschrift dieser Texte nicht im mindesten zu erahnen.«

Natürlich war es anachronistisch, wenige Monate nach dem Herbst '89 ausgerechnet Mundartgedichte zu veröffentlichen. Man könnte sagen, ich war ahnungslos. Über Nacht war ich zu einem Schriftsteller in der Mitte Europas geworden. Ich könnte doch schon morgen Leser in Tschechien,

Polen, Ungarn haben, dämmerte es mir. Vielleicht wäre es besser, ich würde mich ab jetzt einer etwas mitteleuropäischeren Ausdrucksweise befleißigen. In Krakau, Pilsen und Veszprém würde man, wenn überhaupt, nur Schriftsprachliches, allenfalls leicht süddeutsch gefärbtes Schriftsprachliches von mir übersetzen, dachte ich. (Es kam dann auch so. Nur: Was mich noch mehr überraschte, als ich auf Einladung der Literaturzeitschrift »Passauer Pegasus« mit nach Ungarn an den Plattensee fuhr, war, daß man zwar eine Passage aus der »Grünen Jungfer« übersetzt hatte, um sie dem dortigen Literaturzirkel um die Zeitschrift »Vár Ucca mûhely« bekanntzumachen, daß aber mein Schriftstellerkollege Karl Krieg mit seinem Mundartlautgedicht »Hoamatl« ohne alle Dolmetschung und Übersetzung auskam und wahre Begeisterungstürme für seine original niederbayerische Fassung erntete. Eine Passage wie »hoamadl / adl / dl / odl / pf / odl / pf / fassl / pfassl / aßl / gschbassl / odl / gschbassl / odlfassl« war den Ungarn anscheinend sofort eingängig.)

Kafka, den ich schon mit vierzehn in völlig ergebener Faszination gelesen hatte, beschäftigte mich nun aufs Neue, und das Deutsch seiner Prosa war mir Maßstab. Oder auch das Deutsch von Joseph Roth, von Soma Morgenstern. Beide Juden aus Galizien. Nehmen wir noch Rose Ausländer und Paul Celan dazu, dann fragen wir uns doch, warum kommt das schönste, poetischste Deutsch nicht aus der Mitte, sondern ganz von den Rändern dieses einst einmal weit in den Osten hineinreichenden Sprachraums, der jahrzehntelang vor uns abgeriegelt und weggesperrt war? Sinnfälliges Symbol dafür war für mich der Schlagbaum in Höll/ Lísková. Und dort also fand irgendwann in den 1980er Jahren die Begegnung mit einem älteren Herrn statt, der nur wenige Kilometer hinter dem Schlagbaum aufgewachsen war. In einem jener böhmischen Dörfer nahe der Grenze, die teilweise zu 90 Prozent von Deutschen bewohnt gewesen waren. Nach der Vertreibung wurden einige dieser Ortschaften von den Tschechen geschliffen und ausradiert, andere laut Verordnung neu besiedelt, teilweise mit ortsfremden Familien, etwa aus der Ostslowakei.

A oida Mo an da Grenz

»De ganzn Johr üwa soichane Fettagn
im Teller ghabt ollawei
soichane Fettagn

und etz mechade doch wieda hoam
zu meiner Wassersuppn

Do drent iss gwen do bei de Baam
siechst heit nix mehr
homs glei ois üwadüwado
vo unserm Hof
ja Wassersuppn hots ghoaßn
unser Dorf
wenn is da sog«

Mim Spekulierglasl
aufn Schlagbaam gstützt
suchta nach dem Fleckerl
des wo fia eahm gwesn waar

Was niemand mehr für möglich gehalten hatte, nämlich daß sich dieser Schlagbaum eines Tages noch einmal öffnen würde, geschah dann, wie bereits erwähnt, im Januar 1990 im Rahmen einer flugs organisierten »symbolischen Grenzöffnung«. Alles, was mir der alte Mann Jahre zuvor erzählt hatte, bekam jetzt ein Gesicht, es bekam Fassaden, Namen, Leben. Wir reiheten uns ein in jenen Strom von Oberpfälzern, die sich – mutig nur, weil im Pulk – langsam Richtung Hinterland voranschoben. Nur Fußgängern war dieser ausnahmsweise visumslose Übertritt erlaubt. Niemand war motorisiert. Sonst wäre man sicher gleich durchgefahren bis in die Kreisstadt, nach Domažlice. So aber kamen wir nur so weit, wie uns die Füße trugen. Und das war gerade bis in die nächste Ortschaft. Sie heißt tschechisch Nemanice. »Mam« heißt »ich habe«, »ma« »er hat«. »Nema« heißt »er hat nicht« – der Tscheche verneint, indem er das Negations-Präfix »ne« voranstellt. »rozumim« »ich verstehe« – »nerozumim« »ich verstehe nicht«. Auf »nice« enden viele Ortsnamen. Nemanice ist also der Ort, wo die leben, die nichts haben. Deutsch hieß der Ort »Wassersupp'n«. Diese kleine Namens- und Ortskunde hätte uns schon damals zeigen können: selber Schlag, selbe Art von Humor.

Wir sind also in die Wassersupp'n gefallen. Eingefallen müßte man wohl sagen. Als Stoßtrupp der Neugierde. Naja, eher Schleichtrupp, vorsichtig nach allen Seiten sichernd. Denn aus den Fenstern heraus beobachteten uns nicht sehr freundliche Augenpaare. Selbst die Dorfköter drehten uns

ihr Hinterteil zu, hielten uns nicht einmal des Verbellens für würdig. Nemanice, unser allererster Eindruck von Böhmen, war, ehrlich gesagt, niederschmetternd. Dort gab es zwar ein paar der alten böhmischen Bauernhäuser, mit Walmdach und kleinen Fenstern, aber die waren heruntergekommen, Putz fiel von den Wänden, Fensterscheiben hingen zerbrochen im Rahmen.

Wenn man genau hinsah, konnte man hie und da nur mehr halb lesbare Aufschriften auf Häuserfassaden finden, Aufschriften in deutscher Sprache, eine etwa verriet – über dem Eingang eines alten Wirtshauses –, daß hier einmal »Stocker Bier« ausgeschenkt worden war. Neben diesen alten Häusern und alten Fassaden gab es die typischen sozialistischen Plattenbauten, Wäscheleinen auf den Balkonen gespannt. Und ein Dorfgasthaus jüngeren Datums, mit einem zerschlagenen Reklameschild über der Tür, diesmal in tschechischer Sprache. Wenig freundliche Stimmen drangen von drinnen heraus.

Ich erinnere mich, daß wir Männer davon abrieten, dort hineinzugehen. Wir waren ja als Familien unterwegs, mit unseren durchweg noch kleineren Kindern. Die quengelten. Hatten Durst. Die Mütter sind dann doch reingegangen. (Immer sind die Mütter die Mutigen!) Kamen mit Limoflaschen wieder heraus, denn da drinnen in der Wirtsstube wollte sich keiner länger aufhalten als nötig. Heraußen auf der Straße tranken die Kinder ihre erste tschechische Limonade. Wenn es ihnen so ging wie mir mit der Scharntner-Bombe, dieser handgranatenförmigen Limo, die es zu meiner Kinderzeit in Österreich gab, und die wir dort in Kärnten am Presseggersee – im Peter-Handke-Land – bei den Urlauben, den Sommerfrischen, gekauft bekamen, dann weiß ich: Das werden sie nie mehr vergessen, die Kinder, diese Limo von damals auf der Dorfstraße von Nemanice, die so einen leichten Nachgeschmack hatte von Angst – von wegen der argwöhnischen Augen.

»Ein bedeutendes Dorf«, konnte ich zwei Jahre später in einem zweisprachig gedruckten »historisch-touristischen Führer« lesen, herausgegeben von dem sehr rührigen Verleger, Historiker und Journalisten Zdeněk Procházka, der mit seinem kleinen Ein-Mann-Verlag in Domažlice etwas ungemein Sympathisches und Wertvolles initiierte, nämlich die Rückgewinnung eines kulturellen Gedächtnisses für seine Region im westböhmischen Raum. Über jeden noch so kleinen Weiler sammelte er, was man noch sammeln konnte, und gab es in diesem kleinen Führer heraus. Im Vorwort, das »Eine vergessene Landschaft« übertitelt ist, schreibt Zdeněk Procházka,

daß auch für die Tschechen dieser ehemalige Grenzsperrbezirk *terra incognita* war, Atlantis, wie ich sage, ein untergegangener Streifen Kulturlandschaft, den jemals zu betreten und kennenzulernen Zdeněk Procházka angehört hatte sich vorzustellen. »Doch dieser Augenblick kam. Alle Orte, die ich nur von alten Karten oder historischen Aufzeichnungen her kannte, vermochte ich ohne Beschränkung aufzusuchen. Zuerst erfüllt von dem anezogenen Gefühl, daß ich etwas tue, was ich nicht tun sollte, und dahin gehe, wo ich nicht hin sollte. Umso größer war die Freude bei jeder neuen Feststellung oder jedem neu entdeckten Winkel dieses grünen Paradieses an der Staatsgrenze.«

Auch das völlig heruntergekommene Nemanice wird so eine Entdeckung für Zdeněk Procházka gewesen sein. Bei den meisten Orten mußte er vermerken, wie kümmerlich ihr derzeitiger Zustand sei. Aber das war ja nicht immer so gewesen. Über Nemanice las ich: »Ein bedeutendes Dorf, gegründet in einem Kessel, der nach Bayern hin offen, von Böhmen durch den Bergrücken Haltrava getrennt ist. Die Besiedlung wurde von Taus aus kurz vor 1591 eingeleitet.« Fast 500 Jahre alt also ist Wassersupp'n, ein Ort, in dessen Gemarkungen einmal Glashütten gestanden waren, ja im 19. Jahrhundert sogar Industrieunternehmen, ein Streichholzwerk sowie eine Fabrik für Staniol und Metallstößel. 1930 hatte Wassersupp'n noch 326 Häuser und 1921 Einwohner. 1992 waren es gerade noch 40 Häuser mit 220 Einwohnern.

Das machte man mit fast allen Ortschaften des strikt abgeriegelten Grenzsperrbezirkes: Man siedelte zum Beispiel Roma aus der Ostslowakei an, die sich nicht vom Fleck rühren, den Grenzstreifen nicht verlassen, aber auch nicht besucht werden durften (allein, wer hätte sie schon besuchen wollen?). Sie zogen in die Häuser derjenigen ein, die hier bis zum 14. Juni 1945 gelebt hatten, Deutschstämmige. Mit diesem Stichtag begann deren Vertreibung. Für die Ortschaft Lísková, deutsch Haselbach, wenige Meter hinter der Grenze in Höll gelegen, lauten die Zahlen wie folgt: Im Jahr 1900 bestand Haselbach aus 50 Anwesen, darin lebten 565 Deutsche und drei Tschechen. In den Jahren nach der Grenzöffnung wurde die Ortschaft Lísková immer mal wieder in den Staumeldungen der Service-Radiosender genannt. 30 Minuten Wartezeit am Grenzübergang Höll/ Lísková. Nur: Lísková gibt es nicht mehr. Seine – ich nehme einmal an – etwas über 500 Einwohner des Jahres 1945 wurden allesamt vertrieben, ausgesiedelt, auf

brutale Art, danach wurde Lísková/ Haselbach von tschechischen Räumkommandos dem Erdboden gleichgemacht.

Eine kleine Geschichte, wie sie typisch ist für die Mitte Europas. Seit dem Januar 1990 fing ich an, etwas aufmerksamer hinzuhören, wenn irgendwo ein Bruchstück einer solchen Geschichte erzählt wurde. Und solche aus der Mitte Europas stammenden Geschichten, die sind eigentlich nur in Bruchstücken zu haben. Als Scherben, zerschlagen und zerstreut. Ein weiteres Beispiel ist die Ortschaft Grafenried. Vier, fünf Kilometer von meinem Schreibtisch entfernt. Vielleicht zwei, drei Längengradsekunden weiter östlich. Es gibt zwar Homepages, da kann man sich eine Geokodierung für jeden Ort der Welt ausrechnen lassen, www.opengeodb.de zum Beispiel. Gibt man den Namen Grafenried ein, bekommt man lediglich ein schweizerisches Grafenried angezeigt. Das Grafenried, das ich meine, taucht nicht auf. Es existiert nicht. Obwohl in der Mitte Europas gelegen. Oder vielleicht gerade *weil* in der Mitte Europas gelegen. Denn das ist eine Spezialität der Mitte Europas: Orte spurlos verschwinden zu lassen.

Oder sagen wir: fast spurlos. Die da ihr Werk verrichteten, verrichteten es nämlich nicht ganz perfekt. Sie waren Stümper. Man kann ihnen noch auf die Spur kommen. Man spaziert einfach nahe dem noch auf bayerischem Gebiet liegenden Untergrafenried über die Grenze und folgt dem Feldweg. Nach wenigen hundert Metern ist er alleemäßig gesäumt von Bäumen. Irgendwie komisch, denkt man, als ob da gleich ein Dorf kommen müsse, hinter der nächsten Wegbiegung, denn solche Alleen, die führten doch sonst immer auf Dörfer zu in Böhmen. Und dann schaut man etwas genauer in diesen Wildwuchs rechts und links des Weges hinein, wo Büsche und Bäume, jetzt sieht man's, aus Fundamentmauern herauswachsen. Hier müssen doch mal Häuser gestanden haben, denkt man. Das ist doch der Abgang zu einem Keller, und da jetzt, die drei großen Bäume, Linden sind's, genau an der Stelle, wo sich dieser Weg mit einem zweiten kreuzt, wie wenn da ein Platz gewesen wäre, ein Dorfplatz mit den dazugehörigen Dorflinden. Und wenn man dann noch etwas näher herangeht, sieht man, da steht ein Steinpodest, leer allerdings, sieht aus, als ob da mal eine Steinfigur draufgestanden hätte, natürlich ein Nepomuk, und in dieses Podest ist eine Platte eingelassen, der noch weitgehend unverwitterte Stein sticht hervor, und auf dieser Platte steht in eingemeißelten Lettern: »An dieser Stelle lag der Dorfplatz von Grafenried«.

Wir stehen also mitten in Grafenried, aber Grafenried ist nicht mehr da. Stattdessen ein Wäldchen. Man sieht es an den Stammumfängen der Bäume: kein sehr altes Wäldchen, aber immerhin, die Sonne hat es schwer, durch das Blätterdach zu kommen. Ein schattiges Plätzchen. Hier muß gut wohnen gewesen sein. 1000 Jahre lang. Das lese ich später, wieder daheim, in dem mittlerweile für mich unverzichtbaren Bändchen von Zdeněk Procházka. Bis auf das Jahr 950 geht Grafenried zurück. Mehrfach wechselte es seine Landeszugehörigkeit. Mal war es böhmisch, mal bayerisch. 1883 gründete man eine freiwillige Feuerwehr. Die wurde sogar mit einer Handdruckspritze ausgestattet. Einen Gesangsverein hatte man auch. 1880 erhielt Grafenried eine Gendarmeriestation.

Wenn ich so eine dürre Mitteilung lese, setzt sich sofort meine Phantasie in Bewegung: Davor also keine Gendarmen. Wie aber regelte dann so ein Dorf seine Zwistigkeiten? Wer schlichtete die Schlägereien beim Feuerwehrfest? Zwischen wem gab es überhaupt Schlägereien? Zwischen Bayern und Böhmen? Wohl kaum. Dafür war die eine Partei zu klein, hoffnungslos unterlegen. Zwar habe ich für das Jahr 1880 keine Zahlen, aber für 1930. Da gab es 231 Deutsche und 14 Tschechen in Grafenried. Und eine Schule, vier Kolonialwarenläden, eine Brauerei. Die Brauereibesitzer hießen in zeitlicher Abfolge: František Graf Coudenhove, Michael Bauer, Josef Voith zu Voithenberg. Und wo Bier gebraut wurde, gab es natürlich auch Wirtshäuser. Drei an der Zahl.

Ich brauche bloß »Wirtshäuser« lesen und schon habe ich sie vor Augen. Für Wirtshäuser bin ich Spezialist. Kann ganze Bücher nur in einem Wirtshaus spielen lassen. Das aber nur nebenbei. Wenn ich jetzt so die Wirtsstuben von Grafenried vor Augen habe, frage ich mich, was dort geredet wurde, »dischkriert« wie man im Bairischen sagt, zum Beispiel im Oktober 1938, als Grafenried nach 130 Jahren Zugehörigkeit zu Böhmen wieder bayerisch wurde. Als was empfanden die Grafenrieder diesen Vorgang? Als Heimkehr? Als Ausbürgerung? Umbürgerung? Als Rückkehr zu den Wurzeln? Dabei waren doch die Väter und Mütter, die Großväter und Großmütter, ja die Urgroßväter und Urgroßmütter jener Wirtshausocker des Oktobers 1938 österreichische beziehungsweise tschechische Staatsbürger gewesen, nämlich der Ersten Tschechischen Republik, die seit 1918 bestand, und davor des Kronlandes Böhmen, das zum Habsburgerreich gehörte? Mitteleuropäische Geschichte hält gelegentlich nette, kleine Capriccios bereit, die

ältere Herrschaften zu erzählen wissen, daß sie nämlich bis zur Vertreibung 1945 ihr Leben lang kaum aus dem kleinen Dorf ihrer Herkunft herausgekommen seien und trotzdem dreierlei Staatsbürgerschaften mitgemacht hätten. Bei der Geburt waren sie Österreicher, ihren Militärdienst haben sie als Tschechen abgeleistet und dann sind sie schließlich auch noch Deutsche geworden.

So auch die Grafenrieder. Auf einmal waren sie Bayern. Und zwar aufgrund des Überfalls, den Hitler am 30. September 1938 auf das Sudetenland vornahm, das dann zum Reichsgau wurde. Grafenried allerdings rutschte noch ein Stückchen nach Westen und landete in Bayern. Ich nenne es Überfall, auch wenn Frankreich, Großbritannien und Italien beim Münchner Abkommen ihre Zustimmung dazu gaben. Im irrigen Glauben, Hitler so besänftigen zu können: Wirf ihm den Brocken Sudetenland hin und der germanische Kampfhand wird eine Ruhe geben.

Die Erste Tschechische Republik, um deren Staatsgebiet es schließlich ging, war in diese Verhandlungen in München überhaupt nicht mit einbezogen. Ein ewiges Trauma der Tschechen, daß über ihre Köpfe hinweg über sie entschieden wird. Anschließend hatten sie fünf Jahrzehnte lang all das auszubaden, was aus dem Münchner Abkommen an Konsequenzen folgte. Libuše Moníková, die ihre Tschechen genau gekannt hat, die von den Kommunisten aus ihrer Heimat vertrieben wurde und die dennoch um die Ursachen-Reihenfolge wußte und auch Wert darauf legte, sie beispielsweise erinnerte das Auditorium in den Münchner Kammerspielen anläßlich ihrer »Rede über Deutschland«: »In München verabschiedete sich Europa von seiner weltbestimmenden Rolle. Was folgte, war Krieg, Jalta, der immense Zuwachs an politischer Macht für die Sowjetunion und die USA, Polarisierung der Welt, kalter Krieg, Zerstörung der Landschaft, der Menschen, der Zukunft. [...] Jeder stalinistische Prozeß außerhalb der Sowjetunion hat seinen Ursprung in München.«

Man könnte der Aufzählung Libuše Moníkovás vielleicht noch eines hinzufügen: Ebenfalls eine Folge von München 1938 war die Eliminierung der Mitte. Zurückgewonnen haben wir sie erst mit dem Herbst '89. Keinen unwesentlichen Anteil daran hatten die Tschechen. Ich erinnere nur an die unglaublich emotionalen Tage im Sommer 1989, als sich Hunderte von DDR-Flüchtlings in die BRD-Botschaft in Prag retteten, ohne von tschechischen Milizionären wirklich entscheidend daran gehindert worden zu

sein. Anschließend erreichte Außenminister Genscher, daß die DDR-Flüchtlinge in die BRD ausreisen konnten, die Bekanntgabe dieser Nachricht vom Balkon der Prager Botschaft herunter an die im Botschaftsgarten unter unvorstellbaren Bedingungen Campierenden ist für mich eines der unauslöschlichen Symbolbilder dieser Wochen und Monate im Sommer und Herbst '89.

Wie viele Kommentare wird es gegeben haben, die den Fall von Mauer und Eisernem Vorhang als die Befreiung des Ostens in Bezug auf den für die Menschen dort nun offenstehenden Westen deuteten? Für mich war es genau umgekehrt. Ich fühle mich seither befreit von einer Randlage, für mich hat sich der Osten aufgetan. Endlich durfte ich die Mitte entdecken und tue es mit jeder weiteren Reise ostwärts immer noch. Nach Krakau habe ich es nicht so weit wie nach Paris. In Prag bin ich schneller als in München. Der mondäne Westen hat mich noch nie in dem Maße angezogen wie der »heruntergekommene« Osten. So nennen ihn doch viele: heruntergekommen. Wie oft höre ich solche abfälligen Bemerkungen von meinen lieben ostbayerischen Nachbarn. Wenn sie wieder von einem Schnäppchenkauf »von drüben« heimkehren. Sie sehen ja nur die Vietnamesenmärkte. Sie kennen ja nur die gleich hinter der Grenze neu errichtete Tankstelle, und die junge Dame an der Kasse spricht auch ausgezeichnet deutsch.

Die würde ich gerne alle einmal nach Grafenried schicken, die so reden. Natürlich fänden sie dieses mitteleuropäische Sinnbild von Zerstörung und Auslöschung nur furchtbar. Und würden es sicher nur den Tschechen anlasten. Die haben das alles so verkommen lassen. Aber auch hier gilt: Die Auslöschung Grafenrieds begann in München 1938. Um diesen »böhmischen Knoten«, wie Peter Becher das einmal genannt hat, etwas aufzudröseln – und Aufdröseln heißt von Ursache und Wirkung reden: auch darum habe ich die »Grüne Jungfer« geschrieben. Deshalb habe ich die Geschichte von Zacharias Multerer erzählt, Hoch- und Tiefbaumagnat aus Wutzelschhofen, der in einem kleinen Austragshäusl in Hlavanice aus dem Mund eines alten Tschechen, den er als Strohhalm für seine dubiosen Geschäfte einzuspannen gedenkt, hören muß, welche Ursache sein eigener Vater in der Uniform der deutschen Wehrmacht 1943 war.

In der Tat habe ich noch immer nicht den Glauben an die Wirksamkeit des Geschichten-Erzählens verloren. Deshalb glaube ich auch an die Wirksamkeit Grafenrieds. Weil das ein Ort ist, mitten in Europa, der erzählt.

Man braucht nur von jenem Dorfplatz, der keiner mehr ist – oder doch noch einer ist? – ein paar Schritte weiterzugehen, die ehemalige Dorfstraße hinaus, rechts und links eingefallene Häuserkeller, immer wenn der Waldboden eine Delle hat, so geübt sind wir jetzt schon im Finden von Spuren, dann ist da eine Kellerdecke eingestürzt. Und dann gehen wir noch ein Stück weiter, und entdecken Grabsteine, umgefallene, zerbrochene Grabsteine. Wir heben den Blick, den wir die ganze Zeit auf den Boden geheftet hatten und sehen uns um. Sehen die in hüfthohen Brennesseln liegende Zwiebelturmspitze, die anscheinend zu einer kleinen Kapelle gehörte, sehen Reste einer Friedhofsmauer, sehen das noch in Gänze erhaltene Eingangstor. Endlich wird uns klar: Wir streifen die ganze Zeit schon zwischen Gräbern herum.

Manche Grabsteine sind wieder aufgerichtet, ein kleines Sträußchen Feldblumen steht davor, hineingesteckt in ein ausgedientes Senfglas. Man kann die Namen auf den Grabsteinen lesen, manche sind aus Scherben wieder zusammengefügt, es sind fast alles deutsche Namen. Und dann stehen wir plötzlich vor einem Grabstein, dessen Schrift schwer zu entziffern ist, wir lesen mit Hilfe der Finger: Friedrich Mack, gestorben 1920 im Chinesischen Meer. Daß es so etwas gibt: ein Grafenrieder und sein Ende im Chinesischen Meer? Lehrer soll er gewesen sein, steht da noch. Und schon beginne ich, mit diesen wenigen dürren Daten zu spielen, Erzählanfänge auszuprobieren. Das Geburtsdatum, auf dem Grabstein mit 24.1.1890 angegeben, muß ich, glaube ich, etwas korrigieren. Ich ertappe mich, wie ich, noch vor diesem Grabstein stehend, beginne, mir die Ausgangsdaten für eine Geschichte etwas zurecht zu machen. Was nicht paßt, wird passend gemacht. Ich habe nämlich etwas vor. Ich werde mit diesem Namen etwas anstellen. Überlegungen. Überlegungen werde ich anstellen. Ich glaube, ich nenne meinen Grafenrieder doch anders. Eben weil es jetzt »meiner« ist. Vielleicht Joseph Knorr. Wahr aber ist und bleibt: Es hat einen Grafenrieder aus dem kleinen Böhmerwaldort Grafenried bis nach China verschlagen und leider hat er dort sein Ende gefunden.

Was ist ein Ort und wo ist die Mitte Europas? Nicht zuletzt diesen Fragen wollte ich beim Schreiben des Romans »Die grüne Jungfer« nachgehen. Nicht beantworten, nur nachgehen, im Kreis nachgehen, ich wollte die Frage umkreisen, jetzt ist mir – auf dem Friedhof von Grafenried – ganz schwindlig davon. Auch weil ich, immer tiefer ins Thema einsteigend, nun höre und lese, die Mitte Europas sei gleich mehrfach vorhanden. (Anschei-

nend gibt es – ähnlich wie multiple Persönlichkeiten – auch multiple Orte.) Sie läßt sich nicht nur auf dem tschechischen Tillenberg finden, sondern auch nahe der slowakischen Stadt Banská Bystrica, die an dem Fluß Gran liegt. Die Gran entspringt in der Niederen Tatra und mündet bei Esztergom in die Donau. Ihre Seen heißen hier Meeraugen. Und es gibt Heimatmuseen, in denen sind Haifisch- und Walfischknochen ausgestellt. »Im Binnenland wird ein Walfischgerippe an die Wand geschmiedet«, heißt es im Gedicht »Havránok (Rabenberg)« des unvergleichlichen slowakischen Dichters Ivan Laučik. Dort wo heute die Tatra ist, war vor zwanzig Millionen Jahren ein Meer. Die Mitte Europas liegt also auf dem Meeresboden – na gut, sagen wir gewesenen Meeresboden. Jedenfalls behauptet man das in Banská Bystrica.

Doch damit nicht genug. In dem Essay-Sammelband »Europa schreibt«, der aus einem gleichnamigen Symposium des Hamburger Literaturhauses hervorgegangen ist und in dem 33 Beiträge europäischer Schriftsteller zu der Frage »Was ist das Europäische an den Literaturen Europas« zu finden sind, dort lese ich von Tomas Venclova, einem litauischen Schriftsteller, Journalisten und Übersetzer, folgendes: In der Nähe der litauischen Stadt Vilnius gebe es einen von Touristen gerne besuchten Park. Er trägt den Namen »Das Zentrum Europas«. Und zwar deshalb, weil nämlich, wenn man eine Linie zieht vom nördlichen Ural nach Portugal und eine vom Nordkap nach Griechenland, dann schneiden sie sich auf dem Gebiet dieses Parks. Tomas Venclova meint dazu, das Ganze sei aber nicht zu beweisen und nur ein »psychologischer Komplex«. Und dann fällt der entscheidende Satz: »Nur eine Provinz kann darauf bestehen, ein Zentrum zu sein. Wenn ein Land aufhört Provinz zu sein, wird diese Frage irrelevant.« Wenn dem so ist, dann gilt vielmehr, was Emil Tode aus Estland sagt, auch seinen Beitrag findet man in besagter Anthologie. Tode sagt: »Es gibt keinen Ort, wo Europa nicht wäre.«

6.1.2. Wer sind die Menschen?

»Wenn die anderen bereit sind,
für ihn zu erleben, ist er bereit,
vom Erlebten zu erzählen.«

Hugo Loetscher

Wie kommt es, daß ein Böhmerwäldler des Jahres 1920 im Chinesischen Meer seinen Tod findet? Was hat er dort überhaupt zu suchen? Seit ich auf einem der wenigen nicht zerschlagenen Grabsteine auf dem verwüsteten Friedhof von Grafenried diese geheimnisvolle Inschrift las, rumort es in meinem Kopf und drängt auf eine Antwort, die in meinem Fall jedoch nur in Form einer Erzählung gegeben werden kann. Schriftsteller ist jemand, der auf Fragen, die sich ihm stellen, mit Erzählungen antwortet. Meine Antwort ist allerdings noch in Arbeit. Auch schlage ich mich mit mehreren Möglichkeiten herum, Erzählmöglichkeiten. Schriftsteller ist jemand, der mehrere Möglichkeiten hat. Die Historiker dagegen haben nur eine, die sogenannte historische Wahrheit. Arme Geschichtsforscher!

Das Gegenprogramm der Literatur, das ich Erzählforschung nennen möchte, hat Robert Musil exemplarisch formuliert. Der Satz steht in seinem Jahrhundertroman »Mann ohne Eigenschaften« und lautet: »Wenn es einen Wirklichkeitssinn gibt, muß es auch einen Möglichkeitssinn geben.« Alles, was beispielsweise in meinem Roman »Das Buch der sieben Gerechten« gelesen werden kann, ist Möglichkeitssinn. Wirklichkeit zum Beispiel ist, daß Adolf Hitler im November 1916 als Soldat der deutschen Wehrmacht auf Genesungsurlaub in der Heimat war. Im Oktober hatte ihn bei der Schlacht an der Somme ein Granatsplitter im Oberschenkel getroffen. Am 5. Oktober war das. Hitler hat daraus den 7. Oktober gemacht, auch in »Mein Kampf« steht, es sei der siebte gewesen. Stimmt aber nicht, es war der fünfte. Soviel nur dazu, daß auch einen Arier mitunter die jüdische Zahlenmystik übermannen kann, Hitler hat ja auch seine NSDAP-Mitgliedskarte retuschiert und aus der wahrheitsgetreuen Mitgliedsnummer »555« eine »7« gemacht. Ich frage mich, warum ausgerechnet sieben?

Hitler kommt ins Rot-Kreuz-Lazarett Berlin-Beelitz. Anfang Dezember wird er als geheilt entlassen und meldet sich sofort zurück beim Ersatzregiment der Königlich-Bayerischen Reserve-Infanterie in München – dorthin hatte er sich ja 1914 als Kriegsfreiwilliger gemeldet. Es gibt dieses berühmte Foto einer Riesen-Menschenmenge auf dem Odeonsplatz am Tag der Mobilmachung, später hat man unter den Tausenden von Menschen das Gesicht Hitlers ausfindig gemacht, ziemlich weit vorne in den ersten Reihen derer, die da der aufmarschierten Ehrenwache an der Feldherrnhalle zugebelten.

Soweit alles Anleihen der Erzählforschung bei der Geschichtsforschung. Aber kann es nicht sein, daß Hitler schon ein paar Tage früher nach München kam? Seit Anfang November hatte er die Erlaubnis zum Freigang aus dem Lazarett, scheint also schon weitgehend genesen gewesen zu sein. In meinem Roman »Das Buch der sieben Gerechten« – natürlich sieben! – ist er jedenfalls bereits am 11. November in München. Sitzt in seinem Stamm- und Lieblingscafé, dem Café Heck unter den Arkaden des Hofgartens. Und wem könnte er dort begegnet sein, an jenem 11. November, welcher ein Samstag war? – Franz Kafka! Der hatte nämlich am Tag zuvor, am Freitagabend in der Galerie Goltz, das ist gleich um die Ecke vom Café Heck, eine Lesung gehabt. Das war die eine der zwei öffentlichen Lesungen, die Kafka überhaupt je gemacht hat. Sie war ein Desaster. Er las die »Strafkolonie«. Drei Damen unter der Zuhörerschaft seien ohnmächtig geworden, meldeten die Zeitungen. Es läßt sich denken, in welcher Gemütsverfassung Kafka am nächsten Morgen das Café Heck betrat. Und dort kam er ausgerechnet mit Adolf Hitler ins Gespräch. Wie solche Gespräche in etwa abliefen, kann man exemplarisch in Oskar Maria Grafs »Gelächter von außen« nachlesen. Einer redete, natürlich war das Hitler, der andere aß und trank. Graf hat das sehr exzessiv getan. Währenddessen faselte Hitler etwas von wegen, daß die deutschen Dichter von jeher die faktische Wirklichkeit übersähen. Als es dann ans Zahlen ging, überließ Graf Hitler die gesamte Zeche. Woraufhin der tobte. Und woraufhin Graf plärrte: »Meinen Sie, ich hör mir den ganzen Quatsch stundenlang kostenlos an?« Bis dahin hatte Hitler noch mit Grafs eventueller Gefolgschaft gerechnet. Immerhin konnte man ihn ja als Blut- und Bodendichter gründlich mißverstehen. Aber vom Augenblick dieses Satzes an – »Meinen Sie, ich hör mir den ganzen Quatsch stundenlang kostenlos an?« – war die Todfeindschaft zwischen Hitler und Graf endgültig besiegelt. Graf war einer der ersten Autoren, die sofort nach der Mächter-

greifung Deutschland den Rücken kehrten, weil Graf wäre auch einer der ersten gewesen, die Hitler von seinen Häschern aufspüren hätte lassen. Gott sei Dank war er schon außer Landes. – Mit der Erinnerung an die Lektüre von »Gelächter von außen« schrieb ich also das Gespräch zwischen Kafka und Hitler im Café Heck. Es war mir eine Erzählmöglichkeit. Und wurde eine aufgeschrieben gewordene Wirklichkeit. Interessierte können sie nachlesen in »Das Buch der sieben Gerechten«, Seite 51 bis 66.

Was ist das Wesen solcher Geschichten? Daß sie auf engstem Raum stattfinden. In der Mitte Europas ist es so eng, daß jeder jedem über den Weg laufen kann. Warum also nicht auch Franz Kafka dem Hitler? Das ist gar nicht unwahrscheinlich. Wir in Europa leiden an der Enge. Das sage nicht ich, das hat Galsan Tschinag gesagt, Häuptling und Schamane des turksprachigen Nomaden-Volkes der Tuwiner aus dem Altaigebirge, ein Mann mit bemerkenswerter Biographie. Von seinem Volk dazu auserwählt, erster und einziger Germanist des Volkes der Tuwiner zu werden, schickte man ihn nach Leipzig in die damals noch existierende DDR an das damals noch sogenannte Johannes-Becher-Literaturinstitut. Heute schreibt Galsan Tschinag seine Bücher über das Leben in Jurten, über den Werdegang eines 14jährigen Mädchens zur Schamanin oder über den Karawanenzug seines gesamten Volkes über 2000 Kilometer hinweg zurück in seine angestammte Heimat in Deutsch. Seine Bücher veröffentlicht er unter anderem im kleinen Münchner A1 Verlag, wo auch »OberländerEckeDaiser« erschienen ist, die Gastwirtschaft meines Sendlinger Opas trifft also im A1 Verlag auf die Jurte des Sängers aus dem Altaigebirge, und manchmal frage ich mich, ob es so einen großen Unterschied gibt zwischen dem mit Filzdecken überspannten Wohnzelt der Tuwiner, innen soll es mit Teppichen oder auch Moosplatten ausgelegt sein, und der holzgetäfelten Gastwirtsstube meines Großvaters. Der Rauch in der Großvaterwirtschaft stammte übrigens von Zigarettenmarken wie »Overstolz« und »Salem ohne« – ich hab mir sagen lassen, das macht man so, heutzutage: Marken nennen in Texten, damit es »popp« macht (oder doch Pop?). Aber das nur nebenbei. Der Rauch dieser Zigaretten in der Gastwirtschaft meines Großvaters hat ungefähr dieselbe Wirkung gehabt wie der aus vergorener Kuhmilch destillierte Schnaps der Tuwiner, der in rauen Strömen fließt während dieser Jurtenabende, die so etwas wie tuwinische Hüttenabende sind. Ich weiß nicht, ob es diese Zigarettenmarken überhaupt noch gibt und man folglich den Wahrheitsgehalt meiner eben

gemachten Aussage nachprüfen könnte. Man muß mir einfach so glauben. Ohne Glauben keine Erzählung. Das sagt ein atheistischer Milieu-Katholik.

Galsan Tschinag, um darauf zurückzukommen, hat jedenfalls die interessante und durchaus zutreffende Beobachtung gemacht, daß wir in Mitteleuropa riesige Häuser mit unzähligen Zimmern hätten, die meisten davon lediglich bewohnt von Möbeln, während man im Altaigebirge nur die Jurte kenne, ein einziger kreisrunder Raum, meistens bewohnt von drei Generationen gleichzeitig. Der Unterschied, sagt Galsan Tschinag, ist der: Wenn wir hier in Mitteleuropa vors Haus treten, finden wir vor ... Gedränge, Gedränge und nochmals Gedränge. Zum Beispiel in Hörsälen, auf Autobahnen, in Fastfood-Restaurants, an Skiliften und auf Parkbänken, selbst wenn man mit seiner Liebsten ein lauschiges Plätzchen im Park sucht, findet man nur Gedränge vor.

Und wie schaut es auf der anderen Seite dieses mitteleurasischen Kontinents aus? – Wenn der Tuwiner vor seine Jurte tritt, findet er nichts als Weite. Beängstigende Weite und Leere der Landschaft. Man kann sich dort tagelang bewegen und keinen Menschen treffen. Und wenn dann der Tuwiner beispielsweise nach tagelanger Fahrt durch Steppe und Gebirge in eine Stadt kommt und dort ein Gasthaus entdeckt oder Teestube oder Vergorene-Milchschnapsstube, ich weiß nicht, wie man dort sagt, dann geht er da hinein, sieht zehn Tische, einer davon ist besetzt, darauf geht der Tuwiner zu, setzt sich zu diesem wildfremden Menschen, den er noch nie in seinem Leben gesehen hat und ist sofort in ein Gespräch mit ihm vertieft. In jeder beliebigen Stadt in Mitteleuropa würde der neu eintreffende Fremde sich garantiert an den möglichst entferntesten Tisch setzen, mit dem Rücken zu dem schon anwesenden Gast, um nur ja jedem Gespräch auszuweichen. Der Oberpfälzer würde sich vielleicht in die Mitte setzen, in mittlere Distanz, zögerlich ein Gespräch beginnen, über zwei, drei leere Tische hinweg. Annäherung in Distanz: das ist der Oberpfälzer. Er ist situiert auf halbem Wege zwischen Mitteleuropäer und Tuwiner. Bei einiger Überwindung wäre ihm sogar ein Leben in der Jurte möglich. Ich glaube schon. Ich meine ihn mittlerweile so gut zu kennen, den Oberpfälzer.

Apropos Jurte: Meinem geschätzten Kollegen Jáchym Topol, Schriftsteller aus Prag, Vorzeige-Osteuropäer aus dem Hause Suhrkamp, Jahrgang 1962, mit dem zusammen ich nach drei oder waren's fünf durchzechten Nächten auf einem Schaufelraddampfer auf der Elbe ein sehr intensives

Gespräch zum Thema »Krankheit und Schreiben« geführt habe, ihm also bin ich ziemlich neidisch, daß er schon in einer Jurte war, ich aber nicht. Und zwar war er eingeladen als westeuropäischer Schriftsteller. »Was für ein Bastard bin ich?« heißt sein Essay, der diese Episode erzählt, und es geht in diesem Essay um die Frage, ist ein Schriftsteller aus Tschechien ein Westeuropäer oder ein Osteuropäer. Eine ähnliche Frage ließe sich über den Schriftsteller aus Ostbayern formulieren: Ist er noch Bundesrepublikaner oder schon Mitteleuropäer, noch EU-Bürger oder schon Altai-Gebirgler? Die Antwort auf solch diffizile Fragen lautet: Das kommt darauf an, wo er vorliest. Wenn Jáchym Topol in der mexikanischen Wüste bei den Chalapapajas liest – auch da war er schon, verflucht nochmal, und ich nicht! – dann ist er ein osteuropäischer Autor. Jedenfalls sieht man ihn als einen solchen dort an. Anders in der Mongolei.

»Lesung in Ulan-Bator. Da haben sie mir in einem fort erklärt, wie toll das ist, so einen Westautor wie mich kennenzulernen. Diesen wichtigen Satz habe ich von meiner lebenswürdigen Jurtenwirtin gehört – ich bewohnte zu dieser Zeit nämlich eine Jurte. [...] Glückliche und stolz hörte ich die Worte: Gasspadien pissahtjel, schahpotschku ... Herr Schriftsteller, vergessen Sie die Mütze nicht. Zum ersten Mal in meinem Leben sprach mich jemand als Schriftsteller an – und zweifelsohne als westlichen! Es ging darum, daß mein verweichlichter und den Luxus gewohnter Westkopf bei den dortigen Temperaturen keinen Schaden nehmen solle.«

Ach ja, das Leben in der Jurte! Das kennen wir nicht. Wir Mitteleuropäer kennen nur das Gedränge. Das manchmal unerträglich wird. Dann suchen wir das Weite. Irgendwo eine weite Landschaft, wo vielleicht noch eine Jurte steht. Oder ein Teehaus. Wieso Teehaus? Nun, weil ich wieder an Joseph Knorr denken muß, aus Grafenried. Der hat auch das Weite gesucht. So um die Jahrhundertwende herum könnte das gewesen sein, daß Joseph Knorr das Weite gesucht hat. Behaupte ich jetzt einmal. Oder besser: Erzähle ich jetzt einmal. Dem ist es zu eng geworden in Grafenried. Warum? Vielleicht weil er sich etwas zuschulden hat kommen lassen. Könnte doch sein? Vielleicht war er ein kleiner Strauchdieb. Oder er hat ein Mädelschwängert. Muß, um vor Unterhaltszahlungen zu fliehen, nach Amerika verschwinden. Ähnlich wie Karl Roßmann in Franz Kafkas Romanfragment »Der Verschollene«, auch so ein mitteleuropäisches Buch, später von Max

Brod aus dem Nachlaß mit dem Titel »Amerika« herausgegeben, ein sehr mitteleuropäischer Titel.

Aber bleiben wir bei Joseph Knorr. Er hat, stelle ich mir vor, ganz sicher keine reichen Eltern gehabt. Eine Überfahrt nach Amerika aber ist teuer. Joseph Knorr sucht ein Schiff, eines, das ihn gratis mitnimmt. Ich wüßte eins. Die S.M.S »Kaiserin und Königin Maria Theresia«, Kanonenschiff der Österreichischen Marine. Sie verließ nämlich am 23. Juni 1900 den Kriegshafen Pula an der kroatischen Adriaküste. Und zwar in Richtung ostasiatischer Gewässer. Dort drüben braute sich nämlich etwas zusammen. Am 1. November 1897 wurden zwei deutsche Missionare ermordet, die den Chinesen das Christentum hätten bringen sollten. China war nämlich schon damals der große neue Markt. Das ist gar keine Erfindung von uns heute. Die europäischen Mächte haben schon damals darum gestritten, wer wo in China Einfluß gewinnt. Die Engländer zum Beispiel wollten unbedingt ihr Opium dort absetzen, Opium, das sie in ihren indischen Provinzen herstellen haben lassen. Die Engländer! Schon immer ein schlaues Völkchen: In Indien das Opium herstellen, in China verkaufen. Als Gegenleistung flossen Luxusgüter wie Seide, Tee, Porzellan von China nach ... nein, nicht nach Indien, sondern nach London. Sonst wird das doch kein Kreislauf. Das muß doch im Kreis laufen: Opium von Indien nach China, Luxusgüter von China nach England, neu ausgestattete Kolonialtruppen von England nach Indien. Falls jemand aufmucken sollte, da hinten in Indien. Mir schwant, Globalisierung könnte unter Umständen gar keine Erfindung heutiger Tage sein.

Globalisierungsgegner gab es damals auch schon. Das waren die Mitglieder des Geheimbundes »Yi-he quan«, »Faust für Recht und Einheit«. Die waren richtig militant, extrem antieuropäisch, gegen jegliche Art von Verwestlichung, sei es in Form von Christianisierung oder Industrialisierung. Einen Schuß ins Fundamentalistisch-Irrationale hatten sie auch. Erzählten zum Beispiel ihren neu zu gewinnenden, meist jugendlichen Anhängern, wer Mitglied der »Faust für Recht und Einheit« werde, sei automatisch gegen ausländische Gewehrkugeln immun. Tja, dumm, wer das wirklich glaubte. Die deutschen, englischen, italienischen, französischen und österreich-ungarischen Gewehrkugeln scherten sich darum nämlich nicht das geringste. Sie durchsiebten ihre Opfer einfach trotzdem. Das Ganze ging als der sogenannte »Boxeraufstand« – »Boxer« von wegen der »Faust

für Recht und Einheit« – in die Geschichtsbücher ein, und endete als ein Desaster für die chinesische Regierung und Bevölkerung.

Um diesen Boxeraufstand niederzuwerfen, lief also die S.M.S. »Kaiserin und Königin Maria Theresia« unter dem Kommando des österreichischen Linienschiffskapitäns Viktor Ritter Bless von Sambuchi, aus und brachte ein Kontingent österreichisch-ungarischer Soldaten nach China. Darunter, wer weiß, unser Joseph Knorr aus Grafenried. Denn als Grafenrieder war er ja von Geburt an Untertan des k.u.k. Habsburgerreiches. Wenn auch am äußersten Rand gelegen, so gehörte Grafenried doch zum Weltreich des Kaisers Franz Joseph. Die Niederschlagung des »Boxeraufstandes« war schnell erledigt. Typischer Fall von asymmetrischer Kriegsführung: die Boxer mit Schwertern und Speeren, die europäischen Siegermächte mit Kanonen und Repetiergewehren. Wir lassen Joseph Knorr nach Beendigung der Kampfhandlungen noch eine Weile in der Nähe von Peking stationiert bleiben. Mal schauen, was ihm dort alles passiert. Bis hierher hat er seine Mission schon mal erfüllt: Europäische Werte ins Ausland tragen.

Das tut Europa eigentlich seit seinen Anfängen: Europäische Werte ins Ausland tragen. Mit Europa ist es fast so wie mit dem Universum. Das hat auch irgendwann einen Urknall gemacht und dann hat es sich ausgedehnt und seitdem läßt es sich beim Ausdehnen nicht mehr aufhalten. Das Universum dringt unaufhaltsam weiter vor in noch nicht universelle Räume. Mit dem Universum Europa ist es so, daß es gerne in alle noch nicht europäisierten Köpfe vordringen würde. Es sind die europäischen Ideale von ... sagen wir Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, von Toleranz und Unantastbarkeit der Person, die in möglichst alle Köpfe hinein sollen. Europa hat aber auch schon andere Ideale und Träume gehabt. Zum Beispiel den Traum von Kolonien in der ganzen Welt. Oder Europas Vision von einem rassereinen Raum, seine Vorstellung von der Unterdrückung der Untermenschen durch die Übermenschen. Das ist es ja gerade, daß Europa beides ist, Befreiung und Unterjochung, und daß es in beidem immer fundamentalistisch war. Mit seinen Ansichten, Idealen, Vorstellungen war und ist es immer expansiv. Oder wie es der 1962 in Tallinn geborene Este Emil Tode ausdrückt: »Das Europäertum ist in seinem historischen Wesen imperialistisch und kosmopolitisch. Wenn es sich nun auf seine *Urheimat* zurückziehen müsste, wäre dies sein Ende, sein Niedergang, ebenso unaufhaltsam wie einst seine Ausdehnung.« Deshalb mein Vergleich mit dem Universum:

Europa, wenn es sich auf seinen Urknallpunkt wieder zurückziehen müßte, dann wäre es am Ende, das wäre sein Niedergang, genauso unaufhaltsam wie seine Ausdehnung.

Was wir mit der EU-Osterweiterung erlebt haben, ist genaugenommen eine Universums-Ausdehnung, die mit dem Urknall vom Herbst '89 einsetzte, völlig unerwartet, wie das Urknalle so an sich haben. Wobei schon der Begriff verräterisch ist: EU-Osterweiterung. Das behauptet stur und ostentativ, wir seien die Mitte, und die da draußen im Osten, der Rand, und den holen wir jetzt gnädigst und weil es unserer Laune momentan gefällt, ein bißchen näher zu uns heran. Das ist fast wie ein Gnadenakt und ein luftnehmendes an die Brust Drücken (ungnädig sind und bleiben wir mit der Türkei). Naturgemäß sehen die an den Rändern das etwas anders.

Zum Beispiel Juri Andruchowytch. 1960 geboren, lebt heute in Iwano-Frankiwsk in der Westukraine, eigenen Aussagen nach die »Stadt der Erfolglosen, der Säufer, der unrealisierten Bestimmungen und Begabungen«, eine Stadt, die »durch und durch provinziell ist, eine Stadt, wie es sie in der Ukraine zu Hunderten, doch in Wahrheit nur einmal gibt«. Iwano-Frankiwsk, früher Stanislaus und während der Zeit zwischen den Kriegen zu Polen gehörend, hatte einmal eine Festungsmauer, ein Jesuitenkolleg, eine Kathedrale, eine Synagoge und einen »eklatant mitteleuropäischen Marktplatz«, wie Andruchowytch sagt, mit Villen, deren Baumeister Italiener, Polen oder Türken waren. Manchmal, wenn etwas Putz von den Fassaden bröckelt, kommen darunterliegende Schichten zum Vorschein und seltsame Wörter, »tapicerja«, schreibt Andruchowytch, »nein, nicht »Pizzeria«, sondern »tapicerja« – etwas so Lateinisches wie Mittelalterliches«.

Juri Andruchowytch ist zur Zeit der wohl bekannteste ukrainische Autor außerhalb der Ukraine. Deutsche Übersetzungen seiner Bücher erscheinen im Suhrkamp Verlag, genau wie die seines polnischen Freundes Andrzej Stasiuk. Zusammen haben sie dort auch das Buch »Mein Europa« veröffentlicht, das für das Verständnis all dessen, was hier gesagt wurde, überaus hilfreich ist. Wer diese literarische Heraufbeschwörung Mitteleuropas gelesen hat – und dazu vielleicht noch Andruchowytchs vergangenes Jahr erschienene Essaysammlung »Das letzte Territorium« – wird verstehen, welche Kränkung es beispielsweise für einen Ukrainer darstellt, wenn wir von der EU-Osterweiterung reden und mit ihr ausgerechnet an der ukrainischen Grenze halt machen, die ja zusammenfällt mit der Grenze der ehe-

maligen UDSSR. Man schlägt Menschen die Türe nach Europa vor der Nase zu, die mit Fug und Recht behaupten können: »Zu Beginn unseres Jahrhunderts hätte ich kein Visum gebraucht, um mit Rilke zusammenzutreffen oder vielleicht mit Gustav Klimt, und um nach Krakau, Prag, Salzburg oder Triest zu gelangen, hätte es genügt, eine Fahrkarte für den jeweiligen Zug zu lösen. Allen, die daran zweifeln, sei empfohlen, sich einmal mit den Fahrplänen der k.u.k. Staatsbahn zu beschäftigen.« Guter Ratschlag von Juri Andruchowjtsch! Und dann sollte man als Ergänzung noch seinen Text »Treffpunkt Germaschka« lesen, in dem er eine Bus-Fahrt von Lwiw, früher Lemberg, nach München beschreibt. Ein Bus voller Männer, »immer noch echte Kollektivisten, teilen das Essen, den Alkohol und die Zigaretten«, quasseln in einer Tour und erzählen schmutzige Witze, den Mitreisenden, der mit ihnen nicht reden will, beäugen sie mißtrauisch; Männer also, die man kurze Zeit später als Schwarzarbeiter wiederfinden wird in Großstädten wie München und Berlin, aber auch Wien und Prag. Sie alle sind auf dem Weg in das »echte Europa, Europa-I, also, das Beste, was Europa zu bieten hat – die Zone des Schengener Abkommens, so gut wie ohne Grenzen, eine Chimäre, die wirklich geworden ist.«

Was Juri Andruchowjtschs hier beschreibt, ist eine Befindlichkeit, die ich ähnlich auch in Prag und Krakau erlebt habe. In der alten polnischen Königsstadt zum Beispiel, die eine Festungsmauer hat, ein ehemaliges Jesuitenkolleg, eine Kathedrale, gleich mehrere Synagogen und einen »eklatant mitteleuropäischen Marktplatz«, dort also findet man Menschen mit einer Illusion. (»Das Recht auf Illusionen gehört zu den menschlichen Grundrechten«, sagt Juri Andruchowjtsch). Viele sind zwar schon zu resigniert, zu zerbrochen, zu alt auch, aber andere, die etwas neugierigeren, die sich etwas intensiver mit ihren eigenen Traditionen beschäftigt haben, die zum Beispiel auch die Putzschichten unter der gerade sichtbaren kennen, sie sogar entziffern können, die haben eine Illusion. Sie sind in Europa verliebt. Die Illusion besteht jetzt darin, daß sie glauben, sie werden von Europa zurückgeliebt. Da sind sie mit der typischen Blindheit der Liebenden geschlagen.

Ihre Liebeserklärungen, bald nach der Wende offenbart, waren edel und von den allergrößten Hoffnungen getragen. Heute kann sie Juri Andruchowjtsch bloß noch mit »Beschämung und Belustigung wiederlesen«, sagt er. Damals klang es so: »Den europäischen Menschen hat das Erbe geformt. Du kommst auf die Welt, umzingelt von Türmen und Gärten, die Jahrhun-

derte auf dem Buckel haben. Mag diese Architektur auch der Landschaft abgesehen sein – die Namen ihrer Schöpfer sind bekannt. Das ist der Sieg über die *vanitas vanitatum*, diese Koordinaten der Beständigkeit und des Fortschritts markieren bestimmte absolute Werte – zu denen auch die besondere, einzigartige und unverwechselbare menschliche Persönlichkeit gehört.«

Diese »einzigartige und unverwechselbare menschliche Persönlichkeit« hat man über vierzig Jahre lang in den Staaten des Ostblocks versucht auszulöschen und durch den gleichaussehenden, gleichdenkenden, gleichparierenden Proletarier zu ersetzen. Ich hab mir das erzählen lassen. Zum Beispiel von Fürst Lobkowitz in Pilsen. Den habe ich dort im Jahre 1992 oder '93 kennengelernt. Er war gerade zurückgekehrt aus der Emigration. In den Sechzigern nämlich war er als junger Mann weggegangen aus seiner Heimat, nach München, hatte dort Arbeit gefunden, eine Französin geheiratet, Kinder in die Welt gesetzt.

Jener aus dem Exil zurückgekehrte Fürst Lobkowitz hat mir also, in Pilsen auf der Straße stehend, von einem seiner Verwandten erzählt, der nicht außer Landes flüchten konnte und von den Kommunisten zum Straßenkehrer degradiert wurde. Schlösser, Besitzungen, Ländereien abgenommen und dafür Straßenkehrerbesen in die Hand gedrückt bekommen. Ende der 1940er Jahre war das. Und so kehrte nicht mehr Fürst, sondern Proletarier Lobkowitz mit einem Reisigbesen die Rinnsteine von Pilsen. Manchmal machte er ein Püschchen und stützte sich auf den Stiel seines Besens. Rauchte vielleicht ein Zigarettchen. So eine betont proletarische Marke. Man ist ja nicht so. Man findet sich ja durchaus hinein in die neue Lage. Wenn's sein muß, spielt man auch den Proletarier. Und den Raucher.

Passanten gehen vorbei, grüßen. Man kennt sich ja. Vielleicht fällt sogar das eine bestimmte Wort. Das Unaussprechliche. »Na, Fürst, wie geht's so? Rinnstein schon sauber? Gulli noch immer verstopft?« Das ist fast wie ein Kinderspiel – wenn es nicht so todernst wäre, ich denke jetzt zum Beispiel an die Uranbergwerke in Nordböhmen, wohin man politisch Unliebsame brachte und wo sie schufteten mußten, bis zu ihrem frühzeitigen Tod. Todernstes Kinderspiel also: Alle wissen, der da im Rinnstein in den Klamotten des Straßenkehrers, der ist ein Fürst, aber keiner darf »Fürst« zu ihm sagen. Oder nur wenn's kein anderer hört. Keiner mit Verbindungen zur Partei. Und so steht schließlich ein kleines Grüppchen beisammen, vielleicht rund

um einen Gulli, und lauscht andächtig den Erzählungen des Straßenkehrers. Der erzählt nämlich gerade von seinem Verwandten, Franz Joseph Maximilian Fürst Lobkowitz, und was der oft für einen Ärger mit diesem Beethoven hatte. Habe wieder eine Sonate bei ihm bestellen wollen, er war ja ein Beethoven-Verehrer, Beethoven-Bewunderer, der Franz Joseph, hat immer geschaut, daß er ihm was zuschustert, und so habe er also eine weitere Sonate in Auftrag geben wollen, aber er, der Herr Maestro, habe es wieder nicht verstanden. Eine So-was? So-nate!! War schon ein wenig taub, unser Beethoven, seinerzeit.

So, stelle ich mir vor, könnten sie gewesen sein, die Plaudereien mit dem Straßenkehrer und Fürsten Lobkowitz. Jedenfalls hat sie mir sein Verwandter, Ingenieur Lobkowitz, in etwa so erzählt, und zwar mit einem Lachen, das ich sofort als das typisch böhmische Lachen erkannt habe. Vielleicht ist es gar nicht mal typisch böhmisch, vielleicht ist es typisch mitteleuropäisch. Jedenfalls habe ich es bei Polen, Ungarn und Slowaken ganz genauso angetroffen. Es ist das Lachen, das sich vordrängelt und schneller ist als das Weinen. Eigentlich müßte Weinen herauskommen oder zumindest Klagen, Wehklagen, aber es kommt Lachen heraus. Wir waren einmal so ein mächtiges, reiches, einflußreiches Fürstengeschlecht und jetzt sind wir Straßenkehrer. Ist das nicht zum Lachen? Eigentlich müßte hier stehen: Ist das nicht zum Weinen? Aber das Lachen war schon wieder schneller, so ist das mit dem Lachen, es ist einfach vorwitzig.

Ganz besonders vernehmlich ist dieses mitteleuropäische Lachen in Péter Esterházy's 900-Seiten-Roman »Harmonia caelestis« zu hören. Man könnte dieses Buch eine einzige Lachsymphonie nennen. Natürlich steht der Roman am Ende der »Grünen Jungfer« im »Literaturgeständnis«. Warum eigentlich »Literaturgeständnis«, bin ich schon oft gefragt worden? Was ich denn zu gestehen habe? Nun, ich muß gestehen, daß wenn ich an meinen eigenen Büchern schreibe, ich auch in fremden Büchern lese, und dann kann es vorkommen, daß ich nicht sofort wieder vergessen kann, was ich da in diesen fremden Büchern gelesen habe. Manches fällt mir sogar gerade beim Schreiben eigener Bücher wieder ein. Es ist wie ein Antworten. In einem Gespräch. Es wäre doch auch unrealistisch zu verlangen, man solle all das von einem Gegenüber in einem Gespräch Gehörte sofort wieder vergessen. Genauso unrealistisch kommt mir die Forderung vor, ein selbst auch Schreibender solle alles selbst Gelesene sofort wieder vergessen. Nein! Ich

bleibe im Gespräch. Mit dem von mir Gelesenen bleibe ich im Gespräch. Literatur ist für mich in der Tat neben anderem auch dies: ein Gespräch unter Lesenden!

Ein besonders intensives Gespräch habe ich mit Péter Esterházy »*Harmonia caelestis*« geführt. Das Buch erschien, als ich schon fast fertig war mit der »Grünen Jungfer«. Und ich hatte auch schon all die Gespräche geführt, die wichtig waren für das Entstehen der »Jungfer«. Also zum Beispiel das Gespräch mit dem Ingenieur Lobkowitz, der lieber so angesprochen werden wollte, als mit »Fürst Lobkowitz«. (Er mußte ja auch eine Pizzafertigböden-Fabrik wieder in Schuß bringen, Ingenieursarbeit also, und hatte nicht die Zeit, ein fürstliches Leben zu führen, mit Treibjagden, Abendgesellschaften, Bibliotheksnachmittagen.) Die Lektüre von »*Harmonia caelestis*« war für mich noch ein weiteres, sehr fruchtbares, vor allem mich anspornendes und ermunterndes Gespräch. In ihm erfuhr ich zum Beispiel, daß wenn die Geschichte weniger dumm gelaufen wäre, Péter Esterházy, statt schlicht als »Schriftsteller aus Budapest« zu firmieren, auch folgenden Titel tragen könnte: Hochgeborener Péter Graf Esterházy, Freiherr von Galantha, Erbgraf zu Forchenstein, Herr auf Czákvár und Gesztes. Wenn er etwas früher geboren worden wäre, hätte er, wie er selbst schreibt, maximal fünf Familienmitglieder inklusive des eigenen Vaters aus dem Weg räumen müssen, und er wäre Besitzer eines riesigen Vermögens und beträchtlicher Ländereien gewesen. Gewissermaßen Graf von und zu Allem.

Unglücklicherweise ist er aber in das Jahr 1950 hineingeboren worden, und nicht als Sproß der österreichischen Linie, was ihn vor manchem bewahrt hätte, sondern der ungarischen. 1950 aber liebte man in Budapest den Adel nicht sonderlich. Man hatte ihm zu diesem Zeitpunkt bereits alles abgenommen und die Mitglieder einer in halb Europa wirkenden und fast ganz Ungarn besitzenden Aristokratenfamilie aufs Land geschickt. Die Esterházy's lebten in einem besseren Ziegenstall. Anfänglich arbeitete der Vater, Graf von und zu Nichts, in einer Kolchose, später dann als Hilfsarbeiter bei der Straßenmeisterei. Das fanden die vier Söhne, darunter Péter als der älteste, großartig. Straßenwart, dachten sie, sei so etwas wie ein »Cowboy, er spaziert frei durch die Welt, über die Straßen, und paßt auf, daß sie in Ordnung sind«. Sie bewunderten ihren Vater.

»Manchmal, wenn er in der Nähe arbeitete, paßten wir ihn mit meinem Bruder (unerlaubt) ab. Wir waren so stolz auf ihn, wie er halbnackt den Asphalt glättete, über seinen Körper krochen dunkle Schmutzstreifen, von Zeit zu Zeit brüllte jemand neben ihm los, *Graf, verdammte Scheiße, versau's nicht schon wieder!*, sein Rücken, sein Kreuz glänzten vor Schweiß, ebenso seine Stirn, er wischte sich mit dem Unterarm drüber, richtete seine Brille, ein halbnackter Professor, die Klugheit war ihm anzusehen und die Kraft, Klugheit und Kraft, wie bei den Griechen, über die uns Mami vorgelesen hatte, denn von selber wollten wir nicht lesen, denn, wie wir sagten, wollen auch wir Straßenwart werden, genau wie der Papi, und wir werden nicht lesen, wir werden höchstens eine Brille haben wegen der Klugheit, der *listenreiche Odysseus*, wir haben es gehört, aber in erster Linie wollen wir bituminieren, worauf sie in Tränen ausbrach, offenbar hatte sie etwas mißverstanden, dafür lachten wir, das glich sich dann aus.«

Ist das nicht herrlich? Und vor allem: genau auf den Punkt gebracht. Es wird so viel geweint in der Literatur, da muß doch wenigstens die mittelosteuropäische lachen, damit es sich wieder ausgleicht. »In der Welt gibt es immer Humor«, schreibt Péter Esterházy, »und sei der Augenblick noch so schrecklich, es findet sich nur nicht immer der Mensch dazu, aber den Humor gibt es, er ist da.« Auch ich habe ihn oft gefunden, den Humor, und zwar vor allem bei Menschen, die eigentlich allen Grund dazu gehabt hätten, ihn verloren zu haben. Das Erstaunliche aber ist: Diese Menschen haben einiges verloren, nur ihren Humor nicht! Der ist unverlierbar, hat man den Eindruck. Zum Beispiel bei einem Paar wie Josef Hrubý und František Fabian. Hätte ich sie nicht kennengelernt, dann hätte ich wahrscheinlich die »Grüne Jungfer« gar nie schreiben können.

Begonnen hat es in Bory, einem wenig ansehnlichen Stadtteil Pilsens. Eigentlich ist Bory nur für eines bekannt, für sein Gefängnis. Hier waren unter den Kommunisten politische Gefangene eingesperrt. Auch Václav Havel saß hier. In Bory, wo es viele in Plattenbauweise errichtete Hochhäuser gibt, haben wir uns zum ersten Mal getroffen. Wenn ich »wir« sage, meine ich uns Autoren und Autorinnen der Regionalgruppe Ostbayern des Deutschen Schriftstellerverbandes und die Kolleginnen und Kollegen des Zentrums Westböhmischer Autoren. Es war November 1990. Daß es überhaupt zu dieser Verabredung kam, lag am guten Gedächtnis einiger Kollegen. Vor allem älterer Kollegen auf böhmischer Seite. Die konnten sich an Dinge erinnern, die lagen 25 Jahre zurück. Da war unsereiner noch im Kin-

dergartenalter gewesen. Damals hatten Josef Hrubý und František Fabian bereits Kontakt zu bayerischen Autoren, rund um die Vereinigung »Junge Akademie«. Es hatte gegenseitige Besuche und Treffen gegeben. Die könnte man doch jetzt – nach dazwischenliegenden 25 Jahren Eiszeit – wieder aufleben lassen, erinnerten sich die beiden. Und so kam es zu dieser Einladung nach Pilsen-Bory.

Ins »Heim der Westböhmischen Schriftstellergemeinde«. So waren die Ausdrücke: »Heim« und »Gemeinde«. Daran erinnere ich mich. Wir verstanden das Bedürfnis nach wenigstens etwas Anheimelndem in den Begriffen, als wir durch die Autofenster hindurch auf die schummrig gelblich beleuchtete Szenerie dieses schon gänzlich verdunkelten Novemberabends schauten: die Straßen in Pilsen-Bory waren grau, der Gefängnisbau übermächtig, die Plattenbauten heruntergekommen, das Büro des Schriftstellerverbandes ... naja, sagen wir spartanisch.

Dann das Überraschende, so von uns nicht Erwartete: All dieses Karge, Provisorische, ja auch Triste wurde doppelt und dreifach aufgehoben und überboten von der Freundlichkeit derer, die da auf uns warteten und uns empfingen. Auf der Fahrt von Regensburg über Cham nach Waldmünchen – aus allen Richtungen waren die bayerischen Kollegen zusammengekommen – und dann weiter über Horšovský Týn nach Pilsen war irgendwann die Frage aufgekommen, ob auch nur ein einziger unter uns Bayern nur ein einziges tschechisches Wort der Begrüßung wußte. Betretendes Schweigen. Wenn wir jetzt statt nach Pilsen nach Irkutsk oder nach Kamensk-Uralskij gefahren wären, hätte die Fremdheit auch nicht größer sein können. So geht es einem, wenn man als Europäer Europa nicht kennt. Wenn man sich sein junges Leben lang eingeredet hat, es genügt doch, wenn ich Paris und London schon gesehen habe, Avignon und Amsterdam, Bordeaux und Bologna, was interessiert mich da Pilsen und Prag.

Uns war, man kann es ruhig so nüchtern sagen, etwas bange. Was würde das für ein Abend werden? Wie würde man sich überhaupt verständigen können? Doch dann begrüßten uns zwei ältere Herren. Der eine trat vor. Es war František Fabian, dicht hinter ihm hielt sich Josef Hrubý. Fabian also trat vor, streckte die Hand aus und sagte – und was war das für eine Erlösung! – er sagte es in dem lebenswürdigsten, allerdings deutlich böhmakelndem Deutsch: »Gestatten, ich bin hier der Außenminister!«

Er meinte es so, daß er gewissermaßen der Außenminister der Westböhmisches Schriftstellergemeinde sei. Nicht gleich von ganz Tschechien, damals noch Tschechoslowakei, sondern nur vom Zentrum Westböhmischer Autoren. Obwohl ich sagen muß, von mir aus hätte František Fabian ruhig Außenminister von ganz Tschechien sein können. Das war nämlich gleich mein erster Eindruck: So wie František Fabian uns entgegentrat, hätte Tschechien ruhig der ganzen Welt entgegentreten können, in der Person eines solchen Außenministers.

Er war ungewöhnlich undiplomatisch für einen Außenminister, zugegeben. Er bot uns gleich das Du an. Er sagte: »Ich bin der Franta, und mein deutsch ist gut aber klein.« Das war natürlich maßlos untertrieben. Ohne Frantas Deutsch und ohne das von Josef Hrubý und einigen anderen, wären unsere bilateralen Konsultationen, die Poesie betreffend, niemals möglich gewesen. Denn auf unserer Seite, also der bayerischen, waren wir in diesem November 1990 sozusagen sprachlos.

Das Fabianische Außenministerium hatte seinen Sitz in der Nepomucká. Ich bin wenige Monate später das erste Mal dort gewesen. Und habe mich gewundert, warum es dort keine Überwachungskameras, keine Eingangskontrollen, keine Bodyguards gab. In Frantas Außenministerium gab es auch keine internationalen Vertragswerke, die irgendwelche Regalbretter füllten, sondern lediglich ein altes, wohl noch aus der Vorkriegszeit stammendes deutsch-tschechisches Wörterbuch.

Mit Hilfe dieses Wörterbuches – zusammen mit etlichen anderen Nachschlagewerken Frantas ganzer Stolz – besorgten Fabian, Hrubý und ich als Herausgeber die Übersetzungen für ein gemeinsames Buchprojekt, das wir uns gleich bei diesem ersten Novembertreffen vorgenommen hatten. Es sollte schließlich die in dieser Art erste Anthologie nach der Wende werden, gestaltet von sowohl bayerischen als auch böhmischen Autorinnen und Autoren, die sowohl in Deutsch unter dem Titel »Zwischen Radbuza und Regen« als auch in Tschechisch »Mezi Radbuzou a Řeznou« erschien. Doch soweit war es damals noch nicht. Erst mußten die Beiträge übersetzt werden. Die deutschen Texte ins Tschechische übersetzten Hrubý und Fabian. Die tschechischen Beiträge ins Deutsche übersetzten ... ebenfalls Hrubý und Fabian. Ich glättete sie nur etwas.

Haben Sie schon einmal aus einer Sprache übersetzt, die sie überhaupt nicht können? Eine harte, nächtelang dauernde Arbeit war das. Immer wieder mußte der Außenminister höchstpersönlich mit einem Krug in der Hand und in Hausschuhen Bier holen gehen im Gassenausschank einer offensichtlich nahegelegenen Wirtschaft. Ich wunderte und freute mich, daß es sowas überhaupt noch gab: einen bierholenden Außenminister und einen Gassenausschank.

Diese Nächte im Dienste des kulturellen Austausches und des damit unvermeidlich einhergehenden ungeheuren Biergenusses brachten uns näher. Ich kann sagen, daß damals der Grundstein meiner Freundschaft zu Josef Hrubý und František Fabian gelegt wurde. Wie es bei beginnenden Freundschaften unvermeidlich ist, fragt man sich vorsichtig und tastend danach aus, was vor dieser Freundschaft lag. Man will ja Licht in das Dunkel des Lebens vor dem Kennenlernen bringen. Josef und Franta, die beiden älteren Herren, sahen sich an damals. So wie man sich ansieht, wenn man als Eltern den naseweisen Filius vor sich hat und sich fragt: Sollen wir ihm jetzt wirklich alles erzählen? Die ganze Geschichte? Das kann dauern.

Aber wir hatten ja auch Zeit. Ich habe sie immer wieder danach gefragt. Ehrlich gesagt, wollten sie nämlich nicht gerne von dieser Vergangenheit erzählen. Von Vergangenheit schon, aber nicht von dieser. Josef Hrubý kann stundenlang von seiner Kindheit und Jugend in Südböhmen erzählen, von seinem Vater, dem Geigenbauer und Zirkusmusiker, der durch halb Europa getourt ist, von dem Flößchen Volynka und den verregneten Sommern, sehr schön die Zeile in seinem Gedicht »Was ich am liebsten habe«: »Das habe ich am liebsten / den regen der aufs gerade regnet«.

Davon also erzählt er gern. Nicht aber vom Schicksalsjahr '68 und den Jahren danach. Die waren bitter: 1968 war Josef Hrubý 36 Jahre, František Fabian 39 Jahre alt. Der eine war Direktor der Stadtbibliothek, der andere Rundfunkredakteur bei Radio Pilsen. Durchaus hoffnungsvolle Berufskarrieren also. Sie hätten eine glänzende Zukunft haben können, unsere beiden jungen strahlenden Helden. Genauso glänzend wie die Zukunft der Tschechoslowakei. Die träumte nämlich in diesem Frühjahr und Sommer 1968 tatsächlich davon, sich aus der Bevormundung der Sowjetunion zu befreien. Man wollte seinen eigenen Weg gehen, einen »Sozialismus mit menschlichem Antlitz« aufbauen. In Moskau wußte man genau, was das bedeuten würde: den Auslöser eines Erosionsprozesses, wie er dann zwanzig Jahre

später tatsächlich kam. Hätte man die Tschechen gewähren lassen mit einem vom Kommunismus der Sowjetunion unabhängigen Weg, die anderen wären ihnen gefolgt: die Polen, die Ungarn, Rumänien, Bulgarien, eine Kettenreaktion wäre ausgelöst worden.

Die Zeiten von Perestrojka und Glasnost waren noch weit. Gorbatschow war 1968 37 Jahre alt und noch nicht einmal Mitglied des Zentralkomitees. Das ZK war das Zentralorgan jeder kommunistischen Partei, das beispielsweise das Politbüro wählte, die eigentliche politische Führungsinstanz. Generalsekretär des ZK und damit mächtigster Mann war 1968 Leonid Brezhnev. Er war es, der am 21. August 1968 den Befehl dazu gab, daß über eine halbe Million Soldaten – vorzugsweise aus der Sowjetunion, aber auch einige aus den uneingeschränkte Solidarität übenden »Bruderstaaten« Ungarn, Polen, DDR – die Tschechoslowakei überfielen.

Man muß sich das vorzustellen versuchen, was es für ein 15-Millionen-Volk bedeutet, von einer halben Million Soldaten überrollt zu werden! Es ist die pure, verzweifelte Ohnmacht. Legendär sind die Fotos aus jenem August '68, die beispielsweise einen Prager Arbeiter zeigen, wie er sich dem Kanonenrohr eines sowjetischen Panzers entgegenstellt, seinen Blauhemd aufreißt und ihm die nackte Brust entgegenhält. Die Gegenwehr der tschechischen Bevölkerung gegen diesen brutalen Akt der Okkupation – einen Akt, den man eigentlich nur mit einem Wort belegen kann: Vergewaltigung – die Gegenwehr also beschränkte sich auf solche symbolischen Gesten, wie etwa das Umdrehen von Straßenwegweisern und das Abmontieren von Straßenschildern an den Einfallsmagistralen Prags: Man hoffte, die sowjetischen Panzerfahrer würden so den Weg nicht finden, mitten hinein in die Altstadt, direkt hin vor die Gebäude von Regierung, Rundfunk, Zeitungen. Doch innerhalb weniger Stunden waren alle wichtigen Schaltzentralen besetzt.

Das war übrigens nicht nur in Prag so, sondern in allen größeren Städten der Tschechoslowakei. Als die Panzer durch Pilsens Straßen rollten, saßen im dortigen Rundfunkgebäude Josef Hrubý und František Fabian und nutzten die letzten Minuten, die sie noch frei auf Sender sein konnten, dafür, einen völlig nutzlosen Protest gegen diese Besetzung ihres Landes hinauszuschreien ... wobei mir kaum ein Wort unpassender erscheint für das Wesen dieser beiden ruhigen, liebenswürdigen, ganz und gar eiferlosen und bescheidenen Männer als »hinausschreien«. Vielleicht haben sie das aber

auch erst gelernt, in den darauffolgenden Jahren, so wie Vančura in der »Grünen Jungfer« lernen mußte, in Hlavanice in Deckung zu gehen, ruhig zu werden, ganz ohne Eifer, still, unauffällig, unentdeckt.

Genügend Zeit dazu bekamen sie. Umgehend wurden sie aus ihren Jobs hinausgeworfen, Josef Hrubý war kein Direktor der Stadtbibliothek mehr, František Fabian kein Rundfunkredakteur mehr. Den einen strafversetzte man ins Denkmalamt, wo man ihn auf Außendienst schickte, er hatte die verlassenen und verfallenen böhmischen Schlösser und Kirchen zu inventarisieren. Franta Fabian arbeitete die folgenden Jahre als Lastwagenfahrer und als Hilfsarbeiter und gehörte beispielsweise einer Kolonne an, die die mittelalterlichen Labyrinth unter dem Pilsner Stadtplatz freilegen mußte.

Biographien wie die von Josef Hrubý und František Fabian machen deutlich, was die Wiedergewinnung der Mitte Europas konkret bedeutet. Wie armselig dagegen kommt einem mitunter unsere Form der Reaktion auf dieses Epochenereignis vor: Gemäkel und kleingeistige Bedenkenträgerei. Letztere bestimmte auch die Diskussion über den EU-Beitritt einiger osteuropäischer Länder. Nicht *Osterweiterung* sollte es meiner Meinung nach heißen, sondern *Ostwiedergewinnung*. Ich halte es da mit Juri Andruchowytch. Er betreibt zusammen mit anderen seit einiger Zeit eine als zentraleuropäisches Literaturjournal zu verstehende Homepage. Sie hat die Adresse www.pot-yah76.org.ua. Noch ist sie nur ukrainisch und polnisch zu lesen, bald aber auch auf Englisch. Geht man auf die Hauptseite, fährt als erstes ein Zug über den Bildschirm. Der Zug 76. Den hat es wirklich einmal gegeben. Vor dem Ersten Weltkrieg. Er verband Städte in ganz Mitteleuropa, Lemberg mit Venedig zum Beispiel. Warum ist der Sechsuundsiebziger wie auch andere Linien nicht längst wieder in Betrieb genommen worden? In »Mein Europa« schreibt Juri Andruchowytch: »Natürlich habe ich alle Anschlüsse längst verpaßt, und trotzdem hat es für mich eine Bedeutung zu wissen, daß zwischen Lemberg und Venedig zwei Züge verkehrten, der eine über Wien-Innsbruck, der andere über Budapest-Belgrad.« Schließlich gilt: Man unterschätze mir die Züge nicht! Als Orte der interkulturellen Verständigung. Wir 1960er Jahrgänge zum Beispiel, sind wir nicht auch deshalb so gute Europäer geworden, weil wir mit dem famosen, einen Monat freie Fahrt gewährenden »Interrail«-Ticket kreuz und quer über das Schienennetz Europas gerumpelt sind und unsere genauso holprigen Dialoge mit Franzosen, Italienern und Spaniern führten? Gleiches wäre jetzt mit Polen, Ukrai-

nern und Rumänen angesagt. Es kann nur die Aufforderung gelten: Bitte einsteigen!

6.1.3. In was für einer Zeit?

»Die Zeit interessiert nur diejenigen,
die hoffen, daß sich etwas ändert,
also die unbelehrbaren Dummköpfe.«

Andrzej Stasiuk

»Mit einem neuen Jahrhundert ist es
wie mit einem neuen Roman. Man muß
den Mut haben, damit anzufangen.«

Juri Andruchowytch

Der griechische Philosoph Aristoteles soll einmal gefragt worden sein: Was hat Gott eigentlich getan, bevor er die Welt erschuf? Eine durchaus berechtigte Frage. Daß er schon da war, ist klar. Gott war immer da. Gott kennt kein »davor« und »danach«. Wahrscheinlich auch keine Zeit. Folglich auch keine Langeweile. Wie sollte man Langeweile empfinden ohne Zeit. Aus Langeweile also, will sagen zuviel Zeit, hat Gott die Welt sicherlich nicht erschaffen. Aristoteles glaubt, Zeit fange überhaupt erst mit der Erschaffung des Universums an, vor dessen Beginn habe sie gar nicht existiert. Das war gewissermaßen eine zeitlose Zeit, damals. – Verflixt, warum kann man das nicht denken, ein zeitloses »Etwas«?

Mit Mitteleuropa ist es übrigens ganz ähnlich. Ich bin der festen Überzeugung, auch Mitteleuropa ist ein Universum. Eines, das neu entstanden ist im Herbst '89. Da hat es einen Urknall gemacht. In diesen Wochen und Monaten. Davor gab es keine Zeit. Die fängt erst im Herbst '89 an. Das schreibt auch Jáchym Topol in seinem fulminanten Wenderoman »Die Schwester«. Herbst '89, heißt es dort, das war, »als die Zeit explodierte«. Urknall. Davor: bleierne Zeitlosigkeit. Das Anti-Universum des Nichtsgeschieht. Sie können das nachlesen bei beinahe allen mittelosteuropäischen Autoren. Ich meine, sie finden dort diese besondere Atmosphäre des Nichtsgeschieht beschrieben.

Allerdings: Zu sagen, in den Erzählungen mittelosteuropäischer Autoren geschehe nichts, ist nicht ganz richtig. Es geschieht allerhand. Aber halt auf eine andere Art und Weise, bei der eine zeitliche Abfolge keinerlei Rolle spielt. Stattdessen geschieht etwas im und mit dem Raum. Mit dem Licht beispielsweise. Mit den Gedanken. Mit den Gerüchen. Nur mit der Zeit: da geschieht nichts. Stillstand. Es verändert sich nichts. Nur das Dasein ist da. Keine Taten. Nichts von Belang, nur von schlichter, reiner Existenz.

»Im Juli fuhr mein Vater alljährlich ins Bad und gab mich samt der Mutter und den älteren Brüdern den weißglühenden und betäubenden Sommertagen preis.« Das ist der Anfangssatz aus »Die Zimtläden« von Bruno Schulz. Mitteleuropäischer könnte ein Anfangssatz gar nicht sein. Mit »im Juli« beginnt er. Welchen Jahres? drängt es uns, die wir unter der Herrschaft des Chronometers und Kalenders leben, zu erfahren. Auf eine solche Frage hätte Bruno Schulz, deutsch-jüdischer Autor aus dem galizischen Drohobycz, wahrscheinlich nur mit einem milden Lächeln geantwortet. Gar keinen Jahres. Jeden Jahres. Nebbich, diese Frage. Es kommt auf ganz etwas anderes an. Auf was, das erzählt der zweite Satz dieses »August« betitelten Anfangskapitels von »Die Zimtläden«. »Wir blätterten, verrückt vom Licht, in dem großen Ferienbuch, dessen Blätter sämtlich vor Hitze brannten und auf ihrem Grund den bis zur Ohnmacht süßen Matsch goldener Birnen hatten.«

Normal würden wir doch annehmen, Literatur aus dem Osten, die müsse irgendwie von der Kälte erzählen. Es weht immer ein kühles Lüftchen aus der Taiga durch die Bücher der osteuropäischen Literaturen. Denken wir. Und haben uns schon die Mütze bereit gelegt, eingedenk des guten Rates von Jáchym Topols Jurtenwirtin. Doch weit gefehlt! Nirgendwo werden Sie so leidenschaftlich Sommer beschrieben finden, wie beispielsweise bei Bruno Schulz. Oder auch Joseph Roth. Ein genau wie Bruno Schulz aus dem jüdischen Galizien hervorgegangener deutschsprachiger Autor. Oder auch die Tschechen. Die Tschechen vor allem! Eine einzige Sommerliteratur, möchte ich behaupten.

Bohumil Hrabal zum Beispiel: Immer ist es Juni, Juli, August in seinen Büchern, immer liegen die Menschen an den Ufern irgendwelcher Flüßchen, sitzen in Garten- und Waldwirtschaften, verträdeln den Tag, verpassen die Zeit. Auch Franz Kafka, fällt mir gerade ein, hat den Ausbruch des Ersten Weltkrieges völlig verträdeln und verpaßt. Eine einzige Stelle findet

man in seinen Tagebüchern, an der etwas über den Ersten Weltkrieg geschrieben steht, und zwar am Tag des Kriegsausbruches, 2. August 1914. Da notiert Kafka zwei Sätze in eines jener Schreibhefte, die er für seine Tagebuchaufzeichnungen benutzte: »Deutschland hat Rußland den Krieg erklärt. – Nachmittags Schwimmschule.«

Mehr wird man in Franz Kafkas gesammelten Schriften nicht finden über den Ersten Weltkrieg. Franz Kafka lebte zwar in Prag, aber er hätte genauso gut auch in China leben können, da hätte ihn der Erste Weltkrieg auch nicht weniger interessiert. Das heißt, »interessiert« ist das falsche Wort, am Schlawittl gehabt hat ihn dieses Epochenereignis, genau wie jeden anderen auch, aber er hat sich in seiner Literatur nicht darum gekümmert. Nur mittelbar, man lese die »Strafkolonie« (und versuche, nicht ohnmächtig zu werden). Nein, China zum Beispiel hatte es ihm angetan. Es gibt einen Text von Kafka, in dem findet sich der Satz: »Ich stamme aus dem südöstlichen China.« So ein Satz muß möglich sein, auch für einen Schriftsteller in Prag. Für mich, einen Schriftsteller im böhmerwäldlerischen Waldmünchen, ist ja auch der Satz möglich: »Hier in China ist alles von einer Klarheit und Ruhe, hier will ich bleiben.«

Das ist ein Satz, von dem könnte ich mir vorstellen, daß ihn unser Joseph Knorr im Kopf hat – Joseph Knorr aus Grafenried, um ihn nicht ganz in Vergessenheit geraten zu lassen. Auch der wird davon gehört haben, daß im alten Europa 1914 ein Krieg ausbricht. Gott sei Dank, wird er sich vielleicht denken, hat er seinen Waffenrock der Österreichischen Kriegsmarine schon vor Jahren ausgezogen. Denn jetzt muß er wenigstens nicht zurück mit jener k.u.k. Armee, die es am Ende dieses Ersten Weltkrieges nicht mehr geben wird, genauso wie es kein Habsburgerreich mehr geben wird und kein Kronland Böhmen, sondern anstelle dessen die Erste Tschechische Republik. Doch das alles betrifft unseren Joseph Knorr schon gar nicht mehr. Vielleicht, daß er sich eine Chinesin zur Frau nimmt, Kinder mit ihr zeugt. Vielleicht, daß er still an einem Seerosenteich sitzt und gar nicht mehr an Böhmen denkt, an die Sommer dort, die zeitlosen Sommer, vielleicht, daß er sein Böhmen in China gefunden hat, denn so sehr verschieden ist es vielleicht gar nicht: in China an einem Seerosenteich zu sitzen oder in Böhmen an einem Karpfenteich oder in Prag auf dem von der Sonne angewärmten Holzsteg der Moldau-Schwimmschule.

»Es war elf Uhr im Sommer.« Wunderbar genau, diese Zeitangabe. Typisch mitteleuropäisch (und vielleicht auch typisch chinesisch?). »Es war elf Uhr im Sommer.« Nicht elf Uhr an einem bestimmten Tag, in einem bestimmten Jahr, 1924 zum Beispiel, da nämlich erschien »Der Bäcker Jan Marhoul« von Vladislav Vančura, nein »elf Uhr im Sommer«. »Helle stürzte jählings herab«, geht es weiter, »den Marktplatz mit Klängen erfüllend. Marhoul stand vor dem Haus, die Hände unter der Schürze gefaltet, und lauschte auf die Laute im Haus. Oben sang sein Weib vor sich hin, aus der Backstube scholl Gelächter; und auf dem Hof fluchte einer, sichtlich nicht, um zu lästern. Marhoul hatte einen Sohn, und er dachte daran, wie er den Teig geknetet hatte. Der sechsjährige Knabe vor dem Backbrett ähnelte einem Engel, der ein Meer umgießt. ›Er wird Bäcker‹, sagte er zu sich selber, ›und dieses Haus wird ihm gehören.‹ Da schlug es elf, und die Sonnenstrahlen streiften die hellen Fenster. Marhoul blieb vor dem Haus stehen, Menschen gingen vorüber und grüßten ihn.«

Solcherart wären die Geschichten, die mitteleuropäische Autoren gerne erzählen würden. Da steht ein Bäcker vor seinem Laden, ein Laden, der natürlich am Marktplatz liegt, und der ist natürlich beschattet von Linden. Auf dem Ladenschild steht »Brot«. Mehr nicht. (Eben fällt mir ein: Auch Peter Handke macht genau dieselbe Beobachtung, und zwar in der slowenischen Karstlandschaft des ehemaligen Jugoslawien. In seinem Hohelied auf diese »Landschaft der Freiheit«, dem 1986 erschienenen Roman »Die Wiederholung«, heißt es: »An dem Milchladen stand so im Gegensatz zu der Marktschreierei im Norden oder Westen nichts als das Wort für die Milch, an dem Brotladen das bloße Wort für das Brot; und die Übersetzung der Wörter *mleko* und *kruh* war keine ins Anderssprachige, sie war eine zurück in die Bilder, in die Kindheit der Wörter, ins erste Bild von Milch und Brot.« – Deshalb »Landschaft der Freiheit«, auch wenn sie noch so geknebelt sein mochte vom Kommunismus und seiner Mangelwirtschaft, weil sie einen befreit, diese Einfachheit, zum Beispiel die Einfachheit eines Ladenschildes, das nicht mehr und nicht weniger sagt, als daß es hier Brot gibt. Einfach nur Brot.)

Kehren wir zurück zum Bäcker Marhoul, wie er vor seinem Laden steht und an seinen Sohn denkt, mit einer unglaublichen Zärtlichkeit an ihn denkt, er sieht ihn als Engel, der ein Meer umgießt! Selbstverständlich wird auch er einmal Bäcker werden, wie sein Vater. Und das Haus wird ihm ge-

hören. So wird es sein! Das denkt sich der Bäcker Marhoul in einem Buch des Dichters Vladislav Vančura, veröffentlicht im Jahre 1924, auf Deutsch erschien es zum ersten Mal 1937. Wir brauchen nur diese Zahl in den Raum stellen, 1937, und schon dämmert uns, daß dieser Bäcker Marhoul vielleicht einen ziemlich naiven Traum träumt. Nur ein Jahr später wird auf diesem von Linden beschatteten Marktplatz der im Roman »Benešov« genannten Stadt womöglich deutsches Militär aufkreuzen. Es könnte ja sein, daß Benešov im Sudetenland liegt. Genau wird das nicht gesagt im Roman. Nehmen wir einmal an, Benešov läge im Sudetenland, dann würde dies bedeuten, daß dort in den ersten Oktobertagen des Jahres 1938 deutsches Militär auftaucht, mit Motorrädern, Kübelwagen, vielleicht sogar einem Panzer, und bestimmt nicht, um Brot zu kaufen in Benešov, dort im Laden, wo im Schaufenster ein Schild hängt, »chléb« steht darauf, lediglich »chléb«.

Das wird sich jetzt, mit dem Eintreffen der Deutschen, alles ändern: Überall, wo tschechische Namen draufstehen, ob auf Orts- oder Ladenschildern, werden bald nur noch deutsche Namen zu lesen sein. Hlavanice beispielsweise wird Kopfau heißen. Der tschechischen Bevölkerung indes wurde in diesen Oktobertagen des Jahres 1938 nahegelegt, den Sudetengau Richtung Rest-Tschechien zu verlassen. Genau so lautet ja auch das Ultimatum, das Stabsoffizier Alois Multerer dem Grafen Hlavaček in dessen Schloßbibliothek an den Kopf wirft. Er habe Hlavanice sofort zu verlassen. Tatsächlich zieht die Familie vom Schloß nur ein paar Kilometer weiter landeinwärts in die Fischerhütte des Gärtners Jan, die am anderen Ende der Ortschaft bei den Fischteichen liegt. Vielleicht daß man dort, am böhmisch-chinesischen Fischteich, die Zeit vergessen kann.

Von all dem, was im Oktober 1938 passieren wird, scheint unser Bäcker Marhoul noch nichts zu wissen. Wir sind ja auch erst Anfang der zwanziger Jahre. Da konnte man noch in der Illusion verharren, es werde alles bleiben, wie es ist (die Zeit existiere gar nicht), der Sohn, dieser Engel, werde heranwachsen, werde Bäcker werden, das Haus übernehmen, und die Bäckerei natürlich auch. Auch in Krokovy Vary an der Orsche lebt man in vollkommener Sorglosigkeit. Dabei liegt nun Krokovy Vary definitiv im Sudetenland. Der Ortsname ist von Vladislav Vančura erfunden, er läßt dort seinen »Launischen Sommer« spielen, ein Buch, das 1926 erschienen ist. Hinter Krokovy Vary, »eine[r] Stadt mit gutem Ruf und gutem Wasser«, ist unschwer Karlovy Vary, Karlsbad, zu erraten. Obwohl Jaroslav Seifert, der

mit Vančura befreundet war, schreibt, Krokovy Vary sei in jenem Zbraslav zu suchen, das etwas elbaufwärts vor Prag liegt und wohin sich Vančura ab dem Jahr 1921 zurückgezogen hatte. »Die Badeanstalt befand sich in der Nähe der Brücke«, lesen wir bei Seifert, »ja, es ist die, in der später die Unterhaltungen der drei Protagonisten aus Vančuras Roman ›Launischer Sommer‹ stattfanden.«

Letzten Endes ist das alles aber gar nicht wichtig. Wichtig ist vielmehr: Der Sommer. Die Luft. Die Gerüche. Die Gespräche. Die vor allem. Eines der drei Motti, die ich meiner »Grünen Jungfer« vorangestellt habe, stammt aus diesem herrlichen Sommerbuch. Es lautet: »Diese angenehmen Gespräche, bei denen uns der Tag verging! Diese mit der Angelrute verbrachten Abende, da Sie, dann und wann nach dem Schwimmer lugend, den schönen und geschliffenen Sätzen des Herrn Doktor lauschten! Diese tröstenden und reizenden Geschichten, die immer gut ausgingen.«

Die Geschichte von Vladislav Vančura geht nicht gut aus! Ich führe sie hier deshalb an, damit man versteht, warum ich meinen Helden in der »Grünen Jungfer«, das von Bohumila beschützte »Doktorchen«, ausgerechnet Vančura nenne. Ladislav übrigens, nicht Vladislav, es fehlt ihm das »V«, dem Doktorchen, »V« wie »victor«, aber auch »V« wie »victim«, eine Sache übrigens, die mir eben, mit dem Niederschreiben, überhaupt erst auffällt: wie nah nämlich im Englischen »Sieger« und »Opfer« sprachlich beieinanderliegen. (Auch ein Grund, warum einer schreibt: Damit er schlauer ist und wird, als er wäre, wenn er nicht schriebe.)

Die Geschichte also von Vladislav Vančura: Er wurde 1891 in der Ortschaft Háj in der Nähe von Opava, früher Troppau, als Sohn eines Gutsverwalters geboren. Eigentlich wollte er Maler werden und besuchte deshalb die Kunstgewerbeschule in Prag. Das Zutrauen in die eigene künstlerische Kreativität war aber anscheinend doch nicht so groß, jedenfalls wechselte Vančura zum Universitätsstudium der Medizin und wurde schließlich Landarzt in Zbraslav. Allerdings praktizierte er nur eine paar Jahre, dann drängte sich immer mehr seine literarische Arbeit in der Vordergrund und seine Frau, ebenfalls Ärztin, führte die Praxis alleine weiter. 1920 gründete sich die künstlerische Avantgardegruppe »Devětsil«, deren erster Vorsitzender Vančura wurde. Ihr gehörten nicht nur Literaten, sondern auch Musiker, Maler und Architekten an.

Beeinflußt von den französischen Surrealisten – immer schon hatten Tschechiens Intellektuelle einen frankophilen Zug – war es der »Poetismus«, eine universale Verschränkung von Kunst und Leben, den sich die Gruppe auf die Fahnen schrieb. Karel Teige, einer der Theoretiker der Gruppe, formulierte die schöne Losung, Poetismus bedeute »nichts als lyrisch-plastische Erregung vor dem Schauspiel des modernen Lebens. Nichts als erotische Zuneigung zum Leben und seinen Phänomenen«. Der »Launische Sommer« übrigens kann als Beispiel für den »Poetismus« gelten, hier findet man jene typisch poetisch verklärte Weichzeichnung der Alltagswirklichkeit, in diesem Fall eines Sommernachmittages mit Gartenwirtschaft und Freibad am Fluß.

Vladislav Vančura war alles andere als ein weltabgewandter Schöngest. Seit der Gründung der tschechischen Kommunistischen Partei 1923 war er deren Mitglied, wandte sich allerdings, als sich immer stärker die stalinistische Richtung Moskaus durchsetzte, von ihr ab. Mit der Okkupation der Tschechoslowakei durch Hitler-Deutschland finden wir Vančura in einer geheimen Widerstandsgruppe tschechischer Intellektueller wieder. Das ist wichtig zu wissen, will man verstehen, was nun passierte. Am 26. Mai 1942 verübten aus dem englischen Exil eingeschleuste tschechische Untergrundkämpfer in Prag ein Attentat auf den Reichsprotektor für Böhmen und Mähren, Reinhard Heydrich – vier Monate zuvor war er noch Leiter der Wannseekonferenz in Berlin gewesen, bei der die Vernichtung der europäischen Juden beschlossen worden war.

Die Reaktion der SS auf dieses Attentat war von beispielloser Brutalität. Lidice, der Name einer kleinen Ortschaft westlich von Prag, steht dafür als Symbol. Von den ca. 500 Einwohnern wurden alle männlichen über 16 Jahren erschossen, die meisten Frauen und Kinder ins KZ gebracht. Die Häuser des Ortes machte man dem Erdboden gleich. Dieses Faktum ist bekannt. Weniger bekannt ist, daß Gesamt-Böhmen und -Mähren mit einer beispiellosen Verhaftungswelle überzogen wurde. Eines der Opfer war Vladislav Vančura. Er wurde am 1. Juni 1942 ohne jegliches Gerichtsverfahren in Prag erschossen. Die Deutschen wußten genau, daß sie damit eine Symbolfigur trafen. Sie gaben ihren Mord, den sie wahrscheinlich ein »Urteil« nannten, auch sofort übers Radio bekannt – eine zusätzliche Demütigung des gesamten tschechischen Volkes.

Vladislav Vančura war ein Autor von besonderer Milde, Großherzigkeit und Menschenliebe. Genau so sah ihn auch sein Publikum in Tschechien – er war ein Nationaldichter, was Bekanntheit und Wertschätzung betraf, nicht zuletzt auch wegen seines zweibändigen Werkes »Bilder aus der Geschichte des tschechischen Volkes«. Entsprechende Schockstarre herrschte, als die Nachricht seiner Liquidierung die Runde machte. Jaroslav Seifert, der bislang einzige tschechische Literaturnobelpreisträger, hat über diesen Tag in seiner Autobiographie »Alle Schönheiten der Welt« geschrieben:

»Am vierten Tag nach dem Attentat, Anfang Juni, besuchten uns Svata Katle und seine Frau. An diesen Abend erinnere ich mich nur zu gut. Vladislav Vančura war seit Wochen verhaftet und wurde von der Gestapo gefoltert. Zitternd saßen wir am Radio und hörten Nachrichten von neuen Maßnahmen der Nazis und von Morden, die sie ankündigten. Als unter den ersten Hingerichteten Vančura genannt wurde, erhoben wir uns, wie vom Entsetzen von unseren Stühlen emporgeschleudert, und erstarrten, atemlos. Vladislav Vančura! Mit ihm wurde unsere ganze Generation getroffen, in ihm lag das Schicksal von uns allen. Unser geliebtes Land wurde schwer verwundet. [...] Dies war unser größter Autor nicht nur in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, sondern in der tschechischen Literatur überhaupt.«

Ich ergänze: Vladislav Vančura war einer der größten Autoren nicht nur der tschechischen, sondern der mitteleuropäischen Literatur. Und folglich wurde damals viel mehr verwundet als nur Jaroslav Seiferts geliebte Heimat. Ganz Europa wurde verwundet. Europa bekam einen Schlag, von dem es sich über vierzig Jahre nicht erholen sollte. Es gibt eine Stelle am menschlichen Körper, die wenn ein einziger solchermaßen geführter Schlag trifft, kann die Wirkung eine niederschmetternde sein. Ich meine den Solarplexus, das Sonnengeflecht. Es sitzt in der Mitte. Etwas über dem Bauchnabel.

Wo aber hat Europa seinen Bauchnabel? Und ist Europa überhaupt ein menschlicher Körper? Wenn man sich das Kupferstichblatt anschaut, das Johannes Putsch im Jahre 1537 angefertigt hat, kommt man schon zu dem Eindruck. Es ist später oft und in verschiedenen Varianten reproduziert worden. Man findet auch kolorierte Fassungen davon. Auf allen, ob farblich oder schwarzweiß, sieht man die verschiedenen europäischen Landesteile eingezeichnet. An der rechten Schulter der Dame entspringt die Donau und teilt die Erscheinung wie die Knopfleiste eines Mantels von oben nach un-

ten. Dort, wo der Solarplexus sitzt, prangt auf Putschs Radierung das Wort »Bohaemium«. Der Solarplexus Europas ist nichts anderes als Böhmen. Bündiger und treffender läßt sich nicht sagen, wieso ich von einem bestimmten Zeitpunkt an wie vom Blitz – vom Erkenntnisblitz – gerührt war und wußte: Du mußt einen Roman schreiben, der in Böhmen spielt! Im Herzen Europas. Nein, im Solarplexus Europas!

Was ist das überhaupt für eine Lady, an deren ausgerechnet empfindlichsten und verwundbarsten Stelle Böhmen liegt? Natürlich ist sie eine Frau. »Europa, wärest du ein Mann, ich könnte nicht so zärtlich an dich denken«, schreibt Andrzej Stasiuk und drückt damit wohl einen Gedanken aus, der seit 2000 Jahren männliche Schriftsteller antreibt. Interessant wäre zu erfahren, welche literarischen Ergebnisse es zeitigen würde, wenn sich Autorinnen Europa als Mann vorstellten. – Ich befürchte, keine sehr angenehmen.

Doch zurück zu den Männern. Natürlich stellten sie sich Europa als Jungfrau vor. Wer genau damit angefangen hat, weiß man nicht. Nicht einmal Herodot (490 bis 425 v. Chr.) weiß es, und der weiß normalerweise alles. Ihm ist die Sache unklar. Nicht daß es Europa gibt, zieht er in Zweifel – bei ihm hat der Kontinent die Form eines Längsschnittes durch die Gehirnmasse. Im Brockhaus findet man eine entsprechende Karte, betitelt »Die Vorstellung der Erde nach dem Geschichtswerk Herodots«, und das Frapante daran ist, daß die Umrisse dieses herodotschen Europas auffällig der Gehirnmasse des Menschen ähneln. Aber das nur nebenbei. Unklar ist ihm, Herodot, jedenfalls, wie man auf die Jungfrau kam. Und auf den Stier. Obwohl, das mit dem Stier ist vielleicht noch am ehesten erklärbar. Der Stier, der die Europa raubt, ist wohl ein Relikt alter indogermanischer Mythen, die von einem im Himmel lebenden Stiergott erzählen.

Die Erzählung wurde vielfältig weitergetragen. Und irgendwann kompliziert mit der der Jungfrau. Seit der griechischen Antike ist Europa eine Jungfrau. Und zwar, das ist der Anfang vom Witz an der Sache, eine Jungfrau, die überhaupt kein europäisches Blut in den Adern hat. Europa ... *die* Europa, jenes »playmate eines ganzen Kontinents«, wie sie Durs Grünbein genannt hat, war die Tochter Agenors, des mythischen Königs von Tyros. Und Tyros finden wir, wenn wir ein wenig in Nachschlagewerken suchen, in der heutigen Stadt Sur, welche im Libanon liegt. Dort, wo aber heute der Libanon liegt, lag einmal das sagenumwobene Reich der Phönizier. Der Witz

nimmt langsam Fahrt auf und steuert auf seine Pointe zu. Ein einigermaßen auskunftsfreudiges Lexikon wird nämlich beim Stichwort Phönizier stehen haben, daß es sich um ein semitisches Seefahrervolk handelte. Als semitisch wiederum begann man im 18. Jahrhundert jene Völker zu bezeichnen, die laut dem ersten Buch Moses, Kapitel 10, auf jenen Sem als Urvater zurückgehen, den das Alte Testament als Sohn des Noah ausweist.

Der Begriff semitisch indes ist ethnographisch völlig unbrauchbar, denn diese »Völkertafel« des ersten Buch Moses, wie man auch sagt, belegt ein Siedlungsgebiet, das reicht von Westanatolien bis nach Persien und von Armenien bis zum Roten Meer. Mit anderen Worten: im Nahen Osten sind eigentlich fast alle Semiten, und bräuchten sich gar nicht gegenseitig die Köpfe einzuschlagen. Aber was noch viel bedenkenswerter und – jetzt muß es heraus – die Pointe des Witzes ist, nicht nur im Nahen Osten sind sie alle Semiten, sondern sogar in Europa, ja sogar in Germanien, denn ihrer aller Ur-Mutter oder sagen wir zumindest Namensgeberin, die Europa, war ja eine Semitin.

Zu uns gebracht hat sie Zeus respektive Jupiter. Er hat Europa von Phönizien weg entführt und nach Kreta gebracht. Und zwar auf dem Buckel. Denn er war ja gerade ein Stier. Das heißt, er nahm gerade einmal schnell die Gestalt eines Stieres an. Zeus kann ja jeden Augenblick etwas anderes sein. Virtual reality bereits in der Antike. Publius Ovidius Naso, genannt Ovid, hat es in seinen »Metamorphosen«, einem der europäischsten Bücher überhaupt, beschrieben, wie Jupiter am Strand von Libanon als weißer Stier auftaucht. Langsam trippelt er auf die Tochter Agenors zu, ungeheuer prächtig, mit Hörnern, durchscheinend wie Edelsteine. Es kommt zu einem subtilen Pas de deux zwischen Jungfrau und Stier. Die Verse 866 bis 875 aus dem »Zweiten Buch« der »Metamorphosen«:

Da entschwindet allmählich der Jungfrau das Bangen: bald darf sie
Zärtlich die Brust ihm beklopfen und bald ihm die Hörner mit frischen
Kränzen umflechten. Und sieh, nun wagt es gar die Prinzessin,
Sich auf den Rücken des Stieres zu setzen – sie kennt ihren Träger
Nicht: doch vom Land, vom trockenen Ufer entschreitet allmählich
Sachte der Gott mit trügenden Schritten zuerst in das Wasser,
Geht dann tiefer hinein und entführt durch das Meer seine Beute.
Angstvoll bemerkt es die Jungfrau: sie schaut zurück nach der Küste,
Hält mit der Rechten umklammert ein Horn, auf dem Rücken des Stieres

Ruht die Linke; es flattert das Kleid und bauscht sich im Wind.

Direkt vor mir sehe ich sie, die leicht bekleidete Tochter Agenors, wie sie barfuß den Sandstrand entlanggeht, das Haar offen, wie sie dem schneeweißen Stier begegnet, wie sie auf dessen Rücken steigt und sich von dem mächtigen Tier langsam ins Meer tragen läßt, wie sich ihr Kleid bauscht und wie ihre Hand das Horn umklammert – ich kann mir nicht helfen, mir fällt jetzt unwillkürlich der Titel eines Buches von Péter Esterházy ein, ein Mann, der sich in mitteleuropäischen Dingen extrem gut auskennt, er lautet: »Wer bürgt für die Sicherheit der Lady?« Niemand mehr, leider. Es ist sozusagen zu spät. Wessen Hand das Horn von Gottvater Zeus einmal umklammert, den läßt diesen Horn nicht mehr los. Jedenfalls nicht vor dem Höhepunkt. Danach ist sie dann nicht mehr zu gebrauchen, die Frau, die schlagartig nicht mehr jung ist.

Zeus setzt sie auf der Insel Kreta ab. Dort wird sie einen Sohn gebären, Minos, dessen Vater folglich Zeus ist. Minos wird König von Kreta und hat sich mit dem Minotaurus herumzuschlagen, der bekanntlich im Labyrinth von Knossos gefangengehalten wird, aus dem es keinen Ausweg gibt – außer man hätte einen Faden bei der Hand. Dieses Bastard-Ungeheuer – es hat einen Menschenleib und einen Stierkopf – ist das Ergebnis eines Fehltritts der Gattin von Minos mit einem Stier. Man könnte also sagen: Minotaurus ist ein illegitimer Enkel von Großmütterchen Europa. Sein hervorstechendstes Merkmal ist, daß er alle Jahre einmal mit sieben Jünglingen und sieben jungfräulichen Mädchen aus Athen gefüttert werden will. Er frißt sie auf. Der Enkel von Großmütterchen Europa, die ihrerseits das Opfer einer Entführung und Vergewaltigung war. Eine schöne Verwandtschaft ist das!

Wir wissen über den europäischen Kontinent bereits einiges, wenn wir nur einmal seinen Mythen folgen. Vom Anbeginn der Zeiten an standen Überfall, Entführung, Erniedrigung, standen Grausamkeit, Kampf und Tod auf der europäischen Tagesordnung, und das blieb dann zweitausend Jahre so, und das zwanzigste Jahrhundert hat sich noch einmal mords ins Zeug gelegt, um von sich sagen zu können, es war der Höhepunkt: zwei Weltkriege, die ja doch Europakriege waren, 70 Millionen Tote, Vertreibung, Auslöschung, Ödnis. Das ganze Jahrtausend war »wie ein Scheuerlappen im Schlachthof«, schreibt Jaroslav Seifert, wir haben damit aufgewischt, und zwar gründlich, »zeitweise troff daraus dickes, schwarzes Blut«. Seifert, der

1901 geboren wurde und im Prager Arbeiterviertel Žižkov aufwuchs, der nur knapp der Exekution durch die Nazis entging, kurz vor Ende des Krieges, der wahrlich einiges erlebt hat und von den Kommunisten jahrzehntelang schikaniert wurde, Jaroslav Seifert schreibt also in »Alle Schönheiten dieser Welt« (der Titel ist trotziger Einspruch des persönlichen Erlebens gegen die Sphäre des Politischen): »Meine Zeit geht zu Neige. Doch ich habe einen törichten und unerfüllbaren Wunsch. Ich möchte das kommende Jahrtausend erleben. Wenigstens zwei, drei Tage, um einen Blick in die künftigen, besseren Zeiten zu werfen.«

Warum war er sich da so sicher, der bei Abfassung seiner Autobiographie schon Achtzigjährige, bessere Zeiten zu schauen, wenn es ihm gelingen würde, die Jahrtausendwende zu erleben? Seifert starb 1986. Er hat demnach die politische Wende im Osten nicht mehr erlebt, nicht einmal Vorzeichen davon – wenn man die Solidarność-Bewegung in Polen einmal ausnimmt. Die trat ja bereits Anfang der achtziger Jahre auf und hatte innerhalb kürzester Zeit 10 Millionen Mitglieder (bei einem Volk von rund 40 Millionen). Unverkennbar eine Massenbewegung, die etwas anderes wollte als den Moskauer Kommunismus, und die auch etwas erreichen mußte, dachten wir, wo doch ein Viertel der Bevölkerung hinter ihr stand, die gewaltigen Streiks in der Danziger Schiffswerft zeigten, zu was diese Bewegung fähig war. Und wieder war es Breschnew, damals schon ein völlig erstarrter, bewegungs- und nahezu sprechunfähiger Greis, der durch den ihm hörigen polnischen General Jaruzelski das Kriegsrecht in Polen ausrufen ließ. Wieder trampelten Soldatenstiefel das zarte Pflänzchen »Hoffnung« gnadenlos nieder. Jaroslav Seifert aber saß – ähnlich wie Vančura in seinem Häuschen in Hlavanice – in seiner Prager Wohnung und schrieb unbeirrt, trotz der Schikanen der Geheimpolizei, an seiner Autobiographie. Und darin steht eben dieser Satz von den künftigen besseren Zeiten und der Hoffnung darauf. Das ist doch erstaunlich! Ich glaube, daß viele Menschen im Osten mit dieser Hoffnung gelebt haben. »Es müssen, es werden andere, bessere Zeiten kommen!«

Wir im Westen dagegen lebten im luxuriösen status quo. Zwar war es unsere Verfassung, in der stand in der Präambel, sie sei nur ein vorübergehendes Provisorium, gültig bis zur Wiedervereinigung mit der DDR, aber wirklich daran geglaubt und damit gerechnet, daß es soweit kommen könnte, hat im Westen kaum einer. Wir hätten ohne weiteres noch weit bis ins

neue, dritte Jahrtausend mit dieser Situation des geteilten Europas leben können, ich glaube, das hätte die meisten von uns gar nicht weiter gestört. Wir hatten uns wunderbar eingerichtet in diese Situation. Es fehlte uns an nichts. (Daß uns eine ganze Körperhälfte amputiert war, einschließlich des Solarplexus – ein geo-anatomisches Paradoxon – spürten nur wenige. Martin Walser, das muß der Fairneß halber gesagt sein, hat es gespürt.)

Uns wäre nie eingefallen, mit dem Ohr am Radiolautsprecher nach den Stimmen aus dem Osten zu lauschen, um vielleicht ein paar tschechische, polnische oder ungarische Brocken zu lernen, so wie das Pilsner Bekannte mit den deutschen Sendern gemacht haben. Es wäre uns nie in den Sinn gekommen, es bedeute vielleicht einen Vorteil, vorbereitet zu sein auf den Tag X, wenn uns plötzlich Menschen gegenüberstehen würden, die sich ungemein freuen würden, wenn man sie mit ein paar tschechischen, polnischen oder ungarischen Worten hätte ansprechen können. Wir brannten höchstens darauf, mit dem Französisch-Leistungskurs nach Paris zu fahren, oder mit dem Englisch-Leistungskurs nach London, vielleicht überlegte der eine oder andere Spanisch zu lernen oder Italienisch, aber wer hätte je gedacht, daß das ernst gemeint sein könnte, von der Geschichte ernst gemeint, uns eine ganze amputierte Körperhälfte zurückzugeben?

So waren die Zeiten also, als ich den Roman »Die grüne Jungfer« anfing. Niemals im Leben hätte ich daran gedacht, ich könnte einmal ein Buch im Sinn haben, das in Böhmen spielt. Vielleicht eines in Algier; denn ich hatte wohl gerade Albert Camus »Der Fremde« gelesen. Oder in New York. Denn ich hatte Dos Passos gelesen. Das aber auch nur deshalb, weil Günter Grass immer wieder betonte, er habe einiges von Dos Passos gelernt. Und wo Grass etwas gelernt hatte, das hat mich damals sehr interessiert. Denn von der Danziger Trilogie war ich mächtig beeindruckt. Einmal nach Danzig zu fahren und nachzuschauen, wo diese »Blechtrommel« tatsächlich spielt, wäre mir allerdings nie in den Sinn gekommen. Eher probierte ich aus, so etwas wie das Danziger Erzählen des Günter Grass auch mit dem Münchner Stadtteil Sendling zu versuchen. Das Ergebnis kann man im Roman »Wurzelwerk« nachlesen.

Und dann schrieb ich noch »Hirnweltlers Rückkehr« und »Oberländer EckeDaiser«, ersteres spielt rund um den Goetheplatz und die Theresienwiese, letzteres, wie bereits erwähnt, an einem einzigen Straßeneck in Sendling, allesamt Orte in München. Ich dachte: Immer noch mehr zurückzie-

hen, einigeln, ein Straßeneck reicht doch, überhaupt wirst Du ein Leben lang über Sendling schreiben können, »Universal-Sendlikon« nannte ich voreilig dieses Projekt, und ich erkannte gar nicht, was da wirklich passierte, daß ich mich nämlich, wie so ein Urnebel, immer mehr zusammenzog, verdichtete, ja, ich verdichtete mich mit dem »Universal-Sendlikon« im doppelten Wortsinn, ich geriet auf den Holzweg und der Holzweg führte schnurstracks zu einem Punkt höchster Konzentration: Massekonzentration, Energiekonzentration. Und es machte einen Urknall. Und es schleuderte mich bis an den Rand eines mir neuen Universums. Als ich aufsaß, fand ich mich in Böhmen wieder. Und ich hörte ein Ticken. Wie wenn ein uralter Wecker, angerempelt, plötzlich wieder zu laufen anfängt. Anders als gewisse Publizisten in Amerika, die die Meinung vertreten, mit dem Zusammenbruch des Kommunismus seien wir endgültig ans Ende aller Zeit gekommen, bin ich der Meinung, im Herbst '89 hat sie erst wieder angefangen, die Zeit. Mit dem Laufen. Und seitdem ist sie schwer in Schwung gekommen. Wir Autoren müssen schauen, daß sie uns nicht abhängt. Daß wir wenigstens etwas von dem festhalten, was jetzt dahintrast.

Einen einzigen Tag festzuhalten schien mir literarische Aufgabe genug. Ich entschloß mich schließlich für den 14. Juni 1991. Es mußte ein Sommertag sein, das dürfte klar sein, nachdem was ich über den mitteleuropäischen Sommer ausgeführt habe. Obwohl: astronomisch ist ja am 14. Juni noch gar kein Sommer. Egal. Ich mußte einen Freitag nehmen, denn es mußten die Arbeiter kommen, am frühen Nachmittag, um die »Grüne Jungfer« zu bevölkern, während Vančura mit der Wirtin einen Ausflug hinaus zum Schloß macht. Auch wollte ich nicht auf den schönen Satz über die Straßenarbeiter verzichten, daß sie alle »lauter Pechsieder« seien, »Neger des Drecks, geschmückt mit dem Bart der Lianen. Läuse, Wanzen, Schaben, fröhlich springende Flöhe bewohnten ihre Haarwäldchen, und die Zeit hatte aus ihrer Kleidung ein Sieb gemacht.« Wenn ich mich recht erinnere, stammt er von Andor Andre Gelléri, aber vielleicht war es auch Ota Pavel. Ein Freitag also mußte es sein, sonst hätte ich vielleicht sogar den 16. Juni genommen. Ich liebe es, kleine Reminiszenzen in einen Text einzubauen (genauso wie ich es liebe, kleine geklaute Zitate einzubauen), und sich vor dem großen Iren zu verneigen, der für alle Zeiten den 16. Juni, den »Bloomsday« nobilitiert hat, ist meiner Meinung nach nur recht und billig.

Die Entscheidung, sich auf einen Tag zu beschränken, fiel relativ spät. Der Roman »Die grüne Jungfer« hätte auch gestreckt werden können, so daß die Erzählzeit sagen wir ... 50 Jahre ausmacht, oder noch mehr: ein Jahrhundert. Aber das hätte mir zu lange gedauert. Ich wollte einen Moment des Sich-überstürzenden hineinbringen. Erst war alles furchtbar lang erstarrt, eingefroren, unbeweglich, plötzlich taut alles auf, kommt in einen rasenden dahinschießenden Fluß. Über 20 Jahre lang beispielweise war klar, wer hier wen observiert. Lovec den Vančura natürlich. Plötzlich dreht es sich. Monatelang wehrt sich Lovec gegen die Erkenntnis, nicht mehr gebraucht zu werden und daß alles umsonst war. Und jetzt fällt er einen Entschluß. Mehr oder weniger von einer Sekunde auf die andere. Ein Entschluß mit weitreichenden Folgen. Wer weiß, vielleicht hat er ja halb Hlavanice vergiftet? Innerhalb weniger Stunden? Die Ereignisse überschlagen sich, wie gesagt. Über vierzig Jahre lang war Hlavanice von der Geschichte vergessen worden. Nichts passierte. Außer vielleicht, daß der Kalk langsam rieselte und das Schloß, langsam, sehr langsam in sich zusammenfiel.

Und dann urplötzlich eine rasante Beschleunigung, sozusagen von null auf hundert, das war meine Absicht, plötzlich entscheidet sich innerhalb von Minuten, ob aus einem jahrhundertealten Schloßpark eine gigantische Hühnerfabrik wird oder nicht. Die Zeit bricht über dieses gottverlassene Kaff herein wie die Springflut des Jahrhundert-Hochwassers vom August 2002. Das könnte übrigens der mögliche Beginn eines Teils zwei sein. Schon mehrfach bin ich darauf angesprochen worden, daß Lesern die »Grüne Jungfer« mit ihrem sperrangelweit offenen Ende gerade so vorkomme, als sei sie nur der Teil eins einer geplanten Trilogie. Das gehe doch bestimmt weiter, in einem neuen, weiteren Buch? Ja, vielleicht. Wer weiß. Teil zwei jedenfalls könnte beginnen mit den reißenden Fluten jenes Wolkenbruches, den ich auf den letzten Seiten der »Jungfer« im wahrsten Sinne des Wortes angezettelt habe. Erst einmal durchspülen und dann schauen, was noch übrig bleibt. Auf den Trümmern Neues aufbauen.

Das ist ja das Symbolbild schlechthin: Auf den Trümmern von 40 Jahren Kommunismus Neues aufbauen. Das heißt, eigentlich geht es ja noch früher los mit dem Zertrümmern und Zerschlagen. '38 geht das schon los. Ich habe einmal eine vom Evangelischen Bildungswerk Cham angebotene Exkursion mitgemacht: »Auf den Spuren des jüdischen Lebens in Böhmen«. Danach war mir wieder etwas mehr klar, was hier zertrümmert und ausgelöscht

wurde. In beinahe jeder größeren Ortschaft steuerten wir einen vollständig verfallenen, nahezu zugewachsenen jüdischen Friedhof an. Hier und da konnte die Reiseleiterin, Frau Ingild Janda-Busl, noch auf die Reste einer einstigen Synagoge hinweisen, so etwa in Hartmanice. Für das im lichtung verlag erschienene Reise-Lesebuch »Böhmerwald« hat Frau Jana-Busl ihre Eindrücke festgehalten: »Die alte Synagoge steht leer, die Fenster zum Teil herausgeschlagen, der Putz blättert ab. Man erkennt noch die ursprünglichen Gesimse um die Fenster, das hölzerne Tor. Durch die hintere Eingangstür, die offen steht, spaziert eine Truthenne in den Raum und schaut sich neugierig um.«

Das ist leider auch eine Wahrheit und ein Bild von Symbolkraft, daß dort, wo einst ein reiches jüdisches Leben war – und im ganzen Böhmerwald gab es in beinahe jedem größeren Ort eine kleine jüdische Gemeinde – daß es dort jetzt allenfalls einen Tourismus gibt, der auf diesen Spuren wandelt, aber niemand mehr, der diese Spuren hinterläßt. Dasselbe übrigens auch in Krakau, wo es eine der wichtigsten, europaweit bedeutenden jüdischen Gemeinden gab, die nahezu völlig ausgelöscht wurde. Heute betreibt man dort einen »Auf-den-Spuren-von Schindlers-Liste«-Tourismus, und ein sarkastischer Kommentator hat dazu gemeint: Die Juden liebe man auch erst so sehr, seit man sie ausgerottet habe.

Was geschehen ist, ist irreversibel, und wir haben nur diese eine Möglichkeit: Auf den Trümmern des Alten, Zerschlagenen, Zerstorten muß jetzt etwas Neues entstehen. Am besten lassen wir dieses Neue die Tschechen weitgehend selber machen. Was von unserer Seite an Einfällen kommt, wie man dem kleineren Nachbarn auf die Sprünge helfen könnte, ist nämlich manchmal einfach nur haarsträubend. Zum Beispiel diese Idee mit der Hühnerfabrik. Den Einfall hatte übrigens ein westdeutscher Investor tatsächlich, der Fall ist dokumentiert. Anders als bei mir im Roman gelang es dem Investor sogar, den Einfall, trotz monatelanger Proteste bayerischer und böhmischer Umweltschützer, in die Wirklichkeit umzusetzen. Heute steht die Hühnerfabrik in der Nähe von Všeruby, und sie ist tatsächlich mithilfe eines tschechischen Strohmanns errichtet worden.

Einen solchen Anschlag, wie ihn der Bau der Hühnerfabrik darstellt, subversiv zu sabotieren, und zwar ziemlich gewitzt, wie ich finde, auf die Idee kommen die Tschechen auch nur in meinem Buch. In der Wirklichkeit lassen sie oft alles mit sich machen und sich sogar ein solches Hühner-KZ

vor die Nase hinsetzen, in diesem Punkt ist mein Buch Wunschdenken, ja, ich gebe es zu, ich hätte mir gewünscht, die Tschechen wären mit dem deutschen Unternehmer Pohlmann, so nämlich hieß er, auf ähnliche Art und Weise Schlitten gefahren wie meine unvergleichlichen Hlavanicer.

Pohlmann also, Anton Pohlmann, ich verschweige den Namen nicht. Er stand in den Zeitungen, dutzendfach. Der ehemalige Bäckergehilfe aus dem Niedersächsischen darf vom Präsidenten des Deutschen Tierschutzbundes laut richterlichem Beschluß »Obertierquäler der Nation« genannt werden. Das ist meines Erachtens eh noch eine sehr gelinde Formulierung. Seit den achtziger Jahren betrieb Pohlmann gigantische Hühnerfabriken und fiel un- ausgesetzt durch Verstöße gegen das Tierhaltungsgesetz auf. 1996 dann der Gipfel einer beispielelosen »Karriere«: Von Ungeziefer befallene Hennen ließ er mit Nikotinsulfat besprühen, einer Substanz, die nur zum Desinfizieren leerer Ställe benutzt werden darf. Er gefährdete damit die Gesundheit seiner Mitarbeiter und brachte knapp 7 Millionen verseuchte Eier auf den Markt. Schon zwei Jahre zuvor hatte er 80.000 salmonellen-befallene Legehennen dadurch qualvoll umgebracht, daß er einfach Lüftung und Wassertränken abspernte. Und wissen Sie, was ihm passiert ist? Er kam mit einer Geldstrafe von 3,1 Millionen Mark davon und einem lebenslangen Verbot für Tierhaltung.

Über letzteres dürfte unser Anton Pohlmann wahrscheinlich nur gelacht haben. Wenn er in Deutschland mit einem solchen Verbot belegt wird, dann geht er eben nach Ungarn und Tschechien. Über einen Strohhalm ließ er eine Firma im Handelsregister von Pilsen eintragen, die in der Nähe von VŠeruby den Bau einer Kükenaufzuchtfarm ins Werk setzte, für die es im Bereich der EU niemals eine Genehmigung gegeben hätte. Diese tschechische Firma hatte selbst ein Stammkapital von 6000 DM. Damit kann man wohl kaum eine Anlage für über eine halbe Million Zuchtküken erbauen. Dreimal darf geraten werden, woher das restliche Kapital kam.

Man hat mir gelegentlich vorgehalten, ich sei in »Die grüne Jungfer« doch recht einseitig und unausgewogen. Unter dem tschechischen Personal meines Romans gebe es immerhin einige lebenswürdige Käuze und sympathische Sonderlinge, auf Seiten der Deutschen aber nur diesen ekelhaften Bauunternehmer Multerer. Verglichen mit dem Original Anton Pohlmann wird man allerdings zugeben müssen, daß Zacharias Multerer eine regelrecht lebenswerte Person ist.

Wir leben wahrlich in aufregenden Zeiten. Ganz Mitteleuropa ist, auch 20 Jahre nach dem Fall des Eisernen Vorhangs, noch immer in Bewegung. Grenzen, vor allem Bewußtseinsgrenzen, verschieben sich nach wie vor. Anlässlich einer Tagung im Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg im Juli 2000 habe ich ein mir damals spontan einfallendes Bild in die Debatte geworfen, eine Debatte, an der Zsuzsanna Gahse aus Müllheim/ Schweiz, Robert Schindel aus Wien, Péter Esterházy aus Budapest und ich aus Waldmünchen teilnahmen. Ich sagte damals, Mitteleuropa sei für mich ein Tintenklecks, ein ständig feucht bleibender Tintenklecks, der sich, wie auf Löschpapier, über die Landkarte ausbreitet. Mal deckt er bestimmte Länder ab, dann wieder bildet er Einschlüsse oder auch Ausschlüsse, je nachdem wie man es sieht – damals im Juli 2000 konnten wir konstatieren, daß Österreich gerade dabei war, von diesem Tintenklecks umschlossen zu werden, ohne selber drin zu liegen, in diesem Mitteleuropa-Klecks, da konnte Robert Schindel noch so ostentativ behaupten: »Österreich ist der Inbegriff von Mitteleuropa.« Damals hatte der ÖVP-Chef Wolfgang Schüssel gerade den Rechtspopulisten Jörg Haider in seine Regierung aufgenommen, und ich kann mich erinnern, daß man ernsthaft diskutierte, ob es nun nicht an der Zeit sei, die diplomatischen Beziehungen zu Österreich abzubrechen. Manchmal kann Mitteleuropa wirklich vernagelt sein bis zur Borniertheit. Jedenfalls entzieht und verschenkt es seine Liebe ziemlich launisch und nach Gutsherrenart, die Serben zum Beispiel waren während der Jugoslawienkriege das Allerletzte und als allerletztes Mitteleuropäer.

Da wurde gerade so getan, als hätten die Serben niemals zu Europa gehört. Ich glaube übrigens, daß es unter anderem diese Haltung war, die Peter Handke so ungeheuer aufgebracht hat und ihn in flammender Ungerechtigkeit zu einem Rache- und Verteidigungsgengel der Serben werden ließ. Aber das nur nebenbei. Wichtig ist noch etwas anderes, was bei dieser Tagung in Sulzbach-Rosenberg zur Sprache kam. Wir waren gerade darüber übereingekommen, daß mein Bild von Mitteleuropa als Tintenklecks vielleicht doch einen gewissen Gebrauchswert haben könnte, denn daß Mitteleuropa von den Tintenklecksern, also den Autoren, geriert und dargestellt werde, daß sie es seien, die Mitteleuropa ausmachten, darüber herrschte Einverständnis. Péter Esterházy lehnte es zwar ab, über Politik zu reden, meinte aber, »wenn wir zurückgehen zu dem erwähnten magischen Ort, das finde ich schön. [...] Ort der Bücher. Mitteleuropa als Ort der Bücher. Das kann ich mir gut vorstellen.«

Also gut: Mitteleuropa als großes, gemeinsam verfaßtes und weiterhin zu verfassendes Buch. Böhmische Autoren haben daran natürlich maßgebend mitgeschrieben. Weil mich der Moderator, Kulturredakteur Dieter Hess vom Bayerischen Rundfunk, danach gefragt hatte, nannte ich ein paar Namen. Ludvík Vaculík zum Beispiel. Wem sagt dieser Namen heute noch etwas? Genau das war meine Klage: Daß ein Autor wie Ludvík Vaculík, der einmal eine der wichtigsten Stimmen der dissidenten tschechischen Literatur war, dessen Bücher allesamt ins Deutsche übersetzt waren, daß dieser Ludvík Vaculík mittlerweile mit keinem einzigen Titel mehr auf dem deutschen Buchmarkt präsent ist. Diese Generation der Dissidenten ist völlig aus dem Blickfeld geraten. Ich empfinde das als eine große Ungerechtigkeit, ja Schande des sogenannten literarischen Betriebs, aber der läßt ja ungeniert noch ganz andere Schande auf sich.

Robert Schindel machte damals einen Einwand. Ich darf ihn an dieser Stelle aus der Transkription des Round-table-Gespräches zitieren, die das ostbayerische Magazin »lichtung« in ihrem Heft vom Oktober 2000 abgedruckt hat. Robert Schindel sagte: »Das stimmt alles. Dennoch glaube ich, daß Mitteleuropa ein ziemlich gutes Gedächtnis hat. [...] Es mag sein, daß diese Autoren eine Zeitlang vom Tisch verschwinden, bis sie dann wieder jemand entdeckt. Das ist kein Trost und ich will damit gar nicht sagen, daß das in Ordnung ist. – Dieser Amerikanismus, diese Moden! Aber mittelfristig gesehen, glaube ich, daß in Mitteleuropa das Gedächtnis intakt ist.«

Ich bin da weitaus skeptischer als mein geschätzter Kollege Schindel. Ich glaube, daß wir uns in einer Phase monströsen Gedächtnisverlustes befinden – ja, eigentlich mehr als das: einer aktiv betriebenen Gedächtnisauflösung. Um zu erklären, was ich meine, bringe ich vielleicht am besten Milan Kundera noch mit ins Spiel mit seinem zuletzt erschienenen Roman »Die Unwissenheit« – sehr zum Thema passender Titel übrigens. Milan Kundera ist 1929 in Brünn geboren. Sein deutscher Hausverlag, Carl Hanser in München, verlegt Brünn im Klappentext nach »Böhmen«. Brünn liegt aber in Mähren, und einen Mähren zu einem Böhmen zu machen, ist Beweis für die komplette Ahnungslosigkeit in Bezug auf mitteleuropäische Befindlichkeiten, die man mittlerweile selbst in Münchner Weltverlagen antreffen kann. Aber das nur nebenbei. – Milan Kundera ist 1975 ins Exil gegangen, natürlich wegen der Lage in seinem Land, natürlich wegen der Besetzung durch die Russen. Diesen Schritt hat man ihm in Tschechien, habe ich das

Gefühl, nie wirklich vergeben: In schweren Zeiten flieht man nicht. Und vor allem geht man nicht nach Frankreich, wird halber Franzose, beginnt seine Bücher auf Französisch zu schreiben und vergißt seine Wurzeln. Ich glaube, daß nicht wenige Tschechen so über Milan Kundera denken.

Nach der Wende erschienen einige Bücher Kunderas in dem renommierten Prager Atlantis Verlag. Aber von einer triumphalen Heimkehr des lange Zeit verfeimten Autors kann man wahrlich nicht sprechen. Besonders ins Auge muß stechen, daß Kunderas letzter Roman, das auf Französisch geschriebene und kurioserweise als allererstes in spanischer Übersetzung erschienene Buch »Die Unwissenheit«, bis heute in Tschechien nicht erschienen ist. Und das, obwohl dieser Roman eine Rückkehr Kunderas zu seinem tschechischen Lebens-Thema bedeutete. Nach »Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins«, dem Buch über den Prager Frühling 1968, das ein Welterfolg werden sollte, hatte der Autor dieses Thema gemieden, ihm vielleicht auch nichts mehr abgewinnen können. Erst mit dem Zusammenbruch des Kommunismus kehrte es anscheinend in die Überlegungen des Autors zurück.

Im Roman geht es um zwei tschechische Emigranten, eine Frau, die nach Paris floh, und einen Mann, den es nach Skandinavien verschlug. Beide kehren sie nach der Wende besuchsweise nach Prag zurück, treffen sich dort zufällig, werden daran erinnert, daß sie einst, vor vielen Jahren, beinahe eine Affäre gehabt hätten (er kann sich kaum mehr daran erinnern, jedenfalls fällt ihm ihr Name bis zuletzt nicht ein), sie werden schließlich ein Liebespaar für eine Nacht und verschwinden dann wieder, jeder in seine Richtung, sie nach Paris, er nach Skandinavien. Was sie eint, ist die Erfahrung, daß es für Emigranten anscheinend keine Heimkehr gibt. In Tschechien jedenfalls werden die beiden aufgenommen mit mindestens jener titelgebenden »Unwissenheit«, wenn nicht sogar mit offener Ablehnung.

Die Rückkehr der beiden Emigranten ist eine Reise in die Vergangenheit. Eine voller Beklemmungen und Befürchtungen. »Würde er gerührt sein? Kalt? Erfreut? Deprimiert?« fragt sich Josef, der mittlerweile Wahl-Skandinavier. Er fragt sich das vor der Reise. Als er dann dort ist, in der alten Heimat, bei den so lange nicht gesehenen Verwandten, dem Bruder vor allem, ist alles ganz anders. »Nichts von alledem. Während seiner Abwesenheit war ein unsichtbarer Besen über die Landschaft seiner Jugend

hinweggegangen und hatte alles beseitigt, was ihm vertraut war; die Konfrontation, auf die er gefaßt war, fand nicht statt.«

Milan Kunderas Roman hat einen Schluß, wie ihn, finde ich, momentan alle mitteleuropäischen Romane haben müssen, es geht gar nicht anders: Es ist ein offener Schluß. Wir sind mitten im Fluß der Zeit. Alle Möglichkeiten stehen offen. Wir leben in einer Gegenwart, die alles bereithält. Selbstverständlich ist das bei jeder Gegenwart so. Nur das Gefühl dafür ist manchmal größer, manchmal kleiner, fast schon verschwunden. Während des Kommunismus hatten vielen Menschen in Osteuropa das Gefühl, gar nichts geht mehr. Die Dichter haben dafür Bilder gefunden. Der wunderbare Lyriker Jan Skácel, ein Mähre auch er, etwa das Bild eines aus Traurigkeit gebauten Hauses, in das er einziehen, 300 Jahre lang wohnen und niemandem die Türe öffnen wolle. Darauf spielt folgende Passage in Kunderas Roman »Die Unwissenheit« an, die ich an den Schluß dieses Kapitels stellen möchte, gewissermaßen als letzte, abschließende, kleine Meditation über die Zeit:

»Als Skacel sich für dreihundert Jahre in das Haus der Traurigkeit einschloß, tat er das, weil er seine Heimat für immer vom Reich des Ostens verschlungen sah. Er irrte sich. In der Zukunft irren sich alle. Der Mensch kann nur des gegenwärtigen Augenblicks sicher sein. Aber stimmt das denn auch? Natürlich nicht. Denn wie könnte, wer die Zukunft nicht kennt, den Sinn der Gegenwart verstehen? Wenn wir nicht wissen, in welche Zukunft die Gegenwart uns führt, wie könnten wir dann sagen, ob diese Gegenwart gut oder schlecht ist, ob sie unsere Zustimmung, unser Mißtrauen oder unseren Haß verdient?«

6.1.4. Ist literarischer Mundraub erlaubt?

»Die Kunst macht aus dem Wissen ein Fest.«

*Roland Barthes, zitiert bei Bohumil Hrabal,
zitiert von mir*

Wir alle kennen Polenwitze. Einer zum Beispiel geht so: Was ist polnischer Triathlon? Zu Fuß zum Schwimmbad gehen, zwei Bahnen schwimmen, mit dem Fahrrad wieder nach Hause fahren. Witztypologisch muß man ihn der Familie der Slawenwitze zurechnen, in der Tat ist es so, daß nicht der Pole allein gemeint ist, wenn wir ehrlich sind, sondern viel allgemeiner der Sla-

we an sich. Warum klauen Russen in Deutschland immer zwei Autos? – Sie müssen noch durch Polen. – Wie dieses Beispiel zeigt, spielt der Slawenwitz mit immer dem gleichen Stereotyp. Es besagt, daß Bewohner der Gebiete rechts vom 17. Grad östlicher Länge ein gestörtes Verhältnis zur Frage des persönlichen Eigentums haben. Bayerisch gesagt: Sie krampffeln gerne. Das Lexikon »Bairisches Deutsch« des Lehrbeauftragten für Bairisch an der Universität Regensburg, Ludwig Zehetner, ein Werk übrigens, das zu konsultieren ich empfehle, wenn in meinen Texten Ausdrücke auftauchen, die dem Leser bayerisch vorkommen, dieses Lexikon also erklärt »krampffeln« mit »Unerhebliches stehlen« und bringt den Beispielsatz: »Es heißt immer, dass die Zigeuner nur vom Krampffeln leben.« Natürlich, die Zigeuner! Auch der Zigeuner nichts anderes als ein Slawe.

Unerhebliches entwenden also. Ich bin selbst schon bekrampfelt worden, auf slawische Art, und zwar im Goetheinstitut in Bratislava, dort wurde mir mein Eigentum aus einem verschlossenen, notabene nicht aufgebrochenen Schließfach entwendet, das nenne ich die slawische Art, die keine brachial gewaltsame ist, sondern eine Nachschlüssel besitzende, wer weiß, mit wessen Duldung sogar Nachschlüssel besitzende, jedenfalls der Leiter des Goetheinstituts reagierte befremdlich unaufgeregt, so als ob das dort, in diesem Hause, öfters geschehe. Aber lassen wir das. Ich wollte damit nur sagen, ich mache meine Anmerkungen hier auf der Basis persönlicher Erfahrung, und möchte deshalb bitte nicht der Verharmlosung bezichtigt werden. Ich weiß, von was ich rede! Ich rede jetzt davon, daß ich in dieser Hinsicht auch und gerne ein osteuropäischer Schlawiner bin. Ja, ich bekenne, »ich bin oin Schlawiner« (statt Berliner!), meine Urgroßmutter war Ungarin, eine geborene Horváth, man hat es bei mir also mit einem Achtel Ungarn zu tun. Was aber ist ein osteuropäischer Schlawinerautor? Das ist einer, der mit leeren Händen in die nächst größere Bibliothek geht, dort zwei Regalbahnen liest, sich seine Notizen macht, und wieder nach Hause geht mit einem, wie er beteuert, selbstverfaßten Werk im Gepäck.

In diesem (und vielleicht nicht nur in diesem) Sinne bin ich also ein Schlawiner. Weil auch ich gerne krampf. Allerdings würde ich niemals behaupten, es sei Unerhebliches, was ich entwende. Ich gestehe: Es handelt sich um das Kostbarste im Leben überhaupt. Um schöne Sätze! Ja, ich gebe zu, ich habe einige schöne Sätze aus fremden Büchern geklaut und sie in

meiner »Grünen Jungfer« versteckt. So gut versteckt, daß sie bis jetzt noch niemand entdeckt hat. Ich meine als Diebesgut entdeckt und enttarnt hat.

Ob ich mich gar nicht schäme? Ja, doch, ein bißchen schon. Aber ein bißchen stolz bin ich gleichzeitig auch, wie jeder kleine Dieb. Außerdem weiß ich mich mit dieser meiner Lumperei in der allerbesten Gesellschaft, ich werde gleich Beispiele dafür geben! Ich meine die Lumperei des Mundraubs. Literarischen Mundraubs versteht sich. Es gab einmal den schönen Paragraph 370 Strafgesetzbuch. Er regelte den sogenannten Mundraub, den man ja nur dann begeht, wenn man dringend etwas braucht. Zwischen die Zähne. Für den knurrenden Magen. Mittlerweile ist er abgeschafft worden. Dafür gibt es jetzt den § 248 a und der befaßt sich mit »Diebstahl oder Unterschlagung geringwertiger Sachen«. Geringwertig sind die Sachen, die man beim literarischen Mundraub entwendet, keineswegs, ich vermerkte es eben bereits. Man braucht sie genauso dringend, wie einer, dem der Magen knurrt. Bei uns knurrt halt das Hirn. Péter Esterházy zum Beispiel, Taschenbuchzitatendieb der absoluten Extraklasse, sagt: Wenn ich etwas brauche – er meint: für seinen eigenen literarischen Text – dann nehme ich es mir. Nachher kann ich immer noch sagen, das war jetzt postmodern.

Jetzt ist es gefallen, das Schlagwort schlechthin: postmodern. Postmodern – das ist eine von vielen möglichen Definitionen – ist, wenn man weiß, daß das Leben nur noch im Zitat möglich ist. Übrigens ein Zitat von Max Frisch. Wenn ich mich recht erinnere. Das ist nämlich eine weitere Beschreibung von postmodern: Man weiß gar nicht mehr, was von einem selber ist und was nicht. Man redet, wie man glaubt, völlig originell und originär – man könnte auch sagen: modern und avantgardistisch – und dabei sind es, man weiß es nur nicht, weil man nicht ganz so schlau ist, alles nur Zitate. Das ist das Allerschlimmste, finde ich: Avantgarde, die nicht weiß und nicht bemerkt hat, daß sie längst Derniergarde ist! Man kann sich seiner Originalität nicht mehr sicher sein. Ich bin mir jetzt gar nicht sicher, ob das nicht schon jemand anderes gesagt hat. Aber, und das ist das Entscheidende: Es stimmt trotzdem. Auch wenn es schon ein anderer gesagt hat. Man bedient sich ja unter anderem dieser Zitate auch deshalb, weil man erkannt hat, da hat ein anderer etwas Richtiges und Schönes ganz richtig und insbesondere außerordentlich schön gesagt.

Ich behaupte, es sind durchwegs schlaue Autoren, besonders schlaue, die schlauesten überhaupt, die so verfahren. Schon, daß sie zugeben, nicht

die Ersten und die Originellsten zu sein, beweist, wie schlau diese Autoren sind. Es zitiert nämlich jeder, ob er will oder nicht – nur den einen ist es bewußt, den anderen nicht. Literatur, die kein Plagiat ist, gibt es nicht. Das sollte man zugeben. Das Zugeben verrät den schlaunen Autor, das Nichtwissen beziehungsweise Nicht-bewußt-machen und folglich Auch-nicht-Zugeben den dummen. Wer die schlaueren sind, erkennt man übrigens auch noch daran, daß sie abstreiten, überhaupt schlau zu sein. Tiefstapelei sozusagen, nutzlose allerdings. Nehmen wir Bohumil Hrabal. Er hat einmal eine Reihe von Selbstauskünften geschrieben, mit dem Titel »Wer ich bin«. In Teil eins erfahren wir:

»Ich lese also viel, und wenn ich viel zitiere, dann vergesse ich zu sagen, woher und von wem ich das Gesagte habe. Eigentlich bin ich ein Leichenfledderer, ein Plünderer hehrer Sarkophage. Dergestalt ist mein Charakter, in dieser Hinsicht bin ich ein Neuerer und ein Experimentator, immer bin ich auf der Lauer, wo sich etwas von toten oder lebenden Schriftstellern und Malern stehlen läßt, und dann verwische ich wie ein Fuchs mit der Lunte die Spuren, die zum Tatort führen. Gründlich ausgeraubt habe ich das Grab der Herren Louis Ferdinand Céline, Ungaretti und Albert Camus, des Herrn Erasmus von Rotterdam, des Autors von *Idioten zuerst*, von Ferlinghetti und von Kerouac. Eine Perle auf dem Grund habe ich aus Jakob Boehmes *Augen* geklaut, ebenso wie seinen herrlichen Satz – Der Mensch kann sich nicht von seiner Epoche lösen. Die Melancholie der ewigen Bauten habe ich Leibniz entwendet – oder Friedrich Nietzsche? Und aus dem Grab des Herrn Roland Barthes habe ich – Die Kunst macht aus dem Wissen ein Fest – geraubt, das sind nur einige Proben, im Grunde ist jeder meiner vernünftigen Gedanken immer gestohlen.«

Die Kunst macht aus dem Wissen ein Fest! Genauso ist es. Und bei einem Fest, da ist man nicht kleinlich, da gibt es kein »meins« und »deins«, eine gewisse Bacchantik kann doch nur dann aufkommen, wenn solche Fragen des privaten Eigentums aufgehoben sind, wenn jeder aus jedermanns Glas trinkt, jede von jederfrau Teller ißt, zumindest für die Dauer des Festes, das die Kunst darstellt, sollten solche Fragen des Wem-gehört-was obsolet sein. So wie es in Hlavanice am Ende des Buches der Fall ist, so stelle ich mir das ideale Fest vor, jeder bringt das seine mit, alles wird zusammenge-
worfen, gestellt und gelegt, »Jozo zeigte auf einen Tisch gleich neben dem Bierfaß«, darf ich jetzt vielleicht ausnahmsweise einmal mich selber zitieren, »da stand und lag alles, was die Hlavanicer zu diesem Fest beizusteuern

hatten: natürlich jede Menge Schnapspullen sowie einen Plastikbenzinkanister voll Selbstgebranntem [...], etliche Brotlaibe, Wurstringe, ein Kessel Kuttelsuppe, Schinken, Körbe voller Kolatschen, eingelegte Paprika, Gurken in Salzlake, russische Eier, mährischer Wein und – als sei der Waller noch nicht genug – ein Faß eingelegter Heringe sowie ein Bündel geräucherter Aale (sahen aus wie Holzstecken), eingewickelt in Butterbrotpapier, das schon völlig durchfleckt war vom Fett der Fische. Denn eines durfte das Fest auf keinen Fall werden: trocken und mager.« – Habe ich gerade geschrieben, »mich selber zitieren«? Mir schwant, ich hab schon wieder jemand anderes mitzitiert, diesmal war es Gyula Krúdy. Etwa aus seinem großartigen Budapester Kneipenroman »Meinerzeit«, erschienen im Deutschen Taschenbuchverlag, aber auch aus meiner alten DDR-Ausgabe seiner »Schlemmergeschichten«, aus der stammt das »Bündel geräucherter Aale«. Wie gesagt, jeder trägt zum Fest des Wissens bei, was er hat, und der eine hat halt das Bild von dem Bündel geräucherter Aale, zusammengebunden wie Stecken.

Kunst muß durchwachsen sein! Das Schlimmste ist, wenn sie trocken und mager daher kommt. Nein, fettig und saftig, so muß sie sein. Und Fett und Saft bringen die Zitate. Das Zitieren schöner fremder Sätze in einem Text ist wie das Spicken des Bratens mit Speck. Oder, wem dieser Vergleich zu kulinarisch ist: Das Verstecken schöner fremder Sätze tief drin in seinem eigenen Buch ist dasselbe, was der Altpapierpacker Haňŕa in Bohumil Hrabals Erzählung »Allzu laute Einsamkeit« macht, der macht nämlich folgendes:

Seit 35 Jahren arbeitet er in einer Altpapiersammelstelle in Prag. In einem Kellergeschoß betätigt er die Altpapierpresse. In der Decke dieses Kellerraumes ist ein großes Loch, oben im Hof, fahren die Laster vor und kippen durch dieses Loch das Altpapier herunter. Dieses Altpapier ist von unterschiedlichster Provenienz. Es kann sich sowohl um den Inhalt von Büropapierkörben handeln als auch um Kartons aus der Großmarkthalle, es können verfallene Programme und Fahrkarten sein, matschiges Blutpapier aus Metzgereien, aber auch die komplette Auflage eines Buches, das den kommunistischen Machthabern plötzlich unliebsam geworden ist. Dieser Text von Bohumil Hrabal – eine der großartigsten Parabeln auf das Leben in Diktaturen schlechthin – ist in den frühen siebziger Jahren entstanden, also nach der Niederschlagung des Prager Frühlings, in der von den Kommunis-

ten sogenannten Ära der Normalisierung und das hieß nichts anderes als in der Ära der Publikationsverbote, der Säuberungen, Verhaftungen, Degradierungen, wo aus Universitätsprofessoren, Rundfunkredakteuren und Schriftstellern Straßenkehrer, Heizer und Arbeiter in Altpapiersammelstellen wurden – ähnlich erging es Bohumil Hrabal selber, der einige Jahre Altpapierpacker war.

Unser Haň'a nun, im innersten Kreis dieses Infernos stehend, hat die Aufgabe, dieser Berge aus Altpapier Herr zu werden. Er hat sie in die Altpapierpresse zu schichten und zu Kuben unleserlicher Papiermasse zusammenzupressen. Er ist ein Arbeiter an den Heizöfen des Purgatoriums. Er erledigt diese Arbeit stoisch und indem er dabei kübelweise Bier in sich hineinschüttet, ein Attribut, das in der tschechischen Literatur nicht fehlen darf. Biertrinken ist in der tschechischen Literatur so wie Om-Sagen im Buddhismus und Hinduismus: eine bedeutungslose Silbengeste als Manifestation der spirituellen Kraft des Absoluten. Man könnte auch sagen, Biertrinken ist die Einverständniserklärung mit allem. (»Was kann die Welt und die Zeit jemandem anhaben«, schreibt Andrzej Stasiuk über Bohumil Hrabal, »der sein Leben lang immer gesagt hat: ›In Ordnung, ich bin einverstanden.«)

Haň'a ist einverstanden mit seinem Job, den er seit 35 Jahren gewissenhaft ausführt und der nichts anderes ist und bedeutet als die Auslöschung der gesamten europäischen Kultur. Man muß das so sagen, betrachtet man die Lawinen verbotener Bücher, die ihm durch das Loch in seinen Keller entgegenstürzen. Er nimmt diese herrlichen Bücher alle in die Hand, bewundert sie, einzelne kann er zur Seite schmuggeln, die wird er mit nach Hause nehmen, wo sich schon Zentner solchermaßen geretteter Bücher stapeln und ihn zu erschlagen drohen, aber alles kann er halt doch nicht retten; die anderen schichtet er in die Altpapierpresse, und diese Arbeit versieht er mit Einverständnis, Ehrfurcht und wie einen letzten Dienst an einem Sterbenden.

»Vorigen Monat brachte man und schüttete mir in den Keller sechs Zentner alter Meister, sechs Zentner durchnäßte Repros von Rembrandt und Hals und Monet und Manet und Klimt und Cézanne und anderen Schwerenötern der europäischen Malerei, und so rahme ich jetzt jedes Paket seitlich mit Reproduktionen ein, und abends, wenn die Pakete reihenweise vor dem Fahrstuhl stehen, kann ich mich an dieser Schönheit satt sehen, an den Seiten mal von der Nachtwache

geziert, mal von Saskia, mal vom Frühstück im Freien, mal vom Haus des Gehängten, mal von Guernica.« – Und ganz innendrin versteckt er eine Perle, ein literarisches Meisterwerk, „da einen aufgeschlagenen Faust, dort einen Don Carlos, hier mitten im abscheulichen Wust blutiger Pappeckel Hyperion, und hier in dem Paket aus Zementsäcken Also sprach Zarathustra. Ich als einziger auf der Welt weiß, in welchem der Pakete wie in einer Gruft Goethe und Schiller und Hölderlin und Nietzsche ruhen.«

Ich finde diesen Text, offen gestanden, ungeheuerlich und von einer Symbolkraft, die mich zumindest schauern macht. Dem in seinem heißen Drecksloch – einer wahren Hölle – bereits halluzinierenden Hañ'ta erscheinen regelmäßig in seinem Bierdampf zwei Gestalten, die ihm bei seiner Arbeit über die Schultern schauen: Jesus und Laotse. Also der Repräsentant fernöstlicher Kultur und der Repräsentant europäisch-abendländischer Kultur, und sie beide schauen zu, wie dieser brave Arbeiter und Vernichter Hañ'ta alles, egal was es ist, ob Faust oder Bibel, Rembrandt oder Seneca in transportable Papiermatschkuben preßt, aus denen das Blut der Schlachtereien heraustropft, transportabel übrigens hin zu jenen Papiermühlen, wo diese Altpapierwürfel, zusammengebunden und -gehalten von starken Metallbändern, aufgeschnitten und in riesige Säurebäder gekippt werden, auf daß aus all diesem Karton- und Hochglanzpapier, diesem Bibeldünndruck und Büttenpapier eine einheitliche Papiermaische werde für neues Altpapier, das sich wieder bedrucken läßt, mit Überflüssigem, Unbeachtetem bedrucken läßt, welch ausgetüftelter Kreislauf ist das doch, Vernichtungs-kreislauf, Kulturhervorbringungs-und-sofort-wieder-Vernichtungs-kreislauf. Und man sollte ja nicht glauben, dieser Kreislauf habe mit dem Herbst '89 aufgehört. Nein, die Kulturvernichtung findet immer noch statt, findet in einem immer verschärfteren Ausmaße statt. Sie war beileibe kein Spezifikum jener untergegangenen östlichen Welt der Zensurbüros, gesäuberten Bibliotheken und allesverschlingenden Altpapierpressen. Im Gegenteil: Der »Sieg« der sogenannten freien westlichen Welt mit ihrem sogenannten freien westlichen Markt begann seinerseits mit einer Kulturvernichtung exorbitanten Ausmaßes. Ein Sinnbild dafür ist für mich immer die Scheune des Pfarrers Martin Weskott in Katlenburg gewesen, die nach Wende und Wiedervereinigung einiges Medieninteresse erregte. Pfarrer Weskott aus Katlenburg in der Nähe von Göttingen hatte im Mai 1991 in der »Süddeutschen Zeitung« ein Foto gesehen, das zeigte Tausende von druckfrischen

Büchern, die auf dem Hof der »Sekundärrohstoffeffassung Plottendorf« bei Leipzig im wahrsten Sinne des Wortes zermatscht, verfault und verrottet im Dreck lagen. Ein Bild wie zur Illustration von Bohumil Hrabals Text gemacht. Und Pfarrer Weskott dachte angesichts dieses Bildes: »Bücher gehören nicht auf den Müll.« Solche Menschen gibt es, die bei solchen Bildern noch solche Gedanken haben. Wir dürfen Hoffnung haben.

Pfarrer Weskott machte sich also auf, diese Bücher zu retten. Ich zitiere aus dem Artikel »Im Antiquariat der deutschen Einheit« von P. Werner Lange, erschienen in »ZeitSchrift«, Heft 2, 1999: »Als Pfarrer Weskott damals aufbrach, führte ihn seine Suche tatsächlich auf den Acker. Er fand weggeworfene, häufig noch in Kartons verpackte, in Plastikfolien eingeschweißte oder gar auf Paletten gelagerte Bücher nicht allein im SERO-Hof in Plottendorf und auf einem nahen Ziegeleigelände: auf der Deponie Kömmlitz moderten etwa eintausend Paletten, also wohl fünfhundert Tonnen Bücher, auf der Müllhalde Hainichen waren es sogar nahezu fünfzigtausend Tonnen – von einer Erdschicht bedeckt, vermischt mit Bauschutt, faulen Kartoffeln und anderen Abfällen, wartend auf künftige Archäologen.«

Jeden Sonntag nach dem Gottesdienst hat Pfarrer Weskott gegen eine Spende an »Brot für die Welt« diese Bücher an Interessierte abgegeben. Man hat schon davon gehört, daß aus Wasser Wein geworden ist. Aber daß aus Müll Bücher wurden, war uns neu. Die Scheune in Katlenburg wurde also der rettende Ort für jene wie Müll entsorgten Bücher, vorzugsweise aus den Produktionen über Nacht abgewickelter Ost-Verlage. Hier türmten sie sich zu Bergen auf. Und es kamen Interessierte, um in dieses Papiermassiv einzusteigen und sich hindurchzuwühlen bis auf den Grund. Dort, auf dem Grund, konnte man wahre Perlen mitteleuropäischer Dichtkunst finden, die vorwiegend in DDR-Verlagen publiziert worden waren, wenn auch vielleicht aus den falschen Motiven heraus, aber das ist mir doch egal, Hauptsache publiziert worden sind sie. Vielleicht hat man sich ja in den Zensur- und Verlagsbüros der DDR gedacht, Tschechen müssen wir drucken, weil die Tschechoslowakei ist ein sozialistisches Bruderland der DDR. Dasselbe mit den Russen und mit den Ungarn. Und vielleicht hat man ja aus diesem lächerlich falschen Motiv heraus gesagt, also her mit diesen Vančuras und Ota Pavels und Kálmán Mikszáths, mit diesen ukrainischen Satiren und Humoresken und diesen Schlemmergeschichten Gyula Krúdys. Alles Na-

men und Titel, die man bei uns im Westen überhaupt nicht gekannt hat. Dabei handelt es sich ja wirklich um Perlen und Diamanten der mittelosteuropäischen Literatur, es gibt ja kaum ein schöneres Buch als Ota Pavels »Wie ich den Fischen begegnete« oder auch sein »Der Tod der schönen Rehböcke«, alles Titel, die auch im »Literaturgeständnis« am Ende meiner »Grünen Jungfer« zu finden sind. Denn aus diesen Büchern habe ich herrliche Sätze gekrampfelt und im Inneren meines Textkubus versteckt, schon jetzt sehe ich, vor meinem geistigen Auge, daß auch einmal meine »Grüne Jungfer« in Altpapierpressen zusammengestaucht werden wird, ja, auch die »Grüne Jungfer« geht einmal den Weg allen ... nicht Fleisches, aber Papiere und landet in Säurebädern, mein einziger Trost, es werden schöne Sätze darin versteckt sein, auch mein Buch, wie jedes Buch, ist ein Geheimspeicher schöner Sätze, ansonsten kann auch ich zu diesem drohenden Schicksal nur sagen: In Ordnung, ich bin einverstanden.

Sicherlich hätte ich im »Literaturgeständnis« am Ende der »Grünen Jungfer« Verlagsangaben machen können – ich wollte es allerdings meinen Zitatendetektiven nicht zu leicht machen, ein bißchen suchen sollen sie schon auch, und außerdem bereitet das einen wohligen Schauer der Leidenschaft: das erst Suchen und dann Finden verschollener Bücher. Hätte ich dennoch Verlagsangaben gemacht, hätte dort hinter so manchem Buch stehen müssen »Rütten & Loening, Berlin-Ost«, oder auch »Volk & Welt, Berlin-Ost«, denn auf dem Grund dieser DDR-Verlagsprogramme waren oft Perlen zu finden, von denen hatten wir im Westen gar keine Ahnung, ja schlimmer noch: Wir wollten nicht einmal etwas von ihnen wissen! Uns genügte, wenn jede Buchsaison ein neuer Star aus den USA angepriesen wurde, einem Land, das anscheinend über eine Fließbandproduktion verfügt, was Literaturstars betrifft. Wir sollten, schon aus mitteleuropäischen Selbsterhaltungsgründen, diese Moden nicht widerstandslos mitmachen. Daß drüben in den Staaten jährlich, ja saisonal, Literatursternchen kriert werden, sollte uns nicht überraschen und auch nicht beeindrucken. Das erklärt sich nämlich dadurch, daß man in den USA fast ausschließlich damit beschäftigt ist, auf sich selber zu schauen, eigentlich in jeder Beziehung, also auch in der literarischen. Auch da schaut man nur auf sich selbst, auf das literarische Schaffen im eigenen Lande, damit auch ja noch das klitzekleinste Starlein entdeckt werde, wenn es irgendwo den Finger hebt und sagt »ich hab auch etwas geschrieben«.

Und weil man so angestrengt mit dem Auffinden seiner eigenen kleinen Starleins beschäftigt ist, kann man sich natürlich nicht mit dem belasten, was in anderen Ländern geschrieben wird. Sage und schreibe 330 literarische Werke waren es, die im Jahr 2003 aus anderen Sprachen ins Amerikanische übersetzt und dort auf den Buchmarkt gebracht wurden. 330 Buchtitel, das macht ein Prozent der gesamten Buchproduktion aus – man muß sich wirklich nicht mehr wundern, warum Amerika so überhaupt keine Ahnung von der übrigen Welt hat. Der Fairneß halber füge ich hinzu, daß es in Amerika selbst Menschen gibt, die sich dieses Defizits durchaus bewußt sind und die ihre eigene Gesellschaft darob herb kritisieren, wie zum Beispiel der Übersetzer Michael Hofmann, der den Galizier und glühenden Habsburger Joseph Roth ins Amerikanische übersetzt hat, auf daß seine Landsleute einmal erfahren, daß es neben ihrem Philip Roth auch einen Joseph Roth gibt. Er, Michael Hofmann, hat in Bezug auf seine nahezu keinerlei ausländische Literatur lesenden Amerikaner und ihre eigene amerikanische Literatur gesagt: »Ohne Übersetzungen und ohne Kontext einer Weltliteratur kann man wohl kaum von einer großen Literatur sprechen.« Wenn unsereiner so etwas sagt, ist er gleich ein Anti-Amerikaner!

Ein Prozent der gesamten Buchproduktion also sind in Amerika Übersetzungen aus anderen Sprachen. Im alten Europa sind es durchschnittlich 45 Prozent. Das nenne ich die Herstellung eines Kontextes und die Einbindung in Weltliteratur. Und wer so eingebunden ist in die Weltliteratur, der schreibt auch selber Weltliteratur. Das formuliere ich jetzt ganz bewußt provokant und als durchaus ernstgemeinte Verteidigung des weiter oben von mir nicht ganz ernst als Schlawinerangelegenheit ironisierten Krampf-lertums in der Literatur: Nur wer liest, sich das Gelesene merkt, dann mit dem Gemerkten im Hinterkopf selber schreibt und zwangsläufig in das selber Geschriebene das woanders Gemerkte mit einbaut, so also das Vor-Geschriebene weiter- und umschreibt, der schafft, davon bin ich fest überzeugt, Weltliteratur. Alles andere wäre ein erinnerungsloses Schreiben, was ein Widerspruch in sich ist: Denn Schreiben heißt Erinnerung herstellen, unter anderem eben auch Erinnerung an woanders Gelesenes.

In diesem Sinne verstandene Weltliteratur ist vorstellbar selbst am entlegensten Ort, in der weltfernten Gegend. Sogar in einem gottverlassenen Kaff in den Beskiden im polnisch-slowakischen Grenzgebiet. Zum Beispiel in dem Ort Wołowiec. Dort wohnt Andrzej Stasiuk. Ich muß ihn noch ein-

mal als Zeugen bemühen. Weil sein Fall exakt beschreibt, was ich meine. Andrzej Stasiuk betreibt mit seiner Frau, Monika Sznajdermann, einer studierten Ethnologin, in diesem winzigen Ort Wołowiec einen Verlag. Czarne heißt er, was nichts anderes bedeutet als »schwarz«. Und Czarne ist ein winziger Weiler, nicht weit von Wołowiec, im Grunde sind es nur ein paar Hütten ohne Strom und Telefon, und eine Köhlerei, deshalb auch der Name »schwarz«. Dort hat Andrzej Stasiuk zwölf Jahre lang gehaust, erst alleine, dann kamen Frau und Kinder dazu.

Andrzej Stasiuk ist ja mittlerweile ein europaweit bekannter Autor mit guten Einkünften. Die steckt er alle in diesen Verlag, um dort jungen polnischen Autoren ein Forum zu bieten, aber auch anderen Ost- und Mitteleuropäern, vorzugsweise seinen eigenen literarischen Favoriten, etwa Bohumil Hrabal oder auch Andrej Platonow. Diese Favoriten wird man, wenn man sucht, selbstverständlich auch in Stasiuks Texte eingeschmuggelt finden, denn, wie könnte es anders sein bei einem mitteleuropäischen Autor wie Stasiuk, auch er ist ein großer Zitierer. Er hat es in seinem Buch »Wie ich Schriftsteller wurde« gestanden, in dem es um ziemlich viel geht, nur nicht darum, wie Stasiuk Schriftsteller wurde. Bis zu seinem 26. Lebensjahr lebte er in Warschau. Das erklärt, wieso er, der Großstädter, mit solch staunenden Augen in die ganz und gar abgelegene Welt der Beskiden eintauchte und dort einen Reichtum an Eindrücken erlebte, der es ohne weiteres mit dem Großstadtleben aufnehmen konnte.

Wie dieses Großstadtleben in Warschau in den achtziger Jahren, also unter dem Kriegsrecht des General Jaruzelski, ausschaute, das kann man nachlesen in Stasiuks »Versuch einer intellektuellen Autobiographie«. Auch dieser Untertitel ist natürlich reiner Sarkasmus. Andrzej Stasiuk mag alles Mögliche gewesen sein, eine Mischung aus Punk, Hippie und Stadtstreicher, später war er Knastbruder und danach dann Krankenpfleger in der Psychiatrie, eines aber war er bestimmt nie: Das, was wir uns unter einem Intellektuellen vorstellen. Daß er im Gefängnis landete, hatte folgenden Grund: Er gehörte einer pazifistisch-anarchistischen Jugendbewegung an, »Freiheit und Frieden« nannte sie sich, ihre Mitglieder waren sich einig in der vollständigen Ablehnung von allem, was mit dem kommunistischen Staatswesens zu tun hatte. Selbstverständlich bedeutete dies auch, den Militärdienst zu verweigern. Das allerdings wiederum bedeutete in einem kommunistischen Staat wie Polen, auf der Stelle in den Knast zu wandern. Als

Stasiuk von dort wieder entlassen wurde, galt er unter seinen gleichaltrigen Mitstreitern als Held. Und ein Held muß natürlich seine Autobiographie schreiben. Und weil Stasiuk ein schlauer Autor ist, wenn auch einer, der bis zu diesem Zeitpunkt noch nichts geschrieben hatte, schaute er erst einmal, wie die anderen das gemacht hatten. Jean Genet habe er gelesen, schreibt Stasiuk, den Skandalautor aus Frankreich, der auch Jahre seines Lebens im Knast verbracht habe, aber das sei nicht Knast gewesen, was dieser Jean Genet schreibe, das sei alles reine Fiktion, schreibt Stasiuk. Dagegen Beckett! ... Beckett habe zwar nie im Knast gesessen, aber der habe genau gewußt, was dort abgeht. Und so, lesend, das Gelesene befragend, dann bald auch selbst schreibend, und das befragt Gelesene dort mit einarbeitend, schrieb Stasiuk »Wie ich Schriftsteller wurde«. An einer Stelle heißt es darin:

»Céline machte mich damals überhaupt nicht an. Heute klaue ich bei ihm soviel wie möglich. Das für den Fall, daß irgendein Kritiker glaubt, er hätte Amerika entdeckt. Ich sitze und klaue, daß die Balken krachen. [...] Der gesamte Rock 'n' Roll ist von den Amerikanern und Engländern geklaut. Fragt sich, warum niemand im Rock 'n' Roll von den Deutschen klagt. In der Literatur auch nicht besonders. Na, vielleicht ein oder zwei. Ich jedenfalls nicht. Kürzlich war ich einen Monat in Deutschland. Von denen möchte ich ums Verrecken nichts abkupfern. [...] Die Deutschen hatten eine einzige gute Kapelle. Sie hieß Trio. Die hörten wir am laufenden Band. Dagegen lasen wir kein deutsches Buch am laufenden Band. Russen, Franzosen und Amerikaner. Dann die Tschechen. Pluszowy gab mir Ota Pavel, und ich weinte. Versuch mal, über einem deutschen Buch zu weinen.«

Das allerdings hat mich wirklich tief getroffen, daß Andrzej Stasiuk schreibt, »versuch mal einer, über einem deutschen Buch zu weinen«, das sei ja direkt zum Lachen. Und was es so bitter macht: Er hat, verdammt noch mal, nicht ganz unrecht. Trotzdem: Ein paar deutsche Bücher gäbe es vielleicht doch, die ihn zu Tränen rühren könnten. Wenigstens eine kurze Aufzählung möchte ich hier anfügen. Jean Paul zum Beispiel, unter anderem sein »Schulmeisterlein Wuz« oder auch »Selina oder Über die Unsterblichkeit«. Was ist denn mit Heinrich Heine oder Jakob Michael Reinhold Lenz (aber ist der nicht eh ein halber osteuropäischer Barbar)? Jurek Beckers »Jakob der Lügner« fällt mir spontan ein, den möchte ich sehen, der da das Auge trocken halten kann! Und kennt man in Polen überhaupt den

Namen Petra Morsbach, wo man ihn doch nicht einmal in Deutschland ausreichend kennt, eine großartige Autorin, deren St.-Petersburg-Roman »Plötzlich ist es Abend« genau jene Stimmung evoziert, die das vorangestellte Motto von Salvatore Quasimodo meint: »Jeder steht allein / auf dem Herzen der Erde, / durchdrungen von einem Strahl Sonne, / und plötzlich ist es Abend«.

Manches von Sibylle Berg ist so todtraurig, daß es zum Heulen ist, auch zum Lachtränen-Heulen, denn das Tragisch-Traurige ist ja schnell auch komisch, irrsinnig komisch. Bei Edgar Hilsenrath und George Tabori ist es übrigens genauso. Tabori trockenen Auges zu lesen, ist unmöglich. Jetzt hätten wir schon einiges beieinander, man müßte die Liste einmal nach Wołowiec schicken und anfügen, daß sie beliebig fortzusetzen sei, beispielsweise mit dem erst jüngst erschienenen Erzählungsband »Bernsteintage« von Maxim Biller. Die Erzählung, in der er beschreibt, wie ein Achtjähriger in einem böhmischen Kurort den Einmarsch der russischen Truppen erlebt und wie das wenige, an das er sich klammern kann, die Geschwisterliebe zu seiner Schwester Jarka ist – einfach großartig!

Aber gut. Ist das schon der Gegenbeweis? Der Gegenbeweis zu Andrzej Stasiuks Behauptung, es sei unmöglich über einem deutschen Buch zu weinen. Er sagt ja »deutsches Buch«. Meint also wohl so Sachen wie »Kritik der reinen Vernunft« oder »Das Kapital« oder »In Stahlgewittern«. Ich weiß, ehrlich gesagt, nicht, was er meint. Ob er George Tabori überhaupt gelten ließe? Oder Maxim Biller? Letzterer ist immerhin Sohn jüdischer Eltern, die aus Rußland emigrieren mußten, eine Zeitlang in Prag lebten und dann, nach '68, ein zweites Mal emigrierten, nach Westdeutschland. Immerhin hat Maxim Biller, wenn ich mich nicht täusche, nie anders geschrieben als deutsch. Deutsche Bücher sind Bücher, die in Deutsch geschrieben sind. Basta. Auch die Bücher von Galsan Tschinag sind deutsche Bücher. Kann er über die auch nicht weinen, unser Andrzej Stasiuk, etwa als die Karawane der Tuwiner endlich wieder in ihrer alten Heimat angekommen ist?

Das würde mir wirklich einiges bedeuten, Andrzej Stasiuk soweit zu bringen, daß er zugeben müßte, auch er habe einmal über einem deutschen Buch eine Träne verdrückt. Was fehlt den deutschen Büchern noch, daß solches tatsächlich passieren könnte? Vielleicht etwas Osterfährung. Osterweiterung. Angefangen hätte ich ja schon damit, mit meiner persönlichen

literarischen Osterweiterung. Man muß nur dem Naheliegenden folgen. Nahe und tatsächlich liegend, nämlich auf dem von Efeu überwucherten Boden eines ehemaligen Friedhofes liegend, und zwar im nur vier, fünf Kilometer entfernten, also schon sehr nahen Grafenried war der Grabstein von Joseph Knorr für mich. Ja, ihn brauche ich jetzt nochmal, zum Schluß. Irgendwie muß ich ja zum Schluß kommen.

Unser Joseph Knorr ist in China geblieben, hatten wir angenommen. Was im alten Europa so passierte, darüber haben ihn vielleicht, nehmen wir einmal an, Briefsendungen aus der Heimat auf dem Laufenden gehalten. Und so wird er erfahren haben, was sich im alten Europa abspielte, ich mach's jetzt kurz, in Stichworten: Also 1914 Sarajewo, die Ermordung des Thronfolgers, Ausbruch des Ersten Weltkrieges, Giftgasschlachten im Westen, Stellungskriege im Osten, schließlich 1918 Kriegsende, aber auch Ende des Habsburgerreiches, Abdankung des Kaisers, Entlassung des tschechischen Volkes in die Freiheit, aber vielleicht kam das unserem Joseph Knorr in China alles sehr wirr vor, sehr unsicher, vielleicht hat er sich nicht mehr ausgekannt. Kein Kaiser mehr! Wie ist das möglich? Und hat sich gedacht, da bleib ich lieber, wo ich bin, zum Beispiel irgendwo an der Küste des Chinesischen Meeres.

Er könnte ja bei einem alten, erfahrenen Fischer angeheuert haben, warum nicht? Und zwar bei einem ganz besonderen Fischer, einem, der auf Haifische geht. Haifischflossen gelten in der chinesischen Küche immerhin als absolute Delikatesse. Von der legendären Familie Tan, einer in ganz China berühmten Feinschmeckerdynastie, ist ein Rezept überliefert, das unter anderem neben Haifischflossen auch Seegurken, Kamelhöcker und Bärenatzen vorsieht – also richtige Bärenatzen, nicht dieses Gebäck gleichen Namens, das wir im Böhmerwald kennen, nein, Tatzen vom Braunbär, aber nur die linken Vordertatzen, die anderen drei kannst du wegwerfen.

Haifischfischer, das wäre doch eine Tätigkeit für unseren Joseph Knorr aus Grafenried! Wir lassen ihn bei einem alten erfahrenen chinesischen Haifischfischer gewissermaßen in die Lehre gehen. Haifischfang ist naturgemäß eine aufregende, ja lebensgefährliche Sache. Was ließen sich da für großartige Szenen beschreiben (und auf die Beschreibung von Fischfangszenen bin ich ja spezialisiert, man lese in der »Grünen Jungfer« die Seiten 20 bis 27). Wie die beiden mit einem Ruderschiff aufs Meer hinausfahren, wie sie die Leinen mit den Ködern auswerfen, wie nach Stunden des War-

tens sich plötzlich das Ungeheure von dort tief unten ankündigt, und zwar ankündigt durch das Hinabschnellen der aufgeringelt auf dem Bootsboden liegenden Leine. Jetzt heißt es geistesgegenwärtig sein, der alte Chinese schlang die Leine flink um die Ducht und befahl Joseph, sich festzuklammern. Ein gewaltiger Schlag elektrisierte die Welt. Die Leine summt wie Kristallglas. Das Boot trieb schneller ab als ein Wassertropfen auf einer Entenfeder. Der verblüffte Joseph packte die Ruder und versuchte verzweifelt, das Boot wieder auf Kurs zu bringen. Das Ganze dauerte nur ein paar Sekunden, dann legte sich die Turbulenz wie ein Passatwind. Der Chinese begann einzuziehen, unerschütterlich, vorsichtig, Zentimeter um Zentimeter. Vier Stunden lang gab er keinen Fingerbreit seiner 120 Meter Schnur nach.

Dann – endlich! – wurde die Leine heller, die Haken tauchten unter der Wasseroberfläche auf. Joseph riß die Ruder los, um einen silberschimmernden Hai zu harpunieren; dann einen zweiten mit aufgeschlitztem Bauch, der zwar schon tot war; dann einen dritten, der wild um sich schlug und dem man eins auf den Kopf geben mußte; dann einen vierten ... Als sich das Blau über dem noch untergründigen Schatten einer gewaltigen Masse verflüchtigte, die gekreuzigt quer am letzten Haken hing, wäre er vor Schreck fast umgekippt: Die Kreatur blinzelte ihn aus winzigen Äuglein an, in denen alle Bosheit der Schöpfung lauerte.

So würde ich sie vielleicht erzählen, die Geschichte von Joseph Knorr aus Grafenried und wie er ein Haifischfischer im Chinesischen Meer wurde. Ich habe sie jetzt gerade erzählt mit einem wortwörtlichen Zitat aus dem großartigen Roman »Texaco«. Ich habe kein Jota ändern müssen an diesem Zitat, nicht einmal der Name »Joseph« ist von mir eingefügt, der steht tatsächlich im Original der 1992 bei Gallimard in Paris erschienenen Erstausgabe. Geschrieben wurde es in kreolischem Französisch von Patrick Chamoiseau, einem unglaublich einfallreichen Autor. Aufmerksam geworden bin ich auf ihn auch nur deshalb, weil Milan Kundera mit ihm eine gewagte, mir aber sofort, nachdem ich Chamoiseau gelesen hatte, einsichtige Verbindung herstellte. Und zwar schrieb Kundera dies im Vorwort einer Anthologie des Suhrkamp Verlages mit dem Titel »Die Prager Moderne«. Es geht darin um die Tendenzen der tschechischen Literatur seit 1945. Kundera schreibt: »Auf den ersten Blick hat es den Anschein, als gäbe es keinen Autor, der so tschechisch schreibt wie Bohumil Hrabal. Das ist eine

seltene optische Täuschung: in Böhmen ähnelt ihm keiner. Die häufig erwähnte Ähnlichkeit mit Hašek ist rein äußerlich und vermag nicht im Geringsten die Poetik Hrabals zu erklären. Sie hat jedoch viele Analogien in Südamerika, beispielsweise auf Martinique, wo der außerordentliche Romanschriftsteller Patrick Chamoiseau lebt: Als ich einen seiner Romane las, mußte ich ununterbrochen an Hrabal denken.«

Quod erat demonstrandum: Böhmen ist selbst mit Martinique verbunden. Und selbstverständlich ist Böhmen auch mit China verbunden, dank Joseph Knorr. Und China wiederum mit Martinique. – Ich erzähle jetzt das Ende von Joseph Knorr, der ja, laut Grabstein in Grafenried (wieso eigentlich steht sein Grabstein in Grafenried?) im Jahre 1920 im Chinesischen Meer gestorben ist. Nein, nicht bei der Haifischjagd. Das war anders. Joseph Knorr entwickelte sich mit den Jahren zu einem fanatischen Glücksspieler. Einmal des Milieus wegen: Fischerkneipen. Dann des Übermuts wegen. Wer täglich mit Bestien wie Haifischen kämpft, der kann auch das Schicksal niederringen und das Glück erzwingen. Und so präparierte er die Würfel und zinkte er die Karten und gewann doch ständig gleich wieder verjübeltes Geld. Einmal aber, unersättlich und aus purer Langeweile, ließ er sich dazu herab, in einer Kirche, wo der Blitzschlag ein und aus geht, mit einem gotteslästerlichen Zombie eine Partie Bakkarat zu spielen. Selig im Wahn des Sieges wiegte sich Joseph, genannt Jojo, doch als er seine Gewinnzahl aufdecken mußte, da verwandelte sie sich – schau, schau! – in eine Vier und so weiter, bis Joseph auf seinen Siegelring setzte, dann auf seine Unterhose, auf das Blut seines linken Beines, zu guter Letzt auf die Erinnerung an seine Taufe in der Grafenrieder barocken Georgskirche, worauf er in ein Stück fauliges Aas verwandelt wurde; was Wunder, daß ihn die Müllmänner für eine verendete Ratte hielten und ihn versehentlich ins Meer kippten – doch ich wollte eigentlich etwas anderes erzählen.

Das sagt Patrick Chamoiseau in seinem Roman »Texaco«. Auch diese Stelle stammt aus seinem Buch, mit ein paar kleinen Abänderungen diesmal. Man begegnet in diesem Roman übrigens dem gleichen Prinzip der ständigen Abschweifung, das ich zu Anfang ein zutiefst mitteleuropäisches nannte, jetzt muß ich erkennen, es ist auch ein zutiefst karibisches. »Doch verlieren wir nicht den Faden«, heißt es unablässig bei Chamoiseau, »wenden wir uns, Masche um Masche und wenn möglich mit verschränkten Maschen dazwischen, wieder unserer Geschichte zu.« Was war jetzt nochmal

meine Geschichte? Ach ja, ich wollte von der Masche erzählen, von der Masche mitteleuropäischer Autoren, sich ständig bei anderen Autoren zu bedienen. Ich nannte das literarischen Mundraub. Das Thema Mundraub ist juristisch, habe ich mir sagen lassen, ein besonders heikles und nicht so ohne weiteres in Kürze darstellbares. Eins aber ist klar und scheint für unseren Zusammenhang besonders wichtig: Strafverfolgung bei Mundraub findet nur auf Verlangen der Bestohlenen statt.

Hier sind wir an jenem Punkt angelangt, wo noch einmal Péter Esterházy ins Spiel kommen muß. Zu seinem großartigen, von mir ja bereits zitierten Roman »Harmonia caelestis« gibt es ein interessantes Beiheft, das einiges Prinzipielle zum Thema enthält. Unter anderem ein im NDR gesendetes Gespräch zwischen dem Autor und Wend Kässens. In ihm sagt Péter Esterházy: »Es ist ganz egal, ob ich einen Satz auf der Straße höre oder bei jemandem lese oder ob er wie bei Pallas Athene aus meinem Kopf herauspringt. Da sehe ich keinen Unterschied, das ist derselbe Status.« Volleste Übereinstimmung meinerseits mit diesem Satz, den müßte ich eigentlich zitieren.

Des Weiteren ist in diesem Beiheft ein von Esterházy sogenanntes »Verzeichnis der Gasttexte« abgedruckt. Also Texte, die in »Harmonia caelestis« zu Gast sind. Was ich mit einzelnen Sätzen, manchmal Ab-Sätzen mache, macht Péter Esterházy mit ganzen Geschichten. Es gibt in »Harmonia caelestis« seitenlange Passagen, die sind Wort für Wort zu Gast gekommen aus anderen Büchern. Zum Beispiel aus Danilo Kiš »Enzyklopädie der Toten«. In diesem Buch gibt es eine Erzählung, die beginnt mit dem Satz »Als an jenem Frühmorgen im April die Wächter in seine Zelle traten – es war der Tag, an dem, wie ein kaiserliches Dekret bestimmt hatte, seine Hinrichtung stattfinden sollte –, kniete der junge Esterházy auf dem Boden, die Hände fest zum Gebet gefaltet.« Péter Esterházy ist verständlicherweise der Meinung, daß dieser Text seiner sei. Zumal er generell der »kindisch romantischen Vorstellung« anhängt, es existiere eine Welt, »in der es nur Bücher und Texte gibt, die miteinander sprechen, diskutieren, einander helfen, miteinander sind, sich aufeinander beziehen«.

Esterházy las also diese Erzählung von Danilo Kiš. »Ich habe mich sehr darüber gefreut, daß dieser Text vorhanden war«, gesteht er, »daß er geschrieben wurde. Ich bin ein relativ wohlzogener Mann, also schrieb ich nach Paris, um eine Erlaubnis habe ich nicht gebeten, habe nur mitgeteilt,

daß ich den Text nun wegnehmen werde, da er offensichtlich mir gehört. Der Adressierte schrieb mir, daß ich das tun könne und daß ich ihm auch einmal eine Gefälligkeit tun könne, von deren Beschaffenheit er mir allerdings nichts weiter mitteilte. Wir benahmen uns auf Anhieb, als hätten wir einander gekannt. Damals habe ich nicht gewußt, daß meine Unternehmung das Hängen des Henkers bedeutete, ich wußte nichts vom großen Plagiaten-Skandal, die ›Anatomiestunde‹ war mir nicht bekannt, ich wußte nicht, daß meine Gestik eine Danilo-Kiš-Gestik war, eine Paraphrase, eine Karikatur.« Ende Zitat Esterházy, und ich füge hinzu: es war neben Paraphrase und Karikatur auch ... Zitat. Esterházy hat die Geste des Zitierers zitiert, ohne es zu wissen.

In zwei Dingen irrt Esterházy, meiner Meinung, gewaltig. Erstens: Texte gehören niemandem (allenfalls dem Leser, und dem auch nur für den Augenblick des Lesens). Zweitens: Man kann sie daher auch nicht irgendjemandem wegnehmen. Nein, statt Wegnehmen machen Autoren etwas ganz anderes, viel weitreichenderes, wofür wir seit ungefähr 15 Jahren, seit Aufkommen des world wide webs, eine den Umstand kurz und bündig erklärende Metapher haben: Sie verlinken Texte. Das tun Autoren zwar schon seit 2000 Jahren, vielleicht auch schon länger, neuerdings aber haben wir den Begriff dazu: verlinken. Péter Esterházy hat in seiner »Harmonia caelestis« einen Link zu Danilo Kiš »Enzyklopädie der Toten« gesetzt. So ist das.

Zum Schluß möchte auch ich jetzt noch einen Link machen und zwar vom »Chinesischen Meer« zu Vilém Flusser. Das mag abenteuerlich oder mindestens weit hergeholt erscheinen. Aber so ist es nun mal: Das Leben holt weit her. Wenn man mit dem Suchbegriff »Chinesisches Meer« über den Text eines 2003 in der kleinen Freiburger »orange presse« erschienenen Bändchens zu dem tschechischen Philosophen Vilém Flusser geht, wird man auf den Satz stoßen: »Einige Exemplare von Vampyroteuthis infernalis sind kürzlich aus dem Chinesischen Meer gefischt worden.« »Vampyroteuthis infernalis« ist einer der vielen Buchtitel von Vilém Flusser, erschienen 1987. Damals war Vilém Flusser lediglich einem kleinen Insiderkreis bekannt. Vielleicht also doch naheliegend meine erste Assoziation bei dem Satz »Einige Exemplare von Vampyroteuthis infernalis sind kürzlich aus dem Chinesischen Meer gefischt worden«, nämlich daß ich dachte, da

seien tatsächlich Buchexemplare von Vilém Flussers Schrift im Chinesischen Meer gelandet.

Aber nein, es war natürlich anders, Vilém Flusser hat tatsächlich Exemplare jener Riesenkalmarie gemeint, die gelegentlich Fischern ins Netz gehen und für ein veritables Erschrecken sorgen, beweisen diese Riesenkopffüßler mit Fangarmen von 20 Metern Länge doch, daß Jules Vernes Phantasie gar nicht so weit von der Realität entfernt war, als er von Kraken schrieb, deren Fangarme ganze U-Boote umklammern können. Flusser hat sich eine Zeitlang tatsächlich mit Kraken und Kalmaren befaßt, hat Zooaquarien und Naturkundemuseen besucht, dann aber – wie stets in seinen Schriften – eine ganz eigene, originelle und ungewöhnliche Metapher beziehungsweise Fabel entwickelt. Ja, genaugenommen ist es eine Fabel, insofern hier ein Tier zu Wort kommt.

»Ich habe mir überlegt, wie die Welt aussehen müsste, wenn man sie aus der Tiefe ansieht«, schreibt Flusser: »Ich habe die jetzt existierenden Kraken als Anthropoiden angesehen und aus diesen eine Krake Sapiens sapiens herausprojiziert.« *Vampyroteuthis infernalis* steht also für eine Denk- und Wahrnehmungsweise, die nicht von einem erhöhten Standpunkt argumentiert, sondern aus der Tiefe heraus. Seine Denk- und Wahrnehmungsorgane sind gewissermaßen an den Füßen lokalisiert. In Flussers Terminologie gesprochen sind Riesenkraken Nomaden par excellence. Der Nomade denkt mit den Füßen. (Außerdem sagt Flusser: »Selbsthafte besitzen, Nomaden erfahren.« Und ich sage: Selbsthafte sitzen auf ihren Textfeldern und halten krampfhaft ihre Urhebererschaft fest, Nomaden streichen umher und sammeln herumliegende Zitate ein.)

»Weichtierstrategien« zu übernehmen, empfiehlt denn auch Vilém Flusser dem heutigen Menschen und sieht auch schon Ansätze dafür, etwa in dem krakenhaft sich ausbreitenden Netz untereinander verbundener Gehirne, genannt Personal Computer. Flusser ist der Theoretiker der Mobilität. Einer, der das Hohelied des Nomadentums singt. Der eine Schrift verfaßt hat, »Von der Freiheit des Migrantens«, Untertitel »Einsprüche gegen den Nationalismus«.

Das spiegelt sich auch in Flussers Existenz wider. Zwei Drittel seines Lebens war er Emigrant und Nomade. 1939 floh er vor den Nazis aus Prag nach England und später weiter nach Brasilien. 1964 verließ er auch dieses

Land, nachdem sich das Militär an die Macht geputscht hatte. Mit seiner Frau ging er zurück ins alte Europa. Und pendelte dort zwischen verschiedenen Wohnsitzen: den Sommer über waren sie in Südtirol, in Meran, die übrige Zeit in der Provence oder in London, wo die Tochter lebt.

Seine eigentliche Wohnung – im Sinne von Behausung – aber war das Unterwegssein. Wie ein Nomade zog er all die Jahre kreuz und quer über den europäischen Kontinent, eilte von einem Vortrag zur nächsten Tagung, baute er ein Netzwerk von Freundschaften auf und war immer auf dem Sprung. Er, der selber keinen Führerschein besaß und von seiner Frau Edith chauffiert wurde, hatte eigentlich nur einen festen Wohnsitz, und das war sein Auto, jahrelang ein alter Renault. Der Philosoph war nach wie vor kaum bekannt, das Ehepaar alles andere als wohlhabend. Das änderte sich – welch seltsame Koinzidenz – mit dem Fall des Eisernen Vorhangs im Herbst '89. Plötzlich wurde der jüdische Philosoph und Emigrant aus Prag entdeckt. Ein Schlüsselereignis, liest man, sei dabei sein Auftritt im Rahmen des »Steirischen Herbstes 1990« gewesen, der unter dem Motto stand »Auf und davon«. Kaum einer schien prädestinierter als Vortragender denn Vilém Flusser, schließlich war das sein Lebensmotto: auf und davon. Wir müssen aus der Seßhaftigkeit aus- und aufbrechen, so Flussers feste Überzeugung, einer der Schlüsselsätze seines Vortrags lautet: »Wenn wir nicht einander entgegenfahren, dann werden wir einander vernichten.«

Vilém Flusser ist immer wieder aufgebrochen. Nach der politischen Wende 1989 auch in Richtung seiner alten Heimat Böhmen. Im November 1991 kehrte er in seine Geburtsstadt Prag zurück und hielt einen euphorisch gefeierten Vortrag im dortigen Goetheinstitut. Wie immer mußte er gleich wieder weiter. Das Ehepaar Flusser fuhr noch im Morgengrauen in Richtung des deutsch-tschechischen Grenzübergangs in Waidhaus. Das machten sie oft, daß sie statt eines Hotels das Auto nahmen und losfuhren. Sollte die Chauffeurin zu müde werden, würden sie am Straßenrand halten.

In der kleinen Ortschaft Bor, nahe der Stadt Tachov, passierte es dann. Ein auf einer Waldstraße abgestellter weißer Lkw wurde weder von der Wagenlenkerin, Frau Edith Flusser, gesehen noch von ihrem Mann, dem sonst immer wach alles registrierenden Beifahrer. Sie prallten auf den LKW auf, Vilém Flusser kam bei diesem Unfall ums Leben. Das war in der kleinen Ortschaft Bor nahe der Stadt Tachov – welche Luftlinie ungefähr 10 Kilometer entfernt liegt von jenem Tillenberg, auf dem der Mittelpunktstein

Europas steht. Wie seltsam und doch stimmig, daß Vilém Flussers Lebensbahn, die wie ein Satellitenumlauf einmal rund um den Globus herum geführt hatte, am Ende noch einmal an der Mitte vorbeistrich, dort wo alles begonnen hatte.

6.1.5 Materialien und Verweistexte zu Stück und Poetikvorlesung

Von Bernhard Setzwein

Wurzelwerk. Roman. Feldafing: Friedl Brehm, 1984.

Hirnweltlers Rückkehr. München: Peter Kirchheim, 1986.

Oidweiwassumma. Gedichte vom Ende der Welt in altbairischer Mundart. Krefeld: van Acken, 1990 (Dichten im Dialekt 9).

Zwischen Radbuza und Regen. Ein bayrisch-böhmisches Lesebuch. Hrsg. v. František Fabian, Josef Hrubý und Bernhard Setzwein. Amberg: Buch & Kunstverlag Oberpfalz, 1993.

OberländerEckeDaiser. Gedicht. München: A1 Verlag, 1993.

Das Buch der sieben Gerechten. Roman. Innsbruck: Haymon, 1999.

Land der tausend Teiche. Das Stiftland. Amberg: Buch & Kunstverlag Oberpfalz, 1999 (Bayerische Städte und Landschaften).

Die grüne Jungfer. Roman. Innsbruck: Haymon, 2003.

Ein Fahneid aufs Niemandsland. Literatur über Grenzen. Essays, Reden, Interviews. Viechtach: edition lichtung, 2001.

Das blaue Tagwerk. Fast nichts 1997 bis 2009. Viechtach: edition lichtung, 2010.

Altmugl, Gusterberg, Havlíčkův Brod. Oder: Die Mitte ist überall und nirgends. Hör-Feature des Bayerischen Rundfunks (24.04.2010) (<http://www.br.de/radio/bayern2/service/manuskripte/manuskripte-bayerisches-feuilleton-288.html>, zuletzt abgerufen am 25.05.2015).

Jean Paul von Adam bis Zucker. Ein Abecedarium. Innsbruck: Haymon, 2013.

Weitere Quellen

Andruchowytch, Juri/ Stasiuk, Andrzej: Mein Europa. Zwei Essays über das sogenannte Mitteleuropa. Aus dem Ukrainischen von Sofia Onufriv und aus dem Polnischen von Martin Pollack. Frankfurt am Main: edition suhrkamp, 2004.

Andruchowytch, Juri: Das letzte Territorium. Essays. Aus dem Ukrainischen von Alois Woldan. Frankfurt am Main: edition suhrkamp, 2003.

Becher, Peter: Zwischen München, Prag und Wien. Essays und Feuilletons 1990-1995. München: Adalbert-Stifter-Verein, 1995.

Becher, Peter/ Ettl, Hubert (Hrsg.): Böhmen. Blick über die Grenze. Viechtach: edition lichtung, 1992 (Reise-Lesebuch).

Chamoiseau, Patrick: Texaco. Roman. Aus dem Französischen von Giò Waeckerlin-Induni. München: Piper, 1995.

Chvatík, Květoslav: Die Prager Moderne. Erzählungen, Gedichte, Manifeste. Mit einer Einleitung von Milan Kundera. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1991.

Esterházy, Péter: Harmonia caelestis. Aus dem Ungarischen von Terézia Mora. Berlin: Berlin Verlag, 2001.

Esterházy, Péter: Harmonia caelestis Marginalien. Hrsg. v. Delf Schmidt. Berlin: Berlin Verlag, 2001.

Esterházy, Péter: Verbesserte Ausgabe. Aus dem Ungarischen von Hans Skirecki. Berlin: Berlin Verlag, 2003.

Esterházy, Péter/ Gahse, Zsuzsanna/ Schindel, Robert/ Setzwein, Bernhard: Wo liegt Mitteleuropa? Eine Diskussion im Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg. [Transkription einer Diskussionsrunde]. In: lichtung. ostbayerisches magazin. Viechtach, Oktober/November/Dezember 2000, Heft 4, S. 5-9.

- Flusser, Vilém: absolute. Hrsg. v. Silvia Wagnermaier und Nils Röllner. Freiburg im Breisgau: orange-press, 2003.
- Fritsch, Werner: Hieroglyphen des Jetzt. Materialien und Werkstattberichte. Frankfurt am Main: edition suhrkamp, 2002.
- Fritsch, Werner: Die Alchemie der Utopie. Frankfurter Poetikvorlesung. Frankfurt am Main: edition suhrkamp, 2009.
- Gelléri, Andor Endre: Budapest und andere Prosa. Aus dem Ungarischen von Barbara Frischmuth. Frankfurt am Main: Bibliothek Suhrkamp, 1969.
- Graf, Oskar Maria: Gelächter von außen. Aus meinem Leben 1918-1933. München: Süddeutscher Verlag, 1980 [Gesammelte Werke in Einzelausgaben].
- Grögerová, Bohumila/ Hiršal, Josef: LET LET. Im Flug der Jahre. Aus dem Tschechischen von Johanna Posset. Graz: Literaturverlag Droschl, 1994.
- Handke, Peter: Die Wiederholung. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch, 1999.
- Havel, Václav: Briefe an Olga. Betrachtungen aus dem Gefängnis. Aus dem Tschechischen von Joachim Bruss. Reinbek: Rowohlt, 1989.
- Hildesheimer, Wolfgang: Das Ende der Fiktionen. Reden aus fünfundzwanzig Jahren. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1984.
- Hrabal, Bohumil: Die Bafler. Erzählungen. Aus dem Tschechischen von Franz-Peter Künzel. Frankfurt am Main: edition, 1966.
- Hrabal, Bohumil: Schneeglöckchenfeste. Erzählungen. Aus dem Tschechischen von Petr Šimon. Frankfurt am Main: Bibliothek Suhrkamp, 1978.
- Hrabal, Bohumil: Sanfte Barbaren. Aus dem Tschechischen von Peter Sacher. Frankfurt am Main: Bibliothek Suhrkamp, 1987.
- Hrabal, Bohumil: Leben ohne Smoking. Erzählungen. Aus dem Tschechischen von Karl-Heinz Jähn. Frankfurt am Main: Bibliothek Suhrkamp, 1993.

- Hrabal, Bohumil: Reise nach Sondervorschrift, Zuglauf überwacht. Erzählung. Aus dem Tschechischen von Franz-Peter Künzel. Frankfurt am Main: Bibliothek Suhrkamp, 1994.
- Hrabal, Bohumil: Die Romane. [Enthält: Die Schur; Schöntrauer; Harlekins Millionen; Ich habe den englischen König bedient; Tanzstunden für Erwachsene und Fortgeschrittene; Verkauft Haus, in dem ich nicht mehr leben will; Allzu laute Einsamkeit; Hochzeiten im Hause; Vita nuova; Ich dachte an die goldenen Zeiten sowie ein Nachwort von Werner Frisch]. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2008 (Suhrkamp Quatro).
- Hrubý, Josef: Aus den Augen, in die Augen. Gedichte. Aus dem Tschechischen von Franz-Peter Künzel, Waltraud Seidlhofer, Christa Schmitt und Erika Anuss. Kissingen: Heiligenhof, 1996 (Poesis Ethnica 7).
- Hrubý, Josef: Den Kopf voll Safran. Gedichte. Aus dem Tschechischen von Waltraud Seidlhofer, Inge Lokay und Christa Schmitt. Viechtach: edition lichtung, 2006.
- Janda-Busel, Ingild: Spuren einst blühenden Lebens. In: Hubert Ettl/ Katharina Eisch (Hrsg.): Böhmerwald. Viechtach: edition lichtung, 2003 (Reise-Lesebuch).
- Kafka, Franz: Der Verschollene. Roman. Originalfassung. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuchverlag, 2008.
- Kafka, Franz: Tagebücher. 4 Bände. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuchverlag, 1994.
- Keane, John: Václav Havel. Biographie eines tragischen Helden. Aus dem Englischen von Thomas Bertram und Susanne Kuhlmann-Krieg. München: Droemersch Verlag, 2000.
- Keller, Ursula/ Rakusa, Ilma (Hrsg.): Europa schreibt. Was ist das Europäische an den Literaturen Europas? Essays aus 13 europäischen Ländern. Hamburg: Edition Körber-Stiftung, 2003.
- Kiš, Danilo: Familienzirkus. Die großen Romane und Erzählungen. Aus dem Serbokroatischen von Ivan Ivanji, Anton Hamm und Katharina Wolf-Grießhaber. München: Hanser, 2014.

- Kohout, Pavel: Ende der großen Ferien. Roman. Aus dem Tschechischen von Georg Birno. München: Albrecht Knaus, 1990.
- Krúdy, Gyula: Meinerzeit. Roman. Aus dem Ungarischen von Christina Viragh. München: dtv, 1999.
- Krúdy, Gyula: Schlemmergeschichten. Aus dem Ungarischen von Hans Skirecki. Berlin (Ost): Verlag Volk & Welt, 1978.
- Kundera, Milan: Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins. Roman. Aus dem Tschechischen von Susanna Roth. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuchverlag, 1992.
- Kundera, Milan: Die Unwissenheit. Roman. Aus dem Französischen von Uli Aumüller. München: Hanser, 2000.
- Lange, P. Werner: Im Antiquariat der deutschen Einheit. In: ZeitSchrift. Künstler zwischen Macht und Vernunft. Heft 2, 1999, S. 88-100.
- Moníková, Libuše: Die Fassade. M.N.O.P.Q. Roman. München: Hanser, 1987.
- Moníková, Libuše: Prager Fenster. Essays. München: Hanser, 1994 (edition akzente).
- Pavel, Ota: Wie ich den Fischen begegnete. Aus dem Tschechischen von Elisabeth Borchartd. Berlin (Ost): Verlag Volk und Welt, 1976.
- Pavel, Ota: Der Tod der schönen Rehböcke. Aus dem Tschechischen von Elisabeth Borchartd. Frankfurt am Main: Edition Büchergilde, 2008.
- Passauer Pegasus. Zeitschrift für Literatur. Sonderheft »Tschechische Gegenwartsliteratur«. Hrsg. von Edith Ecker, Karl Krieg und Bernhard Setzwein, Heft 27/28, 1996.
- Passauer Pegasus. Zeitschrift für Literatur. Sonderheft »Literatur aus der Slowakei«. Hrsg. von Ute Raßloff, Heft 36, 2001.
- Procházka, Zdeněk: Český les – Domažlicko. Historicko-turistický průvodce. Böhmischer Wald – Kreis Taus. Historisch-touristischer Führer. Übersetzung aus dem Tschechischen von Winfried Baumann. Domažlice: Verlag Zdeněk Procházka, 1992.

- Ovid: Metamorphosen. Epos in 15 Büchern. Aus dem Lateinischen von Hermann Breitenbach. Stuttgart: Reclam Universal-Bibliothek, 1986.
- Roth, Susanna (Hrsg.): Hommage à Hrabal. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1989.
- Roth, Susanna (Hrsg.): Wer ich bin. In: Erinnerung an Bohumil Hrabal, besorgt von Susanna Roth. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1998.
- Schulz, Bruno: Die Zimtläden und alle anderen Erzählungen. Aus dem Polnischen von Josef Hahn. München: Hanser, 1992.
- Seifert, Jaroslav: Alle Schönheiten der Welt. Geschichten und Erinnerungen. Aus dem Tschechischen von Eckhard Thiele. Berlin: edition q, 1992.
- Škvorecký, Josef: Der Seeleningenieur. Amüsantes zu den alten Themen des Lebens ... Frauen, Schicksal, Träume, Arbeiterklasse, Spitzel, Liebe und Tod. Aus dem Tschechischen von Marcela Euler. Wien/ München: Deuticke Verlagsgesellschaft, 1998.
- Stasiuk, Andrzej: Die Welt hinter Dukla. Roman. Aus dem Polnischen von Olaf Kühl. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997.
- Stasiuk, Andrzej: Wie ich Schriftsteller wurde. Versuch einer intellektuellen Autobiographie. Aus dem Polnischen von Olaf Kühl. Frankfurt am Main: edition suhrkamp, 2001.
- Stasiuk, Andrzej: Galizische Geschichten. Aus dem Polnischen von Renate Schmidgall. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2002.
- Topol, Jáchym: Die Schwester. Roman. Aus dem Tschechischen von Eva Profousová und Beate Smandek. Berlin (Ost): Verlag Volk & Welt, 1998.
- Topol, Jáchym: Was für ein Bastard bin ich? In: Sprache im technischen Zeitalter, Heft 170, Juni 2004.
- Tschinag, Galsan: Die Karawane. München: Al Verlag, 1997.
- Vančura, Vladislav: Launischer Sommer. Aus dem Tschechischen von Gustav Just. Berlin (Ost): Rütten & Loening, 1971.

Vančura, Vladislav: Der Bäcker Jan Marhoul. Roman. Aus dem Tschechischen von Peter Pont. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt, 2000.

Zehetner, Ludwig: Bairisches Deutsch. Lexikon der deutschen Sprache in Altbaiern. München: Hugendubel, 1997.

Zgustová, Monika: Im Paradiesgarten der bitteren Früchte. Bohumil Hrabal, Leben und Werk. Wien/ München: Deuticke Verlagsgesellschaft, 1999.

6.2 Interviews und Rezensionen zu Stück und Premiere

6.2.1 Peter Geiger: Kenner menschlicher Grundbefindlichkeiten (Ein Interview mit dem Autor)

Regensburg. Bernhard Setzwein hat dem 1997 verstorbenen tschechischen Schriftsteller Bohumil Hrabal ein komisches Denkmal für die Theaterbühne errichtet. Im Interview blickt er der Premiere entgegen und erzählt von seiner Leidenschaft.

Ein Mann sitzt inmitten eines zugewachsenen Gartengrundstücks, er schaut durch einen Feldstecher, auf dem Schoß hat er Heft und Stift liegen. Dieser Mann, Mitarbeiter des Stb, also des Geheimdienstes der Tschechoslowakei, beobachtet die nachbarliche Datscha, in der Bohumil Hrabal (1914-1997) lebt, einer der bedeutendsten tschechischen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts. So beginnt Bernhard Setzweins Theaterstück „Hrabal und der Mann am Fenster“, das am Samstag, 6. Juni, im Theater am Haidplatz in Regensburg Premiere feiert. Die Kultur-Redaktion sprach mit dem Autor:

Von Ihnen stammt der wunderschöne Satz, dass Ihre Weltanschauung eine Grenzanschauung sei. Wie wichtig ist denn der Blick über den Tellerrand der Grenze für einen Schriftsteller?

Bernhard Setzwein: Das ist die Frage, wie man Tellerrand definieren möchte. Ist die eigene Nationalliteratur schon eine Art Suppenschüssel, in der immer dieselbe Nudelsuppe schwappt, um einmal mit Thomas Bernhard zu sprechen? Ich jedenfalls hab' immer gerne in die Nachbarländer geschaut, was da so geschrieben wird. Schon als Schüler war mir die teutonische Verbiegerung à la Grass, Böll, Hochhuth irgendwann zu eng. Ich hab' angefan-

gen, die Mittelosteuropäer mit großer Begeisterung zu lesen, Autoren wie George Tabori, Péter Esterházy, aber auch Franz Kafka, den ich für einen herausragenden Humoristen halte, und Bohumil Hrabal natürlich.

Da trifft man immer wieder auf eine besondere Art von Humor, die mir vielleicht sehr entsprochen hat. Ein Beispiel aus einer Hrabal-Erzählung: Eine Frau will für ihren Mann ein Hemd kaufen. Im Laden weiß sie dessen Kragenweite nicht. Sie will schon gehen, dreht sich an der Ladentür noch einmal um, zeigt der Verkäuferin ihre zusammengekrallten Hände und sagt: „Wenn ich ihn wüрге, mache ich immer so.“ Die Verkäuferin misst ab, Hemd hat gepasst.

Und wo rührt das genau her, Ihre Leidenschaft für Bohumil Hrabal?

Setzwein: Na, genau daher. Gibt es eine einsichtigere, menschenwärmere, letzten Endes humorvollere Art, eheliches Zusammenleben zu beschreiben? Sie finden solche Perlen in jedem von Hrabals Büchern zuhauf, angewandt auf alle großen Menschheitsthemen: Liebe, Tod, Politik, Arbeit. Da geht es oft sehr existentiell zu, das schließt die humorige Art ja überhaupt nicht aus. Hrabal ist schlicht ein großer Kenner der menschlichen Grundbefindlichkeit. Man weiß bei ihm nie: Soll man lachen oder weinen?

Dazu kommt noch etwas: So sehr das immer wie absichtslose Kneipenplauderei daherkommt, gleichzeitig ist es literarisch-poetisch höchst raffiniert. Hrabal war ja auch enorm belesen. Aber er setzt halt einen Platon neben den Stammgast in der heruntergekommensten Arbeiterkneipe in Prag-Libeň, zum Beispiel.

Das zeichnet Ihr Werk ohnehin aus: Dass Sie sich meist in verehrender Geste mit Künstlerkollegen auseinandersetzen ...

Setzwein: Ja, stimmt, gelegentlich unterhalte ich mich gerne mit den Altvorderen, bei denen man halt doch einiges lernen kann. Und: Aufgrund akuter Verstorbenheit sind die wenigstens still und quatschen einem nicht dauernd dazwischen.

Die eigentliche Hauptfigur betritt erst spät die Bühne – vorher, da ist zunächst nur der Spitzel, der auf ihn, den Schriftsteller, angesetzt war, zu sehen – und von dem das Publikum über Hrabal erfährt. Ausspähen und Spionieren, überhaupt, das Freund-Feind-Verhältnis im konspirativen Bereich – das ist ja ein ebenso heißes wie aktuelles Thema, wenn man an die BND-

NSA-Affäre denkt?

Setzwein: Damit das klar ist: Mein Stück ist zeitlos. Lassen Sie sich ja nichts anderes einreden. Weil ich schon gehört habe: Jetzt kommt der wieder mit dem Hrabal, der schon 18 Jahre tot ist, und den alten kommunistischen Zeiten. Erstens ist Hrabal ein Weltliterat und seine Art, das Leben zu betrachten, universell. Zweitens, Sie sagten es schon selber, der Kommunismus mag untergegangen sein, bestimmte Praktiken leben weiter. Und zwar das Leben von Untoten, die zu immer noch größerer, will sagen furchteinflößenderer Professionalität auflaufen. Was ist doch der arme Spitzel Dutky in meinem Stück für ein Würschtel gegen die heutigen Herrschaften hinter ihren Joysticks.

Einen Autor zwischen den Buchdeckeln zu entdecken und lieben zu lernen, das ist das eine. Wie ist das, einer solchen Kopfgeburt Flügel verleihen zu müssen, dass sie den Weg auf die Bühne findet?

Setzwein: Da heißt es sich, schlicht und ergreifend, in ganz konkrete Szenarien hinein zu versetzen. Wenn ich so ein Stück zu schreiben anfangen, habe ich alles glasklar vor Augen. Ja, nicht nur vor Augen, sondern auch vor den Ohren und vor der Nase. Ich weiß, wie es da aussieht, was geredet wird, welche Art von Licht durchs Fenster fällt, welche Art von Geruch dort herrscht. Ehrlich gesagt, wenn man so weit einmal ist: Da macht es schwupps und das Stück ist fertig.

Wenn man als Autor die Kärrnerarbeit am Schreibtisch geleistet hat, bekommt man nicht auch große Lust, die Figuren und den Plot, also all das, was man da eronnen hat, selbst in Szene zu setzen?

Setzwein: Bislang war ich da immer für strenge Arbeitsteilung. Ich schreibe das Stück, zum Leben erwecken sollen es andere. Anders geht's eh nicht. Das ist die Grundregel von Theater: Nur im Teamwork.

Quelle: Der Neue Tag. 19. Mai 2015.

6.2.2 Autor Bernhard Setzwein und Regisseurin Mia Constantine im Gespräch mit Dramaturgin Meike Sasse

Meike Sasse: Herr Setzwein, wie ist es für Sie, wenn Sie einen von Ihnen geschriebenen Text erstmals auf der Bühne hören? Sind Sie aufgeregt?

Bernhard Setzwein: Aufgeregt vielleicht nicht, aber ich bin sehr interessiert, ich bin gespannt und es ist natürlich der entscheidende Schritt beim Schreiben fürs Theater. Ein Theatertext lebt nun einmal erst, wenn er von Menschen auf die Bühne gebracht wird und darum ist dieser Schritt immer ein ganz besonderer Moment.

Meike Sasse: Sie haben mir während der Probenarbeit eine Mail geschrieben, in der Sie uns alle Freiheiten hinsichtlich Ihres Textes eingeräumt haben. Ich wollte eigentlich mit Ihnen unsere Veränderungen am Text durchgehen und Sie antworteten: „Striche machen Sie bitte ganz so, wie Sie es für richtig halten.“ Das ist gerade für eine Uraufführung eine tolerante Einstellung von Seiten des Autors.

Bernhard Setzwein: Naja, hilft ja nichts. Wäre ich nicht eh schon ein auf diesem Gebiet nicht völlig unbegabter Mensch, das Theater würde mir die Toleranz schon beibringen ... unerbittlich sozusagen.

Meike Sasse: Haben Sie beim Schreiben ganz konkrete Vorstellungen von den Szenen oder sind Sie auch im Entstehungsprozess so autark, dass neue Assoziationen zu Ihrem Text Sie nicht erschrecken können?

Bernhard Setzwein: Ich habe sehr konkrete Vorstellungen, das drückt sich auch dadurch aus, dass ich ausführliche Regieanweisungen schreibe. Wobei mir völlig klar ist, dass sie nicht eingehalten werden, vielleicht gar nicht gelesen werden müssen. Ich glaube, es gibt Regisseure, die lesen sie überhaupt nicht.

Mia Constantine: ... doch, doch.

Lachen.

Bernhard Setzwein: ... aber sie dienen mir, um den Raum vor meinem inneren Auge entstehen zu lassen. Wie das Licht aussieht, wie die Figuren auftreten, wie sie sprechen ... das läuft wie ein Film vor meinem inneren Auge

ab. Bei mir sind die Regieanweisungen sicherlich auch noch ein Relikt des Erzählers in mir, denn mit dem Prosaschreiben habe ich begonnen.

Meike Sasse: Frau Constantine, was hat an dem Stoff sofort Ihr Interesse geweckt?

Mia Constantine: Vielleicht noch mal zu den Regieanweisungen: Ich lese sie sehr genau und sie helfen natürlich enorm, in die vom Autor erdachte Welt eintauchen zu können. Der nächste Schritt ist dann aber tatsächlich der, dass ich aufhöre, die Regieanweisungen so genau zu lesen, weil dann erst die eigenen Bilder, die eigenen Assoziationen entstehen. Ich hatte von Beginn an ein großes Interesse für die Grundsituation: Dutky, dieser Spitzel, der in der absurden Situation ist, den Autor Hrabal zu beobachten und eigentlich nichts zu sehen. Mit einer enormen Akribie beobachtet und notiert er dieses eigentliche Nichts. Aber genau der Umstand, dass nichts passiert, ist ihm so verdächtig. Das ist eine unglaublich theatrale Grundsituation, die Assoziationen zum Absurden aufmacht. Darüber hinaus hat mir die Auseinandersetzung mit dem Autor Bohumil Hrabal große Freude gemacht; man beginnt, sich mit seinem Leben, seiner Literatur, mit Tschechien, der politischen Situation der Zeit zu beschäftigen, und lernt einen Autor kennen, der mir so vorher nicht bekannt war.

Meike Sasse: Der Zeitpunkt ist nicht schlecht: Letztes Jahr hätte Bohumil Hrabal seinen hundertsten Geburtstag gefeiert.

Mia Constantine: Auch in Hinblick auf die Partnerschaft mit der Kulturhauptstadt Pilsen ein guter Moment, wieder auf Hrabal aufmerksam zu machen.

Meike Sasse: Über Dutky erleben wir die Überreste eines Systems, das so nicht mehr besteht. Es wird außerdem die große Einsamkeit eines Einzelnen aufgrund des fehlenden Systems beschrieben. Was ist das denn für eine Welt, für eine Zeit, in der sich Dutky eingerichtet hat?

Bernhard Setzwein: Es ist die Vorwendezeit, eine Zeit, in der er noch wichtig war und eine Aufgabe hatte. Ich habe mal eine Zeitungsnotiz gelesen, in der von einem Mann aus Japan berichtet wurde, der in den 1970er Jahren aus den Wäldern aufgetaucht ist und dachte, es wäre immer noch der Zweite Weltkrieg. Daran sieht man, wie lange sich solche Muster weiterspinnen,

wenn von außen nicht der entscheidende Impuls kommt. Und so ist es beim Dutky eben auch, er hat den Impuls einfach verpasst.

Mia Constantine: Das hat natürlich auch etwas sehr Tragisch-Komisches. Der Wahnsinn, dass jemand so lange eine Situation aufrechterhält, wirkt auf uns mit einem gewissen Abstand erst einmal komisch. Doch in ihm drin ist dieser Zustand wahnsinnig tragisch. Das ist eine starke Theatersituation für einen Stückbeginn.

Bernhard Setzwein: Natürlich ist das erst einmal ein Fakt, der schwer zu verstehen ist, es sind immerhin acht Jahre, in der Dutky in dieser Welt stecken bleibt. Doch eine solche Behauptung kann man ohne weiteres im Theater und der Kunst überhaupt machen.

Mia Constantine: Wichtig dabei finde ich, dass wir dem Zuschauer nicht gleich verraten, dass wir uns mittlerweile im Jahre 1997 befinden.

Bernhard Setzwein: Wesentlich für die Szene ist sicherlich, dass der Zuschauer noch nicht einordnen kann, wann die Szene spielt. Damit wird ganz bewusst innerhalb des Stückes ein kleines Spiel getrieben.

Mia Constantine: Das heißt, wir müssen uns die Frage stellen, wann und wie taucht diese Information für den Zuschauer auf. Darüber hinaus ist die Herausforderung, Zeit an sich erfahrbar zu machen. Uns hilft dabei ein Sound, der vergehende Zeit akustisch erlebbar macht. Aber auch die Ebene des Videos übernimmt eine entscheidende Rolle.

Bernhard Setzwein: Eigentlich ein bekanntes Phänomen: Es gibt Leute, bei denen die Zeit sprichwörtlich stehen bleibt. Zum Beispiel der Opa, der von nichts anderem als Stalingrad erzählen kann. Da stellt sich natürlich die Frage, was das einschneidende Erlebnis bei Dutky war, dass für ihn die Zeit stehen geblieben ist. Ich würde sagen, dass seine Aufgabe, die seinem Leben einen Sinn gegeben hat, ausschlaggebend war. Er wurde gebraucht, er war ein Rädchen in der Maschine.

Mia Constantine: So haben wir das auch interpretiert. Und dann auch durch die Dimension, dass seine Frau verstorben ist, wodurch seine Einsamkeit und Abgeschiedenheit noch größer wurde, die auf der anderen Seite aber auch das System mit aufrechterhalten hat.

Bernhard Setzwein: Es werden immer mehr Parallelen sichtbar. Hrabal und Dutky sind eigentlich Kollegen.

Meike Sasse: Was war für Sie, Herr Setzwein, ausschlaggebend, sich so in der Form mit dem Autor Bohumil Hrabal auseinanderzusetzen und ein Stück auch über ihn zu schreiben?

Bernhard Setzwein: Ich bin schon sehr früh, während des Studiums, auf Hrabal gestoßen, und habe bei ihm etwas gefunden, was mir bei der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur immer fehlte, nämlich dieser besondere Humor, den ich aber tatsächlich immer wieder bei osteuropäischen Autoren finde. Andere Lieblinge sind von mir Péter Esterházy oder Ludvík Vaculík. Besonders hat mich bei Hrabal seine Sicht auf das Leben fasziniert. Da gab es also offensichtlich einen Autor, der konnte einen aus Zuständen erretten, die vielleicht nicht gerade mit klinischer Depression deckungsgleich sind, aber doch mit einem gewissen „Weltverdruss“, um ein schönes Wort des mitteleuropäischen Donauraumes zu gebrauchen. Ähnliche Stimmungen kannte ich damals auch gut und so griff ich also sofort zu den Büchern Hrabals. Ich habe von ihm innerhalb kürzester Zeit alles gelesen, was auf Deutsch erschienen war, und ließ von da ab keine Neuerscheinung mehr aus. Mein Anfangsverdacht erhärtete sich: Ich entdeckte einen Autor, der mir mit der menschlichen Verfasstheit, der *conditio humana*, vertraut schien, wie nur ganz wenige. Die tragischen und die komischen Seiten des Lebens verbinden sich bei ihm auf so bezwingende Weise, dass man nie weiß, welcher Regung man nun zuerst nachgeben soll: dem Lachen oder dem Weinen.

Hinzu kommt, und das betrifft dann seine literarischen Verfahrensweisen, dass er es versteht, auch hier die denkbar konträrsten Welten miteinander in Verbindung zu bringen, nämlich zum Beispiel den Surrealismus eines Baudelaire mit dem Baustellen-Jargon sogenannter einfacher Malocher. Wie ich überhaupt sagen muss: Seine Themen- und Figurenwelten waren mir sofort vertraut, diese Kneipen-Erzähler und Schwadronneure, Brauereiarbeiter und Hinterhof-Schattenexistenzen. Ich bin ja nun mal selber einer, der nicht in den Schickimicki-Vierteln von Berlin lebt, sondern auf dem Land, und mir begegnen eigentlich ständig Typen, die aus Hrabal-Büchern entsprungen sein könnten. Hinzu kommt, dass Hrabal literarisch auch immer sehr experimentell gearbeitet hat, er hat also nicht Kneipengeschichten

1:1 erzählt, vielmehr hat er sie umgewandelt in eine moderne, avantgardistische Kunst.

Meike Sasse: Frau Constantine, Sie haben mit Ihrer Bühnenbildnerin einen sehr ungewöhnlichen Theaterraum entwickelt, der aus unterschiedlichen Ebenen besteht und für den auch der Surrealismus Pate steht. Was für ein Konzept haben Sie sich erdacht?

Mia Constantine: Wir eröffnen dieses Stück mit einem Hörspiel. Wir entziehen zunächst dem Publikum das Visuelle. Aber dieses Hörspiel entsteht auf der Hinterbühne im Off. Pina Kühn und Michael Heuberger sitzen dort und vertonen das erste Drittel des Stücks live. Ausschlaggebend für diese Idee war die Frage, wie wir uns diesen Beobachtungsposten vorzustellen haben ... und ich habe herausgefunden, dass es mich über eine längere Strecke nicht sonderlich interessiert, Dutky beim Beobachten zuzusehen. Daraus entstand der Gedanke, den Zuschauer in die gleiche Position zu bringen. Wie Dutky eigentlich nichts sieht, sehen wir ebenfalls erst einmal nichts bis sehr wenig. Alleine dadurch, dass wir den ersten Teil hören müssen, beobachten wir anders. Wir hören sie atmen, wir hören Nebengeräusche, die die Atmosphäre erst lebendig werden lassen. Der vordere Raum, den wir lange Zeit nur durch Gaze sehen, stellt für uns einen Gedankenraum dar. Es war mir wichtig, dass dort sehr viel Freiraum entsteht, der die Möglichkeit für Assoziation lässt. Wir sind dabei heimlicher Beobachter und nicht Teil des Raumes.

Im zweiten Teil mit dem Auftritt Lenkas betritt ein weiteres Mittel die Bühne. Die Videokamera. Mit dem Einsatz des Kamerabildes bleibt das Innere der Gartenlaube kein Geheimnis, vielmehr beobachten wir als Zuschauer Dutky, der weiterhin Hrabal beobachtet. Die Kamera gibt uns einen Blick vor, der mitunter recht intim sein kann, und lässt uns auch wieder anders beobachten. Dadurch haben wir übrigens das Thema der Überwachung, was heute wieder so aktuell ist, auf eine zeitlose Art und Weise in die Inszenierung integriert.

Meike Sasse: An dieser Stelle spielen Sie, Herr Setzwein, wieder mit Erwartungen und einem gewissen Grad an Missverständnissen: Lenka wird zunächst für den lang vermissten Kontakt zur Staatspolizei gehalten, den er monatelang oder noch länger nicht mehr gehabt hat. Er ist zunächst sehr

erleichtert, wieder ein Gegenüber zu haben, das von ihm Berichte einfordert.

Bernhard Setzwein: Ja, es stellt sich heraus, dass die Situation ganz anders gelagert ist. Der Arbeitstitel für das Stück war lange Zeit „Der Mann, der alles über Hrabal weiß“. Und das ist auch der Aspekt, für den sich Lenka tatsächlich interessiert. Sie lässt sich alle Geschichten von ihm über Hrabal erzählen und es entsteht ein Bild von dem Autor allein durch die Erzählung Dutkys.

Meike Sasse: Und der dritte Teil?

Mia Constantine: Der dritte Teil lässt uns dann wieder zu einem Theaterzuschauer werden. Die Traumsequenz, in der Hrabal Dutky erscheint, ist eine reale Theater-Spielsituation. Diese Umkehrung im Traum lässt uns in der Realität ankommen. Wir befinden uns wieder im Kontext der Surrealisten, der Traum spielt eine ganz große Rolle.

Dieses verschriftlichte Gespräch entstand aus dem Publikumsgespräch der öffentlichen Probe am 30. Mai 15, bei der Bernhard Setzwein erstmalig von der Konzeption der Inszenierung erfuhr, sowie einem nachfolgenden Gespräch zwischen dem Autor, der Regisseurin Mia Constantine und der Dramaturgin Meike Sasse. Bei der öffentlichen Probe fragte eine Besucherin, der das Bühnenbild, wie es sich durch das Licht verändert, sehr gefallen hat, Herrn Setzwein, wie es ihm erging, wo er doch so genaue Regieanweisungen schreibt und sie davon ausgeht, dass diese sich nicht mit der Bühnensituation decken.

Bernhard Setzwein: Stimmt. Sie vermuten ganz richtig, dass es da eine gewisse Divergenz gibt. Ich habe heute nur kleine Ausschnitte gesehen und bin nun schon sehr gespannt, um nicht zu sagen aufgeregt, wie es dann wirklich ablaufen wird. Es ist sicherlich ein Wagnis, denn für mich ist Theater erst einmal ‚lebende Menschen‘ auf der Bühne. Aber ich bin davon überzeugt, dass ein Regieteam und auch das Publikum dazu da sind, dem Autor zu erklären, was er gemeint hat.

Quelle: Programmheft zur Uraufführung am 06.06.2015 im Theater Regensburg.

6.2.3 Christian Muggenthaler: Biografie über Bande.

Hrabal und der Mann am Fenster – Mia Constantine inszeniert die Uraufführung von Bernhard Setzweins Stück am Theater Regensburg

Regensburg, 6. Juni 2015. Bernhard Setzwein und Bohumil Hrabal sind zwei Autoren, die in gewissem schreiberischen Gleichklang zueinander funktionieren: Beide entdecken gerne die große Welt im Kleinen, das Wesentliche im Nebenbei, und sei es als hartes Schicksal der Weichgetrunkenen am bayerisch-böhmischen Wirtshaustisch. Insofern ist es nicht unbedingt ein großes Wunder, dass der eine, 1960 in München geboren und in Waldmünchen in direkter Nachbarschaft zu Tschechien lebend, über den anderen, 1914 in Brünn geboren und 1997 in Prag gestorben, unter dem Titel „Hrabal und der Mann am Fenster“ ein feinnerviges Stück geschrieben hat, das jetzt am Theater Regensburg eine ebenso feinnervige Uraufführung genoss.

Ameisenforschung mit dem Kafka-Mikroskop

„Nur weil sich nichts rührt / heißt das noch lange nicht / daß sich nichts tut“: ein Zentralsatz in Setzweins Stück. Ein Satz, der von Beginn an konsequent durchgeführt wird: Der mental eher eingeleisige Staatssicherheitsmitarbeiter Dutky beobachtet fleißig Hrabals seit langem verwaiste Datsche. Mit dem ČSSR-Sozialismus ist es zwar ebenso wie mit dem Objekt des Beobachters längst vorbei, aber als aufrechter Geheimdienstler verachtet Dutky das Offensichtliche. Und schon sind wir mittendrin in Hrabals Leben, von dem Setzwein im Modus der permanenten Abwesenheit seines Sujets berichtet. Setzwein erzählt aus dem Blickwinkel eines einsamen Beobachters, wie aus Bewegungslosigkeit und Leere dennoch allmählich das Leben des Beobachteten entsteht: Wenn man nur lange und genau genug hinschaut. Das ist wie Ameisenforschung mit dem Kafka-Mikroskop.

Die junge Regisseurin Mia Constantine geht diesen Weg der Biografie über Bande konsequent weiter. Es rührt sich nichts, aber es tut sich viel. Dutky raschelt, wispert, kritzelt, wuselt geräuschvoll. Er arbeitet sich ab. Man hört ihn, aber man sieht ihn nicht, diesen troglodytischen Beckett-Spinnerich. Camila Malagoni Soldani hat der Regisseurin eine labyrinthisch-verschachtelte Bühne gebaut, die immer nur hier und da wabernde Durchblicke zulässt. Sounddesigner Jan-S. Beyer setzt Geräuschgehacktes

hinzu, bestehend aus Bleistiftkratz, Stempelknall und Schreibmaschinensalven. Später dann, der Geheimdienstgehilfe berichtet einer Fremdenverkehrsdame vom berühmten Staatspolizeiopfer, wird das Interview auf einen Vorhang projiziert, der aussieht wie eine knittrige Photoalben-Trennfolie.

Im Unwirklichkeitsmodus

Constantine beraubt dergestalt die ohnehin angeheimniste Setzwein-Handlung endgültig jeglichen Wirklichkeitshafens und landet in einem überaus angenehmen Halbrausch-Surrealismus. Das trifft das Geschehen ganz in Hrabals Sinne, weil der Tscheche mit seiner Literatur grundsätzlich auf mehreren Wirklichkeitseben zugleich zu Hause war und sich noch lieber in diese hineinsoff. Auf der Bühne selbst geschieht: lange nichts. Bis schließlich zum Ende der 70-minütigen Aufführung hin der tote Hrabal dem lebenden Dutky erscheint und über das Wesen seiner wahren Autorenschaft aufklärt. Erst da kommt die Handlung tatsächlich nach Video und Wispern auf dem Bühnenboden an: im Unwirklichkeitsmodus. Und spätestens da wird endgültig klar, worüber Setzwein eigentlich erzählt: über die Macht und die Kraft der Literatur. Dem nähern sich Autor und Regisseurin in konzentrischen Kreisen. Tastend. Gemächlich. Kontemplativ. Und mit sauber viel Sogwirkung.

Michael Heuberger ist ein Dutky voll anrührend spießiger Naivität, für den alles Unkonventionelle sofort Aufruhr bedeutet, eine Figur mit dem unheimlichen Unterstrom der normativen Kraft des Totalitarismus. Pina Kühr gibt patent die patente Fremdenverkehrsdame Lenka, Roland Avenard ist ein quietschvergnügter Hrabal-Geist in jenem berühmten Hrabal-Matrosenringelshirt, das Kostümbildnerin Christine Leers gerne aufgegriffen hat.

Quelle: Nachtkritik, 06. Juni 2015 (http://www.nachtkritik.de/index.php?option=com_content&view=article&id=11077:hrabal-und-der-mann-am-fenster-mia-constantine-inszeniert-die-ur-auffuehrung-von-bernhard-setzweins-stueck-am-theater-regensburg&catid=38&Itemid=40, zuletzt abgerufen am 28.07.2015).

6.2.4 Claudia Bockholt: Wie man ein Regime in Trümmer lacht

Bernhard Setzwein hat ein feinsinniges Stück über Bohumil Hrabal verfasst. Klug inszeniert wurde es von Mia Constantine. Pina Kühn spielt die jugendlich-frische Tourismusfrau, Michael Heuberger den naiven Dutky, an dem die Welt vorübergegangen ist.

Regensburg. Kann einer, der Ringelshirts trägt, Bäume umarmt und sein Hühnchen mit streunenden Katzen teilt, gefährlich sein? In der paranoiden Logik eines Überwachungsstaats auf jeden Fall. Denn das scheinbar Harmlose, das ist ja die beste Tarnung überhaupt. „Wenn sich nichts rührt, heißt das noch lange nicht, dass sich nichts tut“, sinniert Dutky, der Spitzel, in seinem Versteck. „Wenn es nach nichts aussieht, kracht es bald.“

Mit dem Täubchen geflogen

Bernhard Setzweins „Hrabal und der Mann am Fenster“ ist ein poetischer Lauschangriff auf den tschechischen Schriftsteller Bohumil Hrabal, der 1997, so interpretiert es Setzwein, noch mit einem hungrigen Täubchen plauderte, bevor er aus dem fünften Stock eines Prager Hauses flog – mit tödlichen Folgen. Weil er nicht mehr schreiben mochte, mochte er auch nicht mehr leben. Ausgerechnet Dutky, für den das akribische Aufzeichnen jeder Regung dieses Mannes Lebensinhalt geworden ist, hat es nicht mitgekriegt. Dabei hatte es der Dichter in seinen Büchern angekündigt. Man hätte sie halt lesen müssen.

Dies ist nur eine der Pointen, die Setzwein in seine feinsinnige Hommage geflochten hat. Schon lange hatte der Waldmünchner sich mit dem in der CSSR zunächst verfeindet, dann argwöhnisch beobachteten, aber immer von den Lesern geliebten Schriftsteller beschäftigt. Recherche, sagt er, sei deshalb kaum noch nötig gewesen, als er sich an das Werk für das Theater Regensburg machte. Am Samstag feierte es am Haidplatz Premiere und erhielt sehr viel freundlichen Applaus.

Zeit und Raum für jedes Wort

Frenetischer Jubel hätte auch deplatziert gewirkt nach diesem ruhigen, vor allem literarischen Abend, der auf laute Effekte verzichtet, auf das Detail lauscht, den Worten Zeit und Raum gibt. Gerade weil es um die Bespitze-

lung des Dichters geht, sieht das Publikum zunächst – nichts. Ganz genauso wie der etwas einfältige Dutky, der, unablässig spähend, mit völliger Blindheit geschlagen ist. Er hat nicht bemerkt, dass ihm die Frau durchgebrannt ist, nicht, dass sein Auftraggeber, die Staatssicherheit, mit der Wende verschwunden ist. Nur er sitzt noch in seinem Gartenhäuschen, seinem Menschen-Observatorium, als gewissenhafter Verwalter des Denunziantentums. Er erscheint als eher fehlgeleiteter, denn als böser Mensch: An dem Tag, als Hrabal zusehen musste, wie eine ganze Auflage seines neuen Romans vernichtet wurde, da schrieb er einmal gar nichts in sein Notizbuch.

Eine Suada zum Heiligen Strohsack

Eine junge Frau vom Touristenbüro in der Kreisstadt taucht auf (sehr frisch und natürlich gespielt von Pina Kühr) und enthüllt dem verdutzten Dutky die gewaltigen Veränderungen um ihn herum. Bei einem Glas Ribisel-Likör kommen sie ins Gespräch, und Dutky bafelt, verfällt in eine Hrabalsche Suada über sein Opfer: „Heiliger Strohsack, wie der das Faulsein liebt. Liegt auf der Terrasse und streckt alle Viere von sich“.

Michael Heuberger gibt in dieser wie für ihn geschaffenen Rolle eine große Vorstellung, bringt die Naivität, Verwirrtheit, auch die Sanftheit dieses Dutky zum Ausdruck, der sich am Ende, in der Begegnung mit dem toten Dichter, als Hrabalscher kleiner Mann entpuppt. Heuberger hat dieses Verschmitzte, das man auch dem Dichter zuschreibt, während Roland Avenard, der den Dichter in der finalen Traumsequenz spielt, in seiner Darstellung mehr den ernsthaft komischen Poeten forciert.

Theater mit wenig theatralen Mitteln

Regisseurin Mia Constantine hat das Theaterstück insoweit entdramatisiert, als sie auf theatrale Formen manchmal ganz verzichtet. Der erste Teil ist Live-Hörspiel vor weitgehend dunklem Bühnenraum. Ein Raspeln des Bleistiftspitzers, das Rascheln der Berichte stellt die Wahrnehmung scharf. Im zweiten Teil beobachtet das Publikum den Beobachter und seinen Gast via Videoprojektion. Es wird selbst zum Spitzel, einschließlich indiskretem Zoomen auf die Körperformen der Frau und neugierigem Entziffern von handschriftlichen Notizen.

Die entwaffnende Lächerlichkeit

Assoziationen zu Überwachungsskandalen sowie ein unangenehmes Empfinden des eigenen Voyeurismus stellen sich da ganz von selbst ein. Plakative politische Statements hatten weder Autor noch Regisseurin im Sinn. Das Theater richtet unseren Blick auf einen, der 75 Minuten ungeteilte Aufmerksamkeit verdient. An Hrabals Satz „Nichts muss geheim sein, weil alle die gleichen Geheimnisse haben“ darf man sich stoßen. Gleichzeitig zeigt er uns, wie man ein Regime in Trümmer lachen kann. Nichts bedroht die Mächtigen so sehr wie die Lächerlichkeit.

Quelle: Mittelbayerische Zeitung, 07. Juni 2015 (<http://www.mittelbayerische.de/kultur-nachrichten/wie-man-ein-regime-in-truemmer-lacht-21853-art1242597.html>, zuletzt abgerufen am 29.07.2015).

6.2.5 Willi Schmidt: Hrabal und der Mann am Fenster (Theater Regensburg – Aufführung am 22. Juni 2015)

Bernhard Setzwein hat sich ein absurd intelligentes Szenarium ausgedacht: Der Spitzel ist so gefangen in seinen Beobachtungen und Aufzeichnungen, dass er nicht merkt, dass das Objekt seiner Überwachung nicht mehr existiert. Die Sicherheit des Staates läuft grandios ins Leere. Vielleicht findet man die Idee auch bei Bohumil Hrabal; man sollte ihn gelesen haben oder lesen. Auch dazu möchte Setzwein anregen.

Dutky hat sein Leben dem Schriftsteller Bohumil Hrabal verschrieben. Wie eine Figur Kafkas bündelt er seine Kraft auf die Beobachtung Hrabals, zwingt sich dazu, seine „Aufgabe“ perfekt zu erfüllen, und findet darin seinen Lebensinhalt. Ein treuer Diener seines Staates, doch auch dieser kommt abhanden. Hrabal begeht Selbstmord, 1997, stürzt sich aus dem Fenster (eine in Böhmen beliebte Todesart), Dutky dürfte seine Akte schließen. Gerade wegen seiner bornierten Akribie hat er weder von Hrabals Tod erfahren, noch hat er gemerkt, dass seine Frau die Aufzeichnungen nicht bei seinem Führungsoffizier abgeliefert, sondern bei der Nachbarin, Frau Swoboda, deponiert hat. Die Staatssicherheit als Aberwitz.

Aus seiner Ignoranz wird er von Lenka gerissen, einer jungen Frau vom Fremdenverkehrsamt. Sie sucht Dutky auf, weil aus der Datsche des längst

rehabilitierten Hrabal – auf Gesinnung kommt es ja jetzt nicht mehr an – eine Gedenkstätte gemacht werden soll. Auch aus einem toten Abweichler lässt sich noch Geld ziehen. Lenka informiert Dutky über die neuen Zeiten und versucht ihn als Museums-Führer zu akquirieren, einen besseren Hrabal-Experten gibt es nicht. Eine weitere Drehung ins Absurde.

Regisseurin Mia Constantine hängt vor die Bühne einen dunklen Gaze-Vorhang, hinter dem man einen Raum mit einigen Kästen vermutet, nur dezente Beleuchtungseffekte deuten auf den Wechsel von Tag und Nacht hin. Man hört aus den Lautsprechern Dutkys Monolog, unterlegt mit Geräuschen: Dutky isst, Dutky spitzt seinen Bleistift, Dutky erläutert sich selbst die Bedeutung seiner Arbeit, man hört gebannt zu, achtet auch auf den Bühnenraum, es könnte und wird wohl etwas geschehen, man meint, eine Frau erblickt zu haben. Doch diese bleibt zunächst verborgen, eigenartige Szenen werden auf den Vorhang projiziert, Gläser mit Ribisllwein, Zettel, ein Fernglas, Dutkys Ausstattung, und dann diese Frau, die sich mit Dutky unterhält, die den düpierten Spion über die Entwicklung des Geschehens aufklärt. Die Projektion hat vor der unmittelbaren Darstellung den Vorzug, Rätselhaftes vorzuführen, im Zuschauer Assoziationen anzuregen, auch über den Sinn dieser Bühnentechnik, das verwackelte Bild strengt aber auch die Augen an.

Dann stürzt der Vorhang, und die Absurdität will nicht enden. Auftritt des toten Hrabals bzw. seines Klischeebildes, barfuß und im Ringelpulli. Jetzt, wo das Geschehen auf der Bühne real wird, unterläuft die Inszenierung die Wirklichkeit mit der Erscheinung eines Geistes. Der verstorbene Dichter holt den weltfremden Spitzel zurück ins Leben, lehrt ihn das Leben. „Das Leben ist zum Verrücktwerden schön.“ „Der Surrealismus beruht auf dem Glauben an die höhere Wirklichkeit.“ (André Breton) hatte schon auf dem Vorhang gestanden. Das Spiel ist aus, es hat natürlich kein Ende.

Michael Heuberger spielt sachlich den Spitzel, der sich in seiner eingegrenzten Welt verfangen hat und um seine Rolle am kleinen Ende der Geschichte weiß. Roland Avenard ist als Hrabal kostümiert, halb Clown, halb Weiser, man könnte sich den Dichter so vorstellen. Pina Kühr tritt erst zum Applaus auf die Bühne, im Video ist sie die frische Frau der neuen Zeit.

Bernhard Setzweins Hrabal-Abend ist kurz und kurzweilig. Man wird intelligent unterhalten und erfährt wie nebenbei allerlei über diesen Erzähler der grotesken Weisheit, den „Bafler“: „Der Bafler ist ein Mann, seine Tä-

tigkeit ist in der Sprache // der immer bafelt, dichtet. Und jede Gesellschaft oder Stammtisch immer wartet auf seinen Bafler, das ist der Mann, der kommt, und seine Taschen sind voll von schönen Geschichten, Anekdoten und er kann auch diese Anekdoten erzeugen. Er ist immer fähig, die Leute lustig zu machen.”

„Am gefährlichsten von allen ist dieser – Hrabál. Wenn Revolution, wenn überhaupt Revolution, dann nur gegen sich selbst. Sowas schreibt dieser Hrabál: Ich wollte immer nur mich verändern, denjenigen, den ich in greifbarer Nähe hatte. Mich selbst.“

Quelle: Willi Schmidt, in: Nachrichten vom Höllenhund, Blogeintrag vom 28.06.2015, 1:46 nachmittags (<https://vomhoellenhund.wordpress.com/category/theater/>, zuletzt abgerufen am 22.07.2015).

Wir haben zu danken

Für eine enge, effektive und in jeder Hinsicht vertrauensvolle Zusammenarbeit bei vielen Fragen und Problemen danken wir Bernhard Setzwein. Peter Geiger, Mia Constantine und Meike Sasse haben uns freundlicherweise ihre Gespräche mit dem Autor, Christian Muggenthaler, Claudia Bockholt und Willi Schmidt ihre Rezensionen zur Uraufführung zum Abdruck freigegeben. Allen Beiträgern und Unterstützern gilt unser herzlicher Dank!

Bisher erschienene Bände der Bamberger Texte für Bühne und Film

- Band 1: Bernhard Setzweins *Sahira oder Heinz vom Steins Fahrt ins Morgenland* herausgegeben, kommentiert, erläutert und mit Materialien versehen von Hans-Peter Ecker, 2014.
- Band 2: Bernhard Setzwein: *Fremde Stimmen*. Herausgegeben, kommentiert, erläutert und mit Materialien versehen von Hans-Peter und Kirsta Viola Ecker, 2015.
- Band 3: Bernhard Setzwein: *HRABAL und der Mann am Fenster*. Herausgegeben, kommentiert, erläutert und mit Materialien versehen von Hans-Peter und Kirsta Viola Ecker, 2015.



University
of Bamberg
Press

Der dritte Band der Reihe „Bamberger Texte für Bühne und Film“ (BTBF) präsentiert eine kommentierte und mit Materialien versehene Edition von Bernhard Setzweins Theaterstück *Hrabal und der Mann am Fenster* (UA 2015, Theater Regensburg). Dieses Projekt dokumentiert das Interesse der hiesigen Germanistik an dramatischer Literatur und der Kooperation mit Theatern sowie ihre Bereitschaft, dramatische Literatur medienübergreifend zu verstehen.

Setzweins Hrabal-Stück geht über eine bloße Hommage an einen der großen Erzähler der tschechischen Literatur weit hinaus. Seine tragikomische Handlung reflektiert das – trotz konkreter historischer Situierung – zeitlose Schicksal eines Menschen, dessen Leben vom Lauf der Weltgeschichte zunächst völlig entwertet, dann aber durch eine ironische Wendung unter umgekehrten Vorzeichen wieder mit Sinn ausgestattet wird: Aus dem Spitzel eines Überwachungsstaats, der mit akribischer Pedanterie und ambivalenten Gefühlen über Jahre hinweg einen Menschen ausgespäht hat, wird nach dem politischen Umsturz von 1989 der ideale Museumsführer für eine Hrabal-Gedenkstätte im Zeichen touristischer Vermarktung; denn er allein weiß noch Zuverlässiges und Interessantes vom Leben und Werk des inzwischen rehabilitierten Schriftstellers zu berichten.

Eine weitere wichtige Dimension des Stückes besteht in seinem poetologischen Diskurs über ästhetische Prinzipien und Techniken der modernen Kunst. Nicht zuletzt deshalb drucken wir im Materialenteil die bislang noch nicht publizierte Bamberger Poetikvorlesung des Verfassers ab.

ISBN: 978-3-86309-366-2



9 783863 093662

www.uni-bamberg.de/ubp

